Mythos wurzelt. Plaßmann zeigt dies in überzeugender Weise. Damit wird ein dankbares Thema umrissen, das einmal eine umfassende Behandlung verdiente. / **Archiv für Religionswissenschaft.** Heft 1/2, 1937. Das Archiv für Religionswissenschaft berücksichtigt seit 1936 besonders die Religion der indogermanischen Völker, vor allem der Germanen (vergl. die Vorrede des Jahrgangs 1936 und den Leitaufsatz von Friedrich Pfister „Die germanische Religion"). Dabei ist es seiner alten Tradition treugeblieben und leistet gediegene wissenschaftliche Arbeit; zu dem Mitarbeiterstab gehören vor allem deutsche, holländische und schwedische Gelehrte. Das neue Doppelheft enthält folgende Arbeiten, die den Germanenkundler besonders angehen: Merkel, Anfänge der Erforschung germanischer Religion; Hauer, Religion und Rasse; Pfister, Probleme der religiösen Volkskunde; Otto Weinreich, Zur religiösen Volkskunde Altbayerns; Fr. Behn, Die nordischen Felsbilder. Merkel berichtet über die Erforschung der germanischen Religion vor Grimm; Hauer kritisiert vernichtend die verfehlte Arbeit von Christel M. Schröder über „Rasse und Religion"; Weinreich würdigt die Veröffentlichungen von Rud. Kriß zur religiösen Volkskunde Altbayerns, die ausgezeichnete Forschungsarbeit bedeuten, „geleitet von Liebe zur Heimat und Einfühlungsvermögen in lebendige Volksreligiösität.". / **De Wolfsangel,** 2. Jg., Nr. 1, Juli 1937. Die Herausgabe der Wolfsangel übernimmt mit der ersten Nummer des 2. Jahrganges die Stiftung „Der Vaderen Erfdeel", Werkgemeenschap voor Volkskunde. Der große Leitaufsatz der vorliegenden Nummer handelt über das Odalzeichen und bringt viele gute Abbildungen. / Bruno Schier, **Der deutsche Einfluß auf den Hausbau Osteuropas. NS. Monatshefte,** Nr. 86, Mai 1937. Der durch sein Werk „Hauslandschaften und Kulturbewegungen im östlichen Mitteleuropa" rühmlich bekannte Verfasser gibt eine auf gründlicher Forschung beruhende Darstellung des germanisch-deutschen Einflusses auf den westslawischen Hausbau. „Es gibt auf westslawischem Boden kein flur-, siedlungs- und hauskundliches Merkmal, das nicht eine Spur deutschen Einflusses erkennen ließe ... Auch die slawische Forschung hat stets mit Anerkennung vermerkt, daß die westslawische Stadt als Siedlung und wirtschaftlicher Organismus auf deutschen Ursprung zurückgeht."

Dr. O. Huth.

Mitteilung: II. Nordischer wissenschaftlicher Kongreß „Tracht und Schmuck"

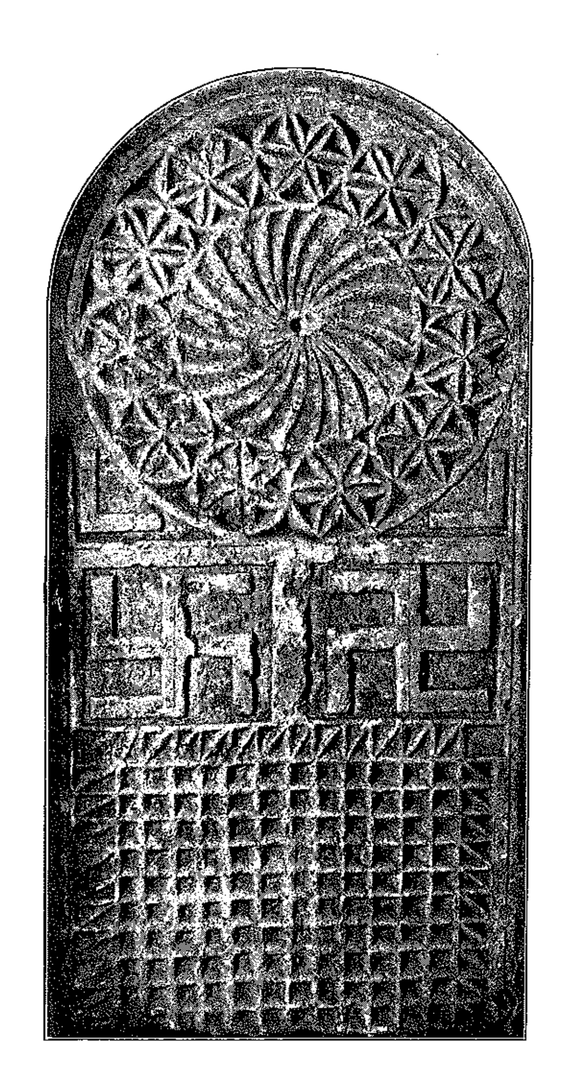
Zum zweiten Male treten in der Zeit vom 30. August bis 4. September 1937 in Lübeck die Forscher und Freunde der Vor- und Frühgeschichte sowie der Volkskunde zusammen, um im Rahmen des II. Nordischen Wissenschaftlichen Kongresses „Tracht und Schmuck" von diesen beiden Hauptgebieten der einschlägigen Wissenschaft aus gemeinsam Fragen und Probleme von Tracht und Schmuck zu behandeln, nachdem bei dem ersten Kongreß Haus und Hof im nordischen Raum im Vordergrund der Erörterungen standen. Wie erfolgreich der vorjährige Kongreß verlaufen ist, mag daran zu ermessen sein, daß in diesem Jahre fast alle nordisch-germanischen Staaten Europas durch ihre wissenschaftlichen Fachleute vertreten sein werden. Das Programm der Vortragsveranstaltungen, das in Kürze veröffentlicht wird, sieht insgesamt rund vierzig Vorträge vor, die von Vertretern aus folgenden Staaten bestritten werden: Belgien, Dänemark, Finnland, Holland, Island, Lettland, Norwegen, Österreich, Tschechoslowakei, Schweden und Deutschland. Der erste Teil des Kongresses beschäftigt sich mit den Fragen von Tracht und Schmuck vom vor- und frühgeschichtlichen Standpunkt aus, während im zweiten Teil die volkskundliche und historische Seite behandelt wird.

Nähere Mitteilungen und Einladungen stehen beim Vorbereitenden Komitee des II. Nordischen Wissenschaftlichen Kongresses „Tracht und Schmuck", Berlin W 9, Schellingstraße 6, zur Verfügung.

Der Nachdruck des Inhaltes ist nur nach Vereinbarung mit dem Verlag gestattet.
Schriftleiter: Dr. Otto Plaßmann, Berlin O 27, Raupachstr. 9 IV. Druck: Offizin Haag-Drugulin, Leipzig. Verlag: K. F. Koehler. Leipzig C 1. Printed in Germany.

Leipzig, September 1937 Heft 9

Germanien



Monatshefte für Germanenkunde zur Erkenntnis deutschen Wesens

Germanien

Monatshefte für Germanenkunde zur Erkenntnis deutschen Wesens

Gegründet von Professor Wilhelm Teudt

Offizielles Organ des Ahnenerbes E. V., Berlin

Vorsitzender des Kuratoriums: Reichsführer SS Heinrich Himmler

Alleinige Zeitschrift der Vereinigung der Freunde germanischer Vorgeschichte e. V., Detmold

Hauptschriftleitung: Dr. J. O. Plaßmann, Berlin O 27, Raupachstr. 9 IV

Detmolder Schriftleitung: Detmold, Hitlerdamm 12

9. Jahrgang, Heft 9

Inhalt

Umschlagbild:
Germanischer Grabstein des 3. Jahrhunderts aus Spanien
Aufnahme Werner Köhler, Berlin

Bezug durch jede Buchhandlung oder durch jede Postanstalt. Vierteljährlich (3 Hefte) für 1.80 RM zuzüglich Zustellgebühr

Postscheckkonto Germanien, Monatshefte für Vorgeschichte, Leipzig, Postscheckkonto Leipzig 4234

Beschwerden wegen Ausbleibens der Hefte sind immer zuerst an das Zustellpostamt (oder Buchhändler) zu richten. Erst bei Nichterfolg wende man sich an den Verlag K. F. Koehler in Leipzig C 1, Postfach 81

Manuskripte sind an die Hauptschriftleitung: Dr. J. O. Plaßmann, Berlin O 27, Raupachstr. 9 IV zu senden, oder an die Detmolder Schriftleitung, Hitlerdamm 12. Für unverlangt eingehende Beiträge wird keinerlei Haftung übernommen. Rückgebühr ist stets beizulegen

Bücher zur Besprechung sind nur an den Verlag, Leipzig C 1, Postfach 81, zu senden

K. F. Koehler Verlag / Leipzig C 1 / Postfach 81 / Fernsprecher 64121

Zur Erkenntnis deutschen Wesens:

Sippe und Kriegerbund

In der germanischen Heldendichtung und der aus den gleichen Wurzeln erwachsenen deutschen Sage steht der Held zwischen zwei Grundtrieben, die beide zugleich höchste Verpflichtung sind: dem Willen zur Sippe, dem Hingezogensein zu Weib, Kind und Familie; und auf der anderen Seite dem Willen zum Kampf, zur Ausweitung des Gesichtskreises und zur Erweiterung des Lebensraumes — eine Eigenschaft, die Günther als den Willen zum „Ausgriff" und als ein bezeichnendes Merkmal der nordischen Rasse bezeichnet hat. Wir können diese beiden Pole unseres Wesens und ihr stetes Wechselspiel durch die ganze germanische Geschichte bis in ihre frühesten Anfänge, und darüber hinaus bis in die indogermanische Geschichte verfolgen; besonders die deutsche Geschichte bis heute ist eine stete, fruchtbare Wechselwirkung zwischen dem Willen zu Sippe und Heimat und dem Willen zum Reich, das heißt zu einer das Nebeneinander von einzelnen Sippen überhöhenden Einheit, die weder den Sippengedanken ausschließt, noch auch mit dem römischen „Imperium", von dem es durchaus wesensverschieden ist, gleichgesetzt werden kann.

Die mittelalterliche Ritterdichtung — sie ist trotz aller Beimischungen eine im wesentlichen Kerne durchaus germanische Erscheinung — hat dies zweiheitliche Widerspiel, in dem aber erst die Einheit germanischen und nordischen Wesens beschlossen ist, zu einem Grundthema ihrer Heldengeschichten gemacht. Sie schildert mit allen Kunstmitteln, die ihr zu Gebote stehen, das innige Verhältnis des Helden zu seiner „vrouwe", deren Wesensinhalt ungleich tiefer und umfassender ist, als der ihres romanischen Gegenstückes, der „dame", und zur Familie. Sie schildert aber auch mit innerster Begeisterung die „aventiuren" des Helden, seinen Kampf mit mythischen Ungeheuern oder mit furchterregenden menschlichen Gegnern; seine Fahrten in lockende Fernen, seine unwandelbare Treue zum Gefolgsherrn und sein unerschütterliches Zusammenhalten mit den Schwertgenossen und ihrem heimlichen oder offenen wehrhaften Bund. Sie läßt ihren Helden zwischen diesen beiden Polen seines Wesens den eigenen, den heldischen Weg suchen, und sie hat für die Gefahren beider, für das „verligen" und das „vervarn", den treffenden deutschen Ausdruck gefunden. Die Gefahr „sich zu verliegen" droht dem Helden, der über

dem häuslichen Glück sein „Schildesamt“ vergißt; das „Verfahren“ bedroht ihn, wenn er, verstrickt in Abenteuer und verlockt vom Glanze der Ferne, der treuen Gattin und den Kindern und der heimatlichen Burg und ihren Umwohnern entfremdet wird. In Parzival, der sich als Knabe durch die lockenden Stimmen der Vögel und die eherne Pracht gewappneter Ritter aus der allzu engen Obhut der Mutter entführen läßt, und den später drei Blutstropfen im Schnee mit übermächtiger Sehnsucht nach der fernen Heimat erfüllen, hat der deutsche Ritter Wolfram von Eschenbach trotz allen romanisierenden Beiwerks das ewige deutsche und germanische Schicksal gezeichnet. Er hat dies Wechselspiel in den Bereich des allerpersönlichsten Erlebens verlegt, ohne die unauflösliche Bindung des ritterlichen Mannes an seine Kriegergemeinschaft zu leugnen; denn er hat von sich selbst mit Stolz bekannt, daß er „zum Schildesamt geboren“ sei.

Man verkennt das Wesen des Rittertums und seiner Dichtung völlig, wenn man es in einen wesenhaften Gegensatz zum germanischen Kriegertum und seiner Dichtung stellen will. Die Männer, die den Dichtungen von Siegfried und den Nibelungen, von Dietrich von Bern und von Gudrun lauschten, waren dieselben, die sich von Erec und Parzival, von Tristan und Iwein erzählen ließen; und es wäre unsinnig, anzunehmen (obschon das vielfach geschieht), daß sie aus den ersteren germanischen, und aus den letzteren romanischen Geist eingesogen hätten. In alle, auch in die fremden Stoffe legten sie das ewige germanische Schicksal hinein, sowie sie auch als Ritter im Gefolge des Kaisers eine germanische Schicksalsaufgabe erfüllten, wenn sie ihm das Reich aufbauen halfen. Daß dieser germanische Wille zum „Ausgriff“ in der Italienpolitik teilweise aus dem Volkstum herausführte oder in den Kreuzzügen, die von der Außenpolitik des römischen Papsttums gelenkt waren, für völlig wesensfremde Ziele eingesetzt wurde, ändert nichts an der Tatsache, daß der Wille zu der Ausweitung des Gesichtskreises selbst eine echt germanische Eigenschaft ist. Man hätte weder einen germanischen Bauernkrieger, noch einen deutschen Ritter jemals mit der Ermahnung vom Einmarsch in ein fremdes Land abgehalten, daß es besser sei, zu Hause bei Weib und Kind zu bleiben und seinen Weizen zu bauen. Und wäre das möglich gewesen, so hätten wir zwar vielleicht das deutsche Blut, das in Italien, in Gallien und im Morgenlande geflossen ist, gespart; aber wir hätten weder unseren Lebensraum über den engen Raum zwischen Rhein und Elbe hinaus erweitert, noch hätten wir es verhindert, daß Italien, Gallien und das Donaubecken zu einem Aufmarschgebiet süd- und ostländischer Mächte geworden wären, anstatt zu einem Vorgelände für das die Volkskraft erhaltende und immer wieder aussendende eigentliche Deutschland — was sie das ganze Mittelalter hindurch gewesen sind.

Der Träger dieser, dem deutschen Volkstum dienenden und seinen Lebensraum schützenden aktiven Außenpolitik aber war das von Heinrich dem Ersten neugeschaffene und auf eine unzweifelhaft deutsche Grundlage gestellte *Reich*, in dem wir nicht nur eine durchaus germanische Schöpfung, sondern die größte Schöpfung des Germanentums seit der Völkerwanderung sehen müssen. Es hat in seinen Außenwerken auf romanischem und slawischem Boden für tausend Jahre den festen Wall geschaffen, hinter dem germanische Sippen ohne Sorge siedeln und ihren Lebensraum verdoppeln konnten. Die Träger dieses Reiches aber waren wehrhafte Männerbünde, die ihrem Wesen nach auf dem germanischen Gefolgschaftswesen aufgebaut waren. Das deutsche Rittertum, wie es in seiner hohen Zeit in die Erscheinung tritt, hatte sich weit von dem ursprünglichen karolingischen Feudalismus entfernt, der sich als ein System von fremden Verwaltungs- und Militärbeamten über das Sippengewebe der germanischen Altstämme gelegt hatte. Schon unter den sächsischen Königen zeigte es sich wieder eng verwachsen mit dem Volkskörper, und Konrad II., der erste Salier, vollendete die Rückentwicklung zum Germanischen, als er die Lehen wieder erblich machte; und das nicht nur für die deutschen Geschlechter, sondern auch für die langobardischen „Valvassoren“, die Nachkommen der germanischen Edelfreien

in Oberitalien. Seitdem blühte der Stand auf, der uns in diesen Tagen auch in der Dichtung zuerst als „diu stolziu riterschaft“ entgegentritt, und der als Träger des Reichsgedankens von Walther von der Vogelweide bis Ulrich von Hutten und Franz von Sickingen unvergeßliche Vorkämpfer deutscher Geistesfreiheit gestellt hat.

Als Konrad aus dem *Adelslehen* wieder einen *Odalsbesitz* machte, hat er den Sippengedanken mit dem des Kriegerbundes eng verbunden; und gerade hieran wird ein wesenhafter Unterschied deutlich, auf den wir heute nicht eindringlich genug hinweisen können: der Unterschied zwischen der germanischen und der römischen Art des Männerbundes. Neben dem *wehrhaften Kriegerbund* der Ritterschaft stand im alten Reiche der *geistliche Männerbund* der Priesterschaft, die ursprünglich, ebenso wie jene, Amtsträger des Königtums waren, wenngleich sie geistig von Rom aus dirigiert wurden und auch die königlichen Kanzleien zu beherrschen pflegten. Es ist kein Zufall, daß Rom gerade in der salischen Zeit schärfstens sein angebliches Recht auf die Investitur, wie auch die angebliche Pflicht zur priesterlichen Ehelosigkeit geltend machte. Wie Grafen und Ritter, so waren auch die Weltgeistlichen jener Zeit Träger zahlloser königlicher Lehen; wie jene waren sie größtenteils verheiratet und erhofften wie jene die Bestätigung der Erblichkeit ihres Besitzes. Ein durch Blut und Boden mit dem eigenen Volke verbundenes Priestertum aber hätte aufgehört, eine Kampftruppe der geistigen Fremdmacht zu sein, daher der heftige Kampf Gregors VII. gerade um diesen Punkt. Die Vertreter der völkischen Königsgewalt haben in verhängnisvoller Weise übersehen, worauf es hierbei eigentlich ankam; und auch heute wird das noch durchweg übersehen. Der römische Männerbund ist durch *Verneinung* der Sippenzugehörigkeit bedingt; der germanische Kriegerbund steht zu dieser in unlöslicher *Wechselbeziehung*. Zwischen römischem Männerbund und germanischem Sippengedanken gibt es nur ein Entweder-Oder, niemals einen *tragischen* Konflikt, der nur zwischen polaren Äußerungsformen einer lebensgesetzlichen *Einheit* entstehen kann, wie es die germanische Sippe und der germanische Kriegerbund sind. Die germanische Dichtung spiegelt diese Gesetzmäßigkeit in reicher Fülle wider.

Das Rittertum hat neben Dietrich von Bern den lichten Siegfried zum dichterischen Urbild erhoben, weil sich in ihm die beiden Pole germanischen Wesens trafen: die „Minne“ zu seiner „triutinne“ und ihrem Sohne, und die kämpferische Einsatzbereitschaft für den Gefolgsherrn, dem er, der Königssohn, nur deshalb mit Treue und Ergebenheit dient, weil ihn die Bande der Versippung mit ihm verbinden. So innig sein Verhältnis zu seiner jungen Frau ist, so kriegerisch ist sein Kampfeszorn auf den Heerfahrten, die ihn zum selbstvergessenen Berserker machen; ohne daß einer der Hörer darin jemals einen Widerspruch empfunden hätte. Und liegt nicht der Keim zu seinem Untergange gerade darin, daß er in allzu inniger Bindung an die Frau vertrauensselig das Geheimnis preisgibt, dessen Wahrung er mit den heiligsten Eiden des Kriegerbundes gelobt hat? Im Konflikt zwischen Sippengefühl und Kriegerpflicht hat er — sinnbildlich wird das durch den Vergessenstrank ausgedrückt — die härtere Pflicht verletzt; er hat „sich verlegen“, wie es die mittelhochdeutsche Dichtersprache nannte. Von nun an ragt das eherne Gesetz des Kriegerbundes in der Gestalt des grimmen Hagen drohend in den Lauf der Dinge hinein und führt unerbittlich zum bitteren Ende.

Wenn uns dies Schicksal erschüttert, wie unsere Vorfahren vor siebenhundert Jahren, so doch nicht nur deshalb, weil ein lichter und liebenswerter Held einer Mordtat zum Opfer fällt, oder gar weil der Germane mit Zittern und Zagen vor einem unerforschlichen Schicksal zu Kreuze kroch, wie man es töricht mißdeutet hat. Das *Warum* ist es, das unsere Ahnen erschütterte: sie fühlten, daß sie selbst gleich dem tragischen Helden zwischen den beiden Polen standen, die ewig des germanischen Mannes Los bedingen und ihm niemals gestatten, in ein alleinseligmachendes Entweder-Oder zu flüchten. Er ver-

neint weder, wie es der weltflüchtige christliche Mönch tut, seine lebensgesetzliche Bindung an Frau und Kind, an Blut und Sippe; noch weicht er dem Konflikt dadurch aus, daß er sich in den Bereich des Sippenfriedens zurückzieht — den man heute zuweilen gründlich falsch auffaßt — und seine weltgesetzliche Bindung an eine Aufgabe leugnet, die über jenen hinausreicht, ohne ihm jedoch zu widersprechen.

Diese innere Einheit ist es ja, die die Tragödie von Siegfrieds Tod mit der von Hagens Untergang innerlich verbindet. Es ist doch nicht so, daß der Dichter nun plötzlich die Begeisterung für den lichten Helden mit der für seinen finsteren Mörder vertauscht — vielmehr ist es das Gesetz der kriegerischen Gemeinschaft selbst, das hier seiner Erfüllung entgegenschreitet und über alles Schicksal dadurch triumphiert, daß seine Träger sehend untergehen. Denn auch jetzt steht es noch in stetem Widerspiel — nicht im Widerspruch — mit dem Gesetz der Sippe: in dem edlen Rüdiger, in Dietrich von Bern und vor allem in der Gestalt der rächenden Kriemhild, die nur als Frau das Gesetz der Sippe und Gattenliebe selbst verkörpern und erfüllen kann. Ja, es gibt kein anderes Gesetz, mit dem das der Kriegerehre überhaupt in absoluten, unausweichlichen Konflikt geraten kann. Beide sind die höchsten Gesetze überhaupt, über denen es kein höheres mehr gibt; beiden wird der Anspruch auf Unbedingtheit zuerkannt. Und nur zwischen solchen kann es zu jener tragischen Spannung kommen, die befreit, indem sie erschüttert.

Diese Spannung ist ewig, wie die Spannung zwischen der hegenden Liebe der Frau und der handelnden Härte des Mannes; aus ihnen geht alles hervor, sie sind polare Gesetze, und ihre stete Spannung ist das Leben selbst. Zwischen diese Pole einen spannungs- und konfliktlosen Einheitsmenschen hinsetzen zu wollen, ist Verkennung des lebendigsten Gesetzes, denn der Mensch selbst ist um so vollendeter, je vollendeter er Mann oder Weib ist. Erst eine dekadente Zivilisation hat zwischen beiden Rangwertungen gesetzt und ausgleichen und einander annähern wollen, was nur in seiner Spannung lebenerzeugend ist. Mit germanischem Lebensgefühl hat es nichts zu tun, wenn man im Namen des Sippengedankens die eisenharten Männer unserer Vorzeit verharmlosen will, oder wenn man das Ideal eines Männerbundes aufstellt, der einen für sich bestehenden Selbstzweck darstellen soll. Die Gefahr liegt nahe, daß Parolen wie „Sippengedanke" und „Männerbund" zu Schlagworten verflacht und als ein Entweder-Oder gegeneinander ausgespielt werden. Das ist genau so töricht, als wenn man Bauerntum und Kriegertum oder Gemüthaftigkeit und Kampfesgrimm als angebliche Gegensätze gegeneinander ausspielt; oder als wenn man den Gedanken der Sippe gegen den des Reiches stellt und umgekehrt. Der Germane ist deshalb des höchsten Furor teutonicus fähig, weil er auch den tiefsten Gemütsregungen zugänglich ist — das kann nur der Spießbürger verkennen, der weder Höhen noch Tiefen kennt, sondern nur seine eigene Flachheit.

Wenn man den germanischen Kriegerbund anerkennt und bejaht, so darf man ihn nicht als eine isolierte Erscheinung, losgelöst aus dem Gesamtbild germanischen Wesens betrachten. Er hat nichts gemein mit dem römischen Männerbund, der das Weib grundsätzlich als minderwertig ausschließt. Er ist aber ebensowenig ein feindlicher Gegensatz zum Sippengedanken; denn er hat mit mönchischer Lebensfeindlichkeit nichts zu tun. Wo ein mönchisches Ideal mit hineinspielte — wie es zum Teil etwa beim Deutschen Orden der Fall war — erst da tritt er in feindlichen Gegensatz zu dem Sippengewebe des Volkstums. In den schöpferischen Zeiten des Germanentums, wie auch schon des Indogermanentums, war er der Träger des Reichsgedankens in seiner nordischen Prägung: die notwendige Überhöhung des Sippenlebens, das ohne diese überhöhende Zielsetzung immer mit sich selbst in blutigen Widerstreit geraten ist. Nie ist in der germanischen und der deutschen Geschichte der Sippengedanke selbst strahlender in die Erscheinung getreten, als in den wehrhaften Jünglingen, die von den Sippen zum gemeinsamen Kampfe für höhere Aufgaben hinausgesandt wurden: zum Kampfe für das Reich. Das

germanische Reich aber ist kein Sanctum Imperium, dessen Staatsgott ein Oberpriester in Rom ist; sein heiliges Feuer ist der Herd der Sippe, von dem auch dem Manne die Kraft zu männlichen Taten strahlt.

Eine Bewegung, die das Reich auf der Ganzheit des germanischen Volkstums baut, wird in Sippe und Kriegerbund die Kraftpole des germanischen Reiches erkennen.

Hugin und Munin.

Der Backofen

Germanische Dauerüberlieferung in der Lüneburger Heide

Von Helgar Krieger

Der ländliche Backofen, ein treffliches Denkmal des alten Bauerntums, wird immer mehr zu einer Sehenswürdigkeit. Denn, auch wenn kein Bäcker sich im Dorfe niederläßt, geht das häusliche Brotbacken zusehends zurück. Der auf dem Lande wohlbekannte Bäckerwagen bringt fast täglich das frische Brot auch in das kleinste abgelegene Dorf.

Nur auf wenigen Bauernhöfen wird Brot heute in den alten, eigenartig gewölbten Backöfen regelmäßig gebacken. Diese Arbeit — das Hantieren der Frauen an diesem dunklen, braunen Ungetüm — gleicht beinahe einem Priesterdienst, einem Opferfeuer der grauen Vorzeit ... Nicht jede Frau versteht sich auf dieses Handwerk, besonders wenn die Backüberlieferung des Hofes unterbrochen wurde. Daher der berechtigte Stolz einiger alter Frauen, die noch vereinzelt diese Kunst des Hausbackens verstehen und üben.

Gebacken wird in größeren Zeitabständen, meist einmal im Monat. Jedesmal werden, je nach Größe des Hofes, 30 bis 50 Brote gebacken, die sich im Keller lange Zeit frisch

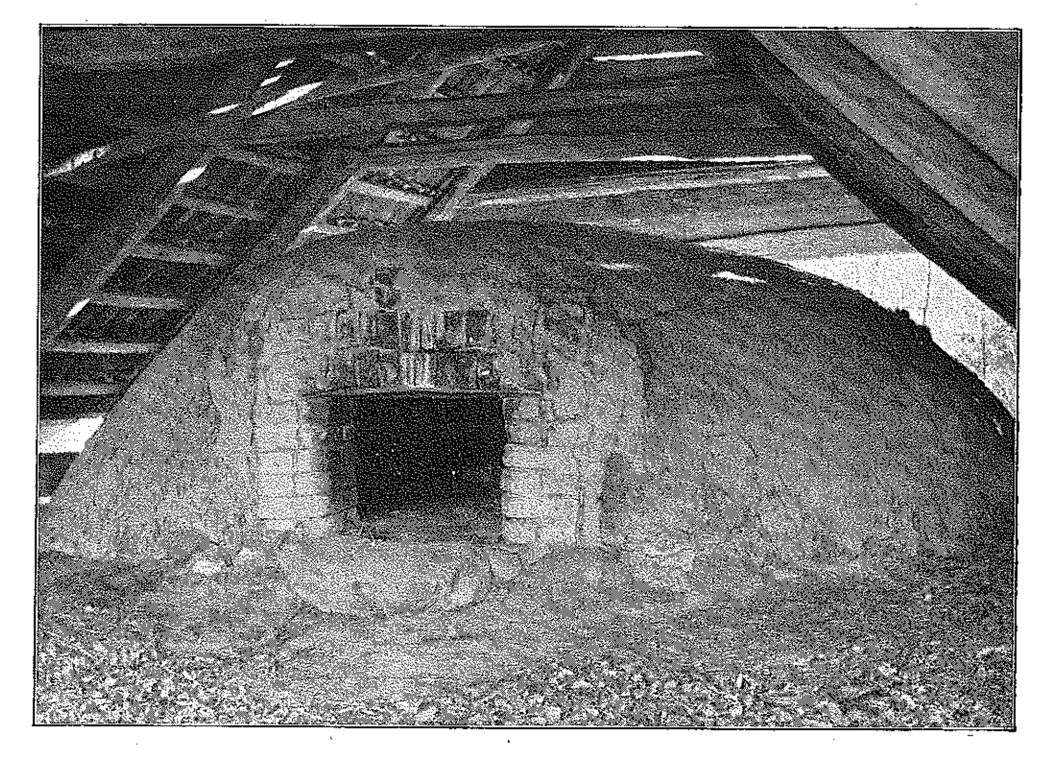


Abb. 1. „Buraben" (Gemeindebackofen)
Aufn. Helgar Krieger

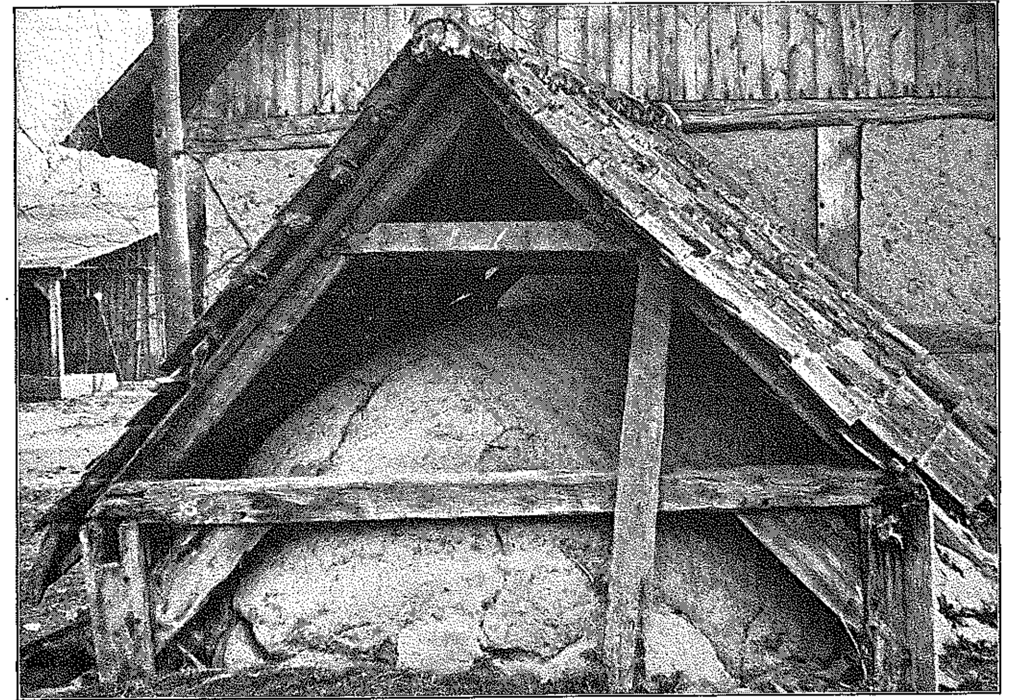


Abb. 2. Backofen der Lüneburger Heide von der Rückseite. Man erkennt das Gewölbe aus Lehm und die Grundlage von Feldsteinen
Aufn. Helgar Krieger

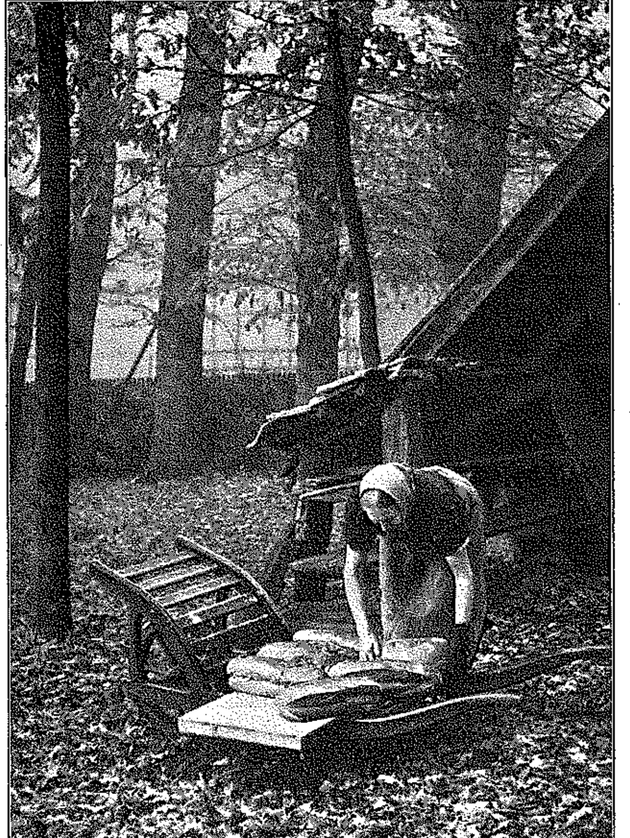


Abb. 3. Bauersfrau mit dem fertigen Brot
Aufn. Helgar Krieger

halten. Nur zu großen Festen, wie Ostern, Weihnachten, Hochzeit u. a., werden viele Kuchen gebacken. Für einige Zeit wird dann das Brot völlig vergessen, und der schöne „Bodderkoken" (Butterkuchen) ist manchmal über eine Woche lang die einzige Backware, die es im Bauernhause gibt, zur hellen Freude der Kinder und der Bauersleute selbst.

Zuweilen findet man den Backofen mit einem Backhaus vereinigt, das der Teigzubereitung dient, und in dem alle zum Backen nötigen Geräte aufbewahrt werden. In

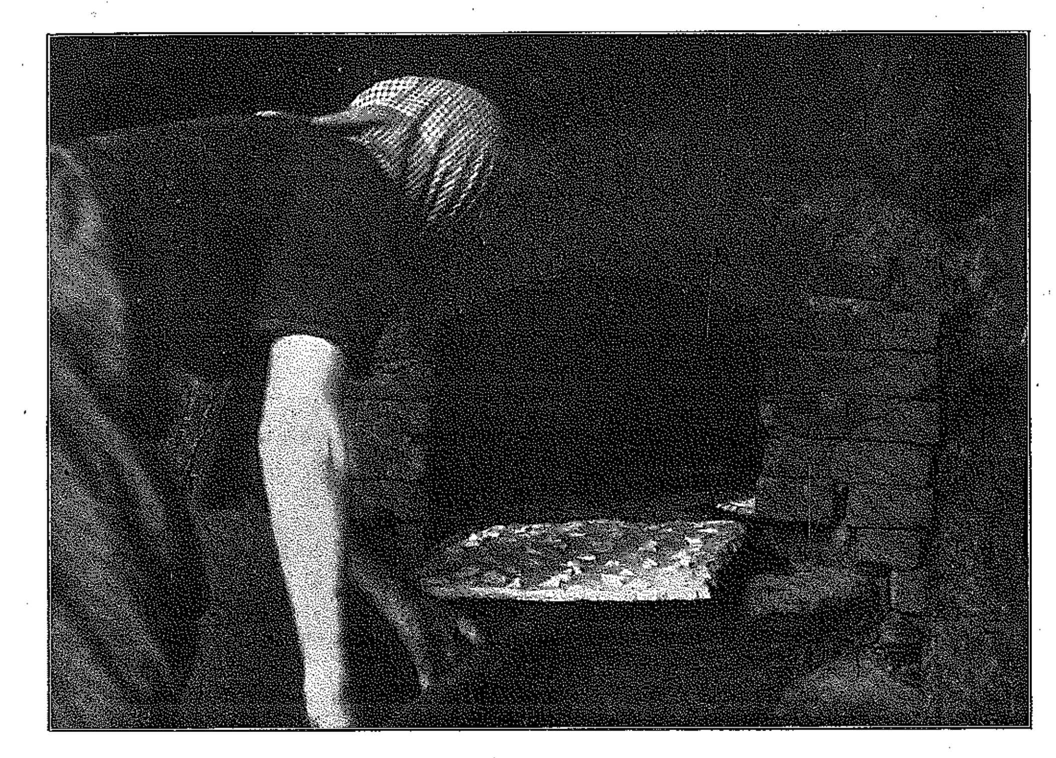


Abb. 4. Der Kuchen wird in den Ofen gebracht
Aufn. Helgar Krieger

solchen Backhäusern wird aber heute nur selten gebacken. Wegen der Feuersgefahr hat man in den meisten Fällen den eigentlichen Backofen von dem an ihn angebauten Backhaus getrennt. So trifft man heute fast ausschließlich die freistehenden Öfen. Die Backhäuser waren — vielfach noch vor ihrer Trennung von dem Ofen — zu Wohnzwecken ausgebaut und beherbergten dann die Familie des Häuslings. Daher die bis heute noch in manchem Ort gebliebenen Bezeichnungen für die Bewohner solcher Häuser, auch wenn diese nicht mehr ihrer ursprünglichen Bestimmung dienen: Brammers Backhüser, Backhüsers Vader, Backhüsers Fritz usw.

Der alte Backofen der Lüneburger Heide ist zugleich ein lehrreiches Denkmal technischer Kultur, das uns lebhaft an die Backöfen der Vorzeit erinnert. Er hat einen etwa 50 Zentimeter hohen, aus Findlings- oder Feldsteinen aufgebauten Sockel. Darüber ruht ein ziemlich flaches, birnenförmiges Gewölbe aus Strohlehm. Beim Bau des Ofens wurden in einem auf dem Sockel ruhenden eichenen Holzrahmen junge Stämme von Fichten, Birken oder Eichen befestigt, auf die gegenüberliegende Seite hinübergebogen und dort ebenfalls mit dem Rahmen verbunden. Zur stärkeren Befestigung und zur Bildung eines zusammenhängenden Gewölbes wurde zwischen diesen jungen Baumstämmen Reisig und Stroh quer hindurchgeflochten. Auf das Geflecht trug man nun nach außen etwa 25 Zentimeter Lehmputz auf, ließ ihn trocknen und brannte dann das Gezweig durch ein schwaches Feuer ab. Danach wurde auch die Innenseite des Gewölbes mit einer dicken Lehmschicht überzogen und sauber verputzt. In der aus Lehm oder gebrannten Steinen aufgemauerten Stirnwand eines solchen Ofens liegt das etwa einen halben Meter hohe und breite Backloch, das während des Backens mit einer eisernen Tür verschlossen wird. Hinten, in der Höhe der Wölbung, befindet sich gewöhnlich ein kleines Rauchloch, das mit einem Stein verschlossen werden kann und beim An-

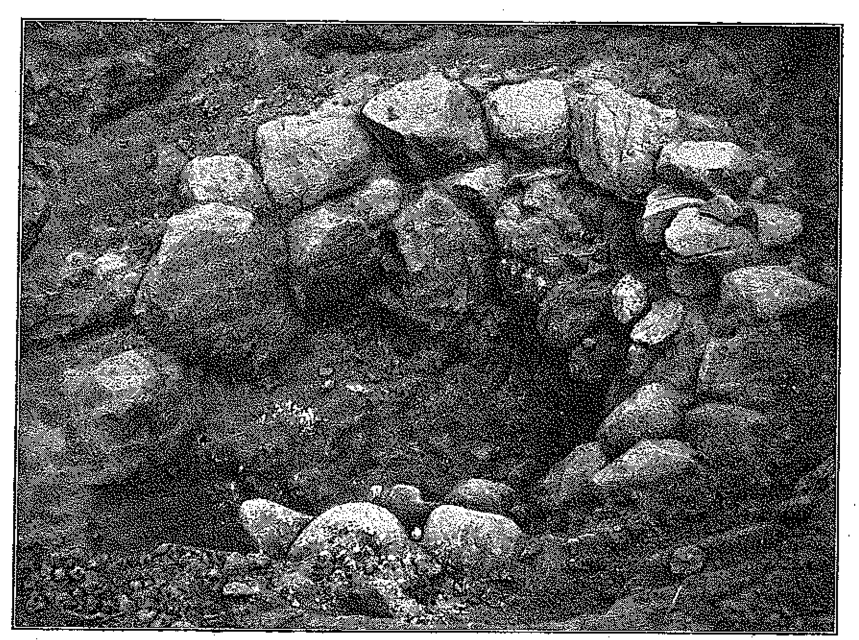


Abb. 5. Langenbach, Kreis Harburg. Backofen aus den beiden letzten Jahrhunderten vor der Ztw. Aufnahme von Südwesten. Die eingestürzte Lehmdecke ist entfernt
Aufn. Dr. Wegewitz

heizen dazu dient, den nötigen Zug zu erzeugen. Der Rauch zieht im wesentlichen jedoch durch das geöffnete Backloch ab.

Die Backöfen dieser Art sind ein lebendiges Glied, das uns mit der Vorzeit verbindet. Die urgeschichtliche Forschung, die zuerst vorwiegend die Grabfunde untersuchte, wendete sich eigentlich erst in den letzten zwanzig Jahren der systematischen Erforschung der altgermanischen Siedlung zu. Im 3. Band der „Darstellungen aus Niedersachsens Urgeschichte" berichtet uns W. Wegewitz, Museumsleiter in Harburg, unter anderem auch über Auffindung der vorgeschichtlichen Öfen. Diese unterschieden sich von den beschriebenen Öfen hauptsächlich dadurch, daß sie zum größten Teil unterirdisch lagen. Der Durchmesser der Steinkränze betrug 1,20 bis 1,80 Meter. Der Steinbau reichte 1,20 bis 1,80 Meter in den Boden hinein. Nach unten verengte sich die Steinsetzung, so daß der Durchmesser des Bodenraumes etwa 0,80 bis

Abb. 6. Rekonstruktion des vorgeschichtlichen Backofens von Langenbach. Das durch Flechtwerk gestützte Lehmgewölbe ist ergänzt
Zeichnung von A. Fernandez

1 Meter betrug. Nur die Lehmdecke ragte aus der Erde heraus. Der Bau der Decke geschah in ähnlicher Weise, wie wir ihn beschrieben haben. In mehreren Fällen wurden bei der Ausgrabung auch Getreidekörner gefunden. Die Funde werden in die letzten Jahrhunderte vor Christi Geburt datiert und sind als langobardische Bauten anzusprechen. Die Auffindung dieser Backöfen hat unser Wissen über den Ackerbau der Langobarden, die nur teilweise aus ihrer Urheimat abwanderten, wesentlich vertieft.

Der Backofen wurde früher auch zum Trocknen des Hanfes und des Flachses benutzt. In den Gegenden, in denen früher der Anbau von Hanf und Flachs besonders intensiv betrieben wurde, trifft man auch größere, von der Gemeinde gebaute Öfen, sogenannte „Buraben".

Die ältesten Lehmbacköfen, denen man in den Dörfern der Lüneburger Heide begegnet, sind nun bald 300 Jahre alt. In einigen Ortschaften, so in Oldendorf an der Örtze, wird noch heute in einem solchen alten Backofen regelmäßig das schöne Bauernbrot Niedersachsens nach altem Brauch gebacken, und es schmeckt nicht schlecht!

Zum Wittekindstein

I. Zur Einführung in die Fragestellung (Schluß)

Von Edmund Weber

Es gibt zwei Hauptarten der Haus- und Hofmarken: eine ältere und eine jüngere. Die ältesten Hausmarken zeigen möglichst einfache strichliche Formen, die sich durch Hauen, Schneiden oder Ritzen in leichter, kunstloser Weise anbringen lassen; die Form des Stabes oder Stammes herrscht vor; an ihn sind Kennstriche („Beizeichen", wie Homeyer sie nennt) wie Zweige oder Arme angesetzt (Abb. 2, Nr. 16).

Die jüngere Art kam auf, als die Familiennamen fest geworden waren und die Lateinschrift in die breiteren Kreise drang — laut Homeyer seit dem sechzehnten Jahrhundert. Da wurde es, um das Hinzufügen neuer Beizeichen an die alte Marke zu ersparen, üblich, den Namenszug mit den Hausmarken zu verbinden. Zu dieser Gruppe 2 sagt Luise Zeppenfeldt (Hildesheimer Hausmarken und Steinmetzzeichen, Hamburg 1921) im Anschluß an Homeyer:

„Wir haben solche, bei denen **a)** die Hausmarke vorherrscht und die Buchstaben noch untergeordnete Bedeutung besitzen; **b)** die Anfangsbuchstaben rechts und links neben der Hausmarke stehen (Abb. 2, Nr. 3); **c)** die Buchstaben zur Seite der Hausmarke, aber auch noch an dem Stamm der Marke selber stehen (Abb. 2, Nr. 3); **d)** die Buchstaben selber Stamm bilden; sie gelten auch so noch als Marke, denn die Initialen stehen oftmals noch daneben; **e)** die Hausmarke zum Monogramm geworden ist."

In allen diesen Fällen handelt es sich um das Hinzutreten ausgesprochen lateinischer Buchstaben zu der alten Marke. Auf dem Steinstuhl stehen indessen Zeichen in den Schilden, die wohl als Runen, aber keinesfalls oder schwerlich als lateinische Buchstaben angesprochen werden können. So gleicht das dritte Zeichen des ersten Schildes einer nordischen S-Rune, das zweite des mittleren einer A-Rune des längeren oder einer O-Rune des kürzeren Futharks, und das dritte Zeichen des dritten Schildes läßt sich immerhin mit einer F-Rune vergleichen. Infolgedessen kam mir die Auffassung der drei Zeichengruppen als solcher von „verbundenen" Hausmarken zu gewagt vor.

Andererseits war der Einspruch A. Meier-Bökes für mich ein Ansporn nachzuprüfen, ob nicht vielleicht mein Vergleichsstoff unzureichend gewesen sei. Da fand sich denn bei Dr. Herbert Spruth, der seit Jahren in Gemeinschaft mit dem Volkskundlichen Archiv für Pommern Haus- und Hofmarken sammelt, eine einwandfreie Entsprechung zu

dem „Hammerzeichen“ in der Hausmarke ⊤ der Bauernhufe Hasemeister in Voigtshagen i. P. und auf Homeyers Tafeln zum Marienburger Werder einen zweiten Beleg. Die schlichte Tiu-Rune ohne jedes Beizeichen entdeckte ich als mecklenburgische Hausmarke bei Homeyer, ebenso bei diesem aus Rostock eine Marke, die der A-Rune des Mittelschildes entspricht, und endlich aus dem Westhavelland einen Beleg für das Zeichen, das ich als „Lebensbaum“ angesprochen hatte. Eine zweite genaue Entsprechung zu dem letztgenannten Zeichen steht als Nr. 40 in Luise Zeppenfeldts Tafel der Hildesheimer Marken. Eine 8 als Hausmarke ist bei Homeyer verzeichnet und eine oben nach rechts überschwingend geöffnete 8 bei *Karl Theodor Weigel* unter den Steinmetzzeichen (Runen und Sinnbilder, Berlin 1935, S. 67). Herr Weigel teilte mir weiter freundlicherweise mit, daß die figrunengleiche Marke des Schildes Nr. 1 sich in seiner eigenen Sammlung aus Riddagshausen bei Braunschweig befindet.

Das Ergebnis meiner Suche war also, daß die Zeichen in den Schilden und die drei letzten der untersten Reihe Haus- oder Hofmarken sein *können*, mögen einige von ihnen auch selten und wenig belegt sein. Aber daraus ergab sich die Folgerung für mich, daß es sich bei den drei Schildgruppen nicht um „verbundene“ Hausmarken im Sinne der Unterarten 2b und 2c bei *Luise Zeppenfeldt* handeln kann, sondern daß es sich empfiehlt, jedes Zeichen dieser Gruppen als selbständige Einheit, also einzeln zu fassen. Es muß zugegeben werden, daß diese Erkenntnis erschwert worden ist durch den Umstand, daß die Zeichengruppe des Schildes 1 äußerlich ganz nach Art der verbundenen Hofmarken geordnet ist. *Leverkus*, der *Homeyer* nur die Mittelzeichen jedes Schildes mitgeteilt hat, ist über die Schwierigkeit hinweggeglitten mit den Worten: „jede noch von einigen Buchstaben, wie es scheint, begleitet“. Es ist sehr schade, daß *Homeyer* damals keine genaue Nachzeichnung des Gesamtzeichenbestandes erhalten hat. Er hätte gewiß gesehen, daß diese scheinbaren Buchstaben keine waren und sind. Ihre Runenhaftigkeit wäre ihm sicherlich aufgefallen; spricht er doch selbst von der „mystischen runenähnlichen Gestalt“ vieler Hausmarken und stellt er doch selber S. 141 eine engere Beziehung zwischen Marken und Runen zur Erwägung.

Ist jedes Zeichen in den Schilden als selbständige Marke zu fassen, so erhebt sich die Frage, was ihre Ordnung in drei räumlich getrennten Gruppen bedeuten sollte. Es liegt dann nahe, an drei zu dem Tieplatz gehörige Bauernschaften zu denken. Das hat schon *Leverkus* getan und gefragt: „gehören etwa *drei* Bauernschaften zu dem Gericht und gingen die drei Marken auf diese?“ Eine Antwort auf diese Frage kann nur die Heimatforschung geben. Immerhin dürfte es sich verlohnen, hier zu berücksichtigen, was *Lindner* S. 396 beigebracht hat: „Wie groß die Zahl der Freistuhlsgüter und Freien gewesen sein mag? Die einzelnen Nachrichten zeigen große Unterschiede zwischen den einzelnen Freigrafschaften. ... Zum Stuhl am Vockengraben gehörten 4 Höfe, zu denen der Stadt Münster nur 2. Die Ransfelder hatten 4 Freihöfe und Güter, die Freibank zu Erler 6 Freie.“

Faßt man die Zeichen in den Schilden als Hofmarken der dingpflichtigen Höfe, so fällt vielleicht ein gewisses Licht auf den Umstand, daß die mittlere Gruppe nur zwei Zeichen aufweist. Platz für ein drittes wäre ja links noch dagewesen. Hat dort vielleicht einmal eines gestanden und hat es weggehauen werden müssen, weil das betreffende Hofgeschlecht aus irgendeinem Grunde ausgeschieden war? Wie mir Dr. P. G. *Beyer* unter dem 9. 3. 1937 freundlicherweise mitteilte, ist beim genaueren Betrachten der Stelle oder beim Abtasten nicht das geringste festzustellen derart, daß etwa ein Zeichen weggehauen oder von selber abgesprungen ist. Ob bei der „Erneuerung“ etwa noch vorhandene Spuren weggeebnet worden sein mögen, ist ja heut nicht mehr festzustellen. Ein solches Wegmeißeln eines früher vorhandenen Zeichens wäre ja gar nicht so schwer gewesen, weil die Marken erhaben gearbeitet waren im Gegensatz zu den Schildrahmen. Daß diese eingetieft sind,

dürfte ein Anzeichen sein, daß sie eine spätere Zutat sind und erst bei der „Erneuerung“ hinzugekommen sind. Wenigstens meint *Eberhardt*, die Schildformen und die darinstehenden Zeichen hätten nichts miteinander zu tun; die Ausbogungen der Wappenumrisse seien der Renaissance eigentümlich und in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts sowie im 17. Jahrhundert — also zur Zeit der „Erneuerung“ — üblich gewesen.

Nachdem ich erkannt hatte, daß *Meier-Böke* mit seiner Mutmaßung, es dürfte sich um Hofmarken handeln, einen gangbaren Weg eingeschlagen hatte, suchte ich nach Zeugnissen für das Vorkommen von Marken auf den Richtersitzen. Bei *Lindner* fand ich S. 363: „Die großen Freigrafen um die Mitte des 15. Jahrhunderts haben sämtlich ihre eigenen Bilder oder *Marken*[1].“ Weiter las ich bei *Oskar Wächter* (Vehmgerichte und Hexenprozesse in Deutschland, Stuttgart 1882): „Auf der Malstätte stand gewöhnlich ein steinerner Tisch, welchen von drei Seiten eine steinerne Bank umgab. So wird noch heute unter der sogenannten Vehmlinde zu *Dortmund*, einen der angesehensten Freistühle, der steinerne Tisch gezeigt, auf welchem das Dortmunder Wappen, ein Adler, eingehauen ist.“ Da sagte ich mir: „Wenn in dem Dortmunder Tisch ein Wappen eingehauen ist, so ist es möglich, daß die Zeichen auf dem Wittekindstein einen ähnlichen Zweck gehabt haben.“

Ganz schwer in die Waagschale fallend aber erscheint mir, was *Homeyer* in seinem Leitwerk S. 246 § 94 über die „Zeichen der Gerechtigkeiten“ geschrieben hat:

„Unter Gerechtigkeiten (Gerechtsamen) verstehe ich Befugnisse, die ... als wesentlich dauernde gedacht werden. Und zwar so, daß ein gewisser sich stets erneuernder Personenkreis als verpflichtet ihr gegenübersteht. Das Dasein einer solchen Gerechtigkeit läßt sich nun auch kundgeben an Körpern, die zwar den Berechtigten nicht geradezu gehören, aber doch zu der Berechtigung in naher Beziehung stehen.“

Auf S. 249 fährt er fort:

„Zweifelhafterer Natur sind die folgenden Zeichen. D. Die Glosse zum Sächs. Landrecht III, 26 spricht von einem Wahrzeichen, welches der Schöffe an dem Schöffenstuhl hat, zu dem er Schöffe ist. (Siehe über die Deutung Homeyer Heimat S. 11, 79, der ich noch den Ausdruck der lateinischen Übersetzung: ‚et iste illius signum habet verificum in sede scabinorum, in qua sede scabinorum dignus est‘ und den des Bocksdorfschen Remissori unter hantgemal: ‚unde das er noch das mal habe d. i. das warczeichen an deme scheppfenstuhle, da sie czu gehoren‘ hinzufüge).“

Auf S. 250 bringt er im Anschluß daran die Mitteilungen des Dr. *Leverkus*, die oben schon mehrfach erwähnt worden sind, und schließt mit den Worten:

„Ich habe meinerseits nur hinzuzufügen, daß dennoch die *eine* alte Marke[2] von 1584 den Richter bezeichnet und diese somit eine dem alten Schöffenzeichen der Glosse analoge Bedeutung gehabt haben möchte.“

So vorsichtig auch *Homeyer* sein Urteil abgefaßt hat, so stellt es doch fest, daß der Steinsitz als Schöffenstuhl und zum mindesten das letzte Zeichen unten als eine Schöffenmarke anerkannt werden können. *Der Wittekindstein ist der einzige Femstuhl in ganz Deutschland, der als Beispiel für die Glosse dienen kann. Damit gewinnt er eine einzigartige Bedeutung, die ihn weit über eine rein örtliche Merkwürdigkeit hinaushebt.*

Um so mehr sollte es alle Berufenen locken, auch noch die letzten Fragen zu lösen, die sich an seine Zeichen heften. Den Anfang dazu hat A. *Meier-Böke* mit dem folgenden Aufsatz gemacht.

[1] Sperrung von mir.
[2] Also das 5. Zeichen der untersten Reihe.

II. Zur Deutung

Von A. Meier-Böke

Das Ergebnis meiner Suche nach Gebäudezeichen im Gebiet des Wittekindsteines veranlaßt mich zu einer andern Deutung, als wie sie an Ort und Stelle anläßlich der Pfingsttagung 1932 vorgetragen worden ist.

1. Das „4-Zeichen" in der unteren Reihe: Etwa 5 km südöstlich des Wittekindsteines (Abb. 1) liegt der Lohhof, der die Nr. I der Gemeinde Valldorf führt. Das Haupthaus dieses Hofes ist 1686 laut Inschrift an Stelle des abgebrannten erbaut. Rechts und links auf den Pfosten der Niederntür finden sich die beiden Sippenwappen des Bauherrn und seiner Frau, wie sie die Abbildung (Abb. 2, Nr. 1 u. Nr. 3) zeigt. Die Großbuchstaben zu beiden Seiten der Marke bedeuten Johan Sytmerssen und Marija Schumacher. Das zwischengesetzte Zeichen ist das vierte aus der unteren Reihe am Wittekindstein. Aus der mir vorliegenden Sammlung von Steinmetzzeichen und Hausmarken füge ich die 6 kerngleichen der untergesetzten Reihe aus Nachbarorten des Gebietes an (Abb. 2, Nr. 4, 5, 6, 7, 8, 9).

Eine vergleichende Betrachtung dieser Zeichenauswahl kommt zu dem Schluß, daß das fragliche Zeichen des Wittekindsteines eine entschiedene formale Beziehung zu den kerngleichen Gestalten haben muß. Ich führe nach O. Lauffer, „Niederdeutscher Volkskunde" (Leipzig 1923, S. 31) an: „Früher trugen sie (die landwirtschaftlichen Hausgerätschaften) seine (des Bauern) Hausmarke, das ist ein gekerbtes oder gemaltes Zeichen von waagerechten und schrägen Strichen, die sich über oder neben einen senkrechten Mittelstrich legten. Diese Marken waren auf dem Lande wie auch in den Städten stark verbreitet. Heute sind sie eigentlich nur noch als Fischermarken erhalten. So sind sie z. B. auf der Halbinsel Hela noch in allgemein verbreiteter, lebendigster und verständnisvoll gehandhabter Verwendung als Besitzerzeichen der einzelnen Gerätschaften. Sie heißen dort „das Mal" oder noch häufiger „das Mark", und jeder selbständige Fischer hat sein eigenes, nur ihm zukommendes Mark... Wir sind über die Wandlungen, denen die Hausmarken in ihrer Form unterlagen, genau unterrichtet. Von Hela wissen wir, daß dort in der Regel dieselben Familien Marken mit gleichem Kopf haben. Das einzelne Familienglied gibt ihnen für sich einen beliebigen Beistrich als Unterscheidungszeichen, wodurch man dann zu immer mehr zusammengesetzten Formen gelangt."

A. Schmidt veröffentlichte im Augustheft der Ravensberger Blätter von 1908 23 „Haus- und Familienmarken" aus dem Amte Vlotho, unter denen sich auch die beiden des Lohhofes befinden. Von den 23 Zeichen haben 15 die Grundgestalt der Ziffer 4. Versuchen wir, diesen Befund zu deuten, so wird zunächst klar, daß alle diejenigen mißdeuteten, die in der unteren Zeichenreihe des Wittekindsteines eine Jahreszahl sahen, denn die „deutlichste" der Ziffern muß als Hausmarke erkannt werden. Unter Anwendung der Laufferschen Erkenntnisse wird ferner wahrscheinlich, daß eine der Familien mit den kerngleichen Zeichen mit dem vierten Mal der unteren Reihe am Wittekindstein in Zusammenhang gebracht werden muß, was formal am ehesten für die Marke der Marija Schumacher zutrifft, bei der die Beistriche die Grundgestalt im Sinne der Steinmarke am wenigsten veränderten. Die nur spiegelbildliche Gleichheit kann nicht ins Gewicht fallen, wenn man Lauffers Bemerkungen recht anwendet.

2. Die Zeichen in den Schildern: Auch die Mittelgestalt des linken Wappenschildes (Tyr-Rune) auf dem Stein hat ihre im gleichen Sinne weiter entwickelten Entsprechungen. Diese Gestalt erscheint dreimal in Schmidts Sammlung. Damit würden auch die Zeichen der oberen Reihe in Zusammenhang mit Sippenzeichen rücken. Die vergleichende Betrachtung der mir vorliegenden Sammlungen der Steinmetzzeichen der Schlösser Varenholz und Detmold, des Klosters Möllenbeck und der Städte Bielefeld und von Befunden an noch andren Orten läßt überhaupt die Pfeilgestalt und die im Mittelwappen

Hausmarken aus der näheren und weiteren Umgebung des Wittekindsteines

Orts- und Zeitnachweis der Zeichen

1. Lohhof, Valldorf, 1686
2. Wittekindstein, Zeichen 4, untere Reihe
3. Lohhof, Valldorf, 1686
4. Vlotho, Langestr. 116
5. Schloß Detmold, 16. Jahrhundert
6. Beckmann, Bonneberg b. Vlotho, Nr. 6, 1705
7. Schwarze, Kalldorf, Nr. 100, 1677
8. Bielefeld, Ravensb. Blätter, 1901, S. 29
9. Erder a. d. Weser, Nr. 73, 1680
10. Götte, Vlotho, Scheune
11. Wittekindstein, Wappenschild
12. Götte, Vlotho, Scheune
13. Schloß Varenholz, 1582—99
14. Kirchenstuhl St. Stephani, Vlotho
15. Kloster Möllenbeck, Ausgang 15. Jahrhundert
16. Schloß Varenholz, 1582—99
17. Wittekindstein, Wappenschild, 2. obere Reihe
18. Bielefeld, Wappen der Familie Meinders, 1686

eingemeißelte Kreuzgestalt als Kernfiguren fast sämtlicher Steinmetzzeichen und Hausmarken erkennen (Abb. 2, Nr. 10—18). Die Form der Hagalrune wäre noch zu ergänzen. Auch sie ist gehäuft verwandt.

Die in der oberen Reihe verwandte Umrahmung der Zeichenverbindungen ist ziemlich die gleiche wie die bei den 7 Rotthoffmarken angewandte, die etwa 400 Jahre alt sind (Abb. bei A. Schmidt, Ravensberger Blätter, 1902, S. 74). Die Einrahmung der Zeichen hätte an sich schon ein Hinweis auf ihre Selbständigkeit sein sollen. Jeder unbefangene Betrachter wird sie als Eigenwesenheiten auffassen.

Es kommt noch ein letzter Befund hinzu. Sämtliche Hausmarken in der Schmidtschen Sammlung und alle mir sonst bekannten fügen die Anfangsbuchstaben des Besitzers zu dem Grundzeichen der Sippe rechts und links bzw. unterhalb bei, oft recht kunstgerecht verquirlt. Die obere Reihe der Zeichen offenbart die gleiche Gepflogenheit, nur das mittlere fällt ein wenig aus der Rolle. Es liegt aber auf der Hand, daß das linke Begleitzeichen entweder bei der Erneuerung im Jahre 1659 fortgelassen ist, weil es nicht mehr kenntlich war, oder daß es späterhin zerstört wurde. Daß an der bezeichneten Stelle etwas fehlt, lehrt schon der unmittelbare raumgestaltliche Eindruck. (Diese formale Symmetrie der 3 Zeichen, die sowohl links als auch rechts die Anfangsbuchstaben der Besitzernamen verteilt, ist ausschlaggebend für die Annahme einer Zerstörung. Sämtliche von Schmidt zusammengestellten Marken unterliegen dieser formalen Anordnung. Wie Nr. 10 der Abbildung zeigt, kommen bis zu 4 Initialen vor.)

Wir kommen somit zu der von Vormbaum schon 1864 (Beschreibung der Grafschaft Ravensberg, Leipzig 1864, S. 115 ff.) aufgestellten Meinung: „Unter diesen Zeilen (gemeint ist die Inschrift oben am Stein) befinden sich drei nebeneinander stehende Wappenschilder, wie solche in alten Zeiten die Ratsherren, Schöffen und Richter im Siegel führ-

ten." Wir stimmen A. Schmidt zu, wenn er sagt: „Am interessantesten sind und bleiben natürlich die drei Wappenschilder, schon um deswillen, weil sie den Übergang von den Hausmarken und Handzeichen zu den Siegeln und Familienwappen veranschaulichen" (Rav. Bl., 1902, Nr. 3). Schmidt sieht in den Zeichen des Steines urtümlichere Gestalten als in den Marken seiner Sammlung. Und das bestätigt der formalvergleichende Augenschein auch dem Laienforscher unmittelbar.

Die Herkunft der Familienmarken ist eine allgemeine Fragestellung, in die die Steinmetzzeichen mit einzuschließen sind. Wir sind mit Lauffer (a. a. O.) der Ansicht, daß, „wenn irgend etwas in der Welt an die alten Runen erinnert, so sind es diese Hausmarken ... diese Ähnlichkeit ergibt sich daraus, daß die Marken ebenso wie die Runen fast ausschließlich in Holz geschnitzt wurden". Auch A. Schmidt meint: „Die Identität der altdeutschen Runen für s und t mit dem zweiten und dritten Zeichen des ersten Wappenschildes liegt auf der Hand. Bekanntlich kommen dieselben in westfälischen Haus- und Familienmarken häufig vor. Auch die Formen der andern Zeichen finde ich mehr oder weniger genau auf den mir vorliegenden Tafeln zu Friedländer, „Westfälische Hausmarken". Die Vermutung Vormbaums, daß durch die Wappenschilder diese Steinbank als Freigerichtsstuhl bezeichnet sei, dürfte gewiß zutreffen. Wir haben es hier ohne Zweifel mit einem interessanten Rechtsaltertum oder wenigstens mit der Erneuerung eines interessanten Rechtsaltertums unserer engeren Heimat zu tun, und es wäre zu wünschen, daß die archäologische Forschung den sagenumwobenen Wittekindstein etwas mehr in das Licht geschichtlicher Tatsachen rücken könnte.

Geschichtlich müßte in erster Linie die kommende Forschung verfahren: durch Aufsuchung aller erfaßbaren Urkunden und landschaftlichen Gegenständlichkeiten, um durch vergleichendes Verfahren vielleicht einmal zu den Sippen zu gelangen, die im Umkreis des Steines zu den Thingbevorrechteten gehörten. Insbesondere wäre der Geschichte des „Loh"-hofes und des „Rott"hofes, der allein 7 Zeichen überlieferte, die leider an einen jüdischen Althändler veräußert wurden, nachzugehen. Die Namen tragen schon den Stempel archäologischer Bedeutsamkeit an der Stirn. Sodann wäre aber auch die Überleitung der besonderen Fragestellung des Wittekindsteines in die allgemeinere der Herkunftsfrage der Marken und Metzenzeichen überhaupt gegeben. Vielleicht fällt dann auch einmal Licht auf die ganz aus dem Rahmen der Metzen- und Hausmarken herausspringenden 3 Zeichen der unteren Reihe.

Der Ursprung des Hexenwahns

Von B. Dultz

In unmittelbarem Zusammenhang mit der Zerstörung der germanischen Weltanschauung, die eine Umkehrung aller germanischen Werte bedeutete, steht der mittelalterliche Hexenwahn, dem Millionen nordischer Frauen zum Opfer gefallen sind. Da auch heute noch die Ansicht vertreten wird, der Hexenglaube sei von den germanischen Völkern ausgebildet worden, so soll hier kurz darauf eingegangen werden. Vorweg ist zu sagen, daß der Glaube an Hexen, Teufel, Dämonen, böse Geister und Besessene in der Bibel als fester Bestandteil des Christenglaubens bezeugt ist, während er in der altgermanischen Welt völlig fehlt. Sehen wir nun, welche Vorstellungen sich im Norden mit den Namen Hexe verbanden.

Im germanischen Altertum lag die Heilkunde und mit ihr die Arznei- und Kräuterkunde vornehmlich in den Händen der Frauen. Heilkundige Frauen, die hohes Ansehen genossen, werden immer wieder in den Sagas genannt. Wir hören aber auch von Frauen,

die ihr Wissen um die heilkräftigen und todbringenden Wirkungen der Kräuter zum Schaden ihrer Mitmenschen benutzten, wie z. B. die Mutter Thorsteins in der Grettirsaga, die einen Holzklotz mit Gift so präparierte, daß die Axt des im ehrlichen Zweikampf unüberwindlichen Grettir daran abgleiten und ihm eine tödliche Wunde beibringen mußte.

Diese bölviskona (im Schadenstiften wissende Frauen) und seidhkona (in der Sudkunst bewanderte Frauen) verfügten nicht über „übernatürliche" Kräfte, sondern wendeten ganz natürliche Mittel an, um ihren Mitmenschen heimlich zu schaden, und die Volksgemeinschaft wehrte sich gegen diese ehrlosen Übeltäterinnen, indem sie sie hart bestrafte. Thorstein wurde geächtet, d. h. aus der Volksgemeinschaft ausgeschlossen, weil er die Tat seiner Mutter geduldet hatte. Es ist bekannt, daß Frauen um solcher Neidingstaten willen getötet[1] wurden, es ist aber durch keine Quelle belegt, daß man sie lebendig verbrannt hat. Bemerkenswert ist, daß wiederholt gesagt ist, daß diese Künste von den Finnen- und Lappenweibern erlernt wurden.

Um den natürlichen Zauber der Persönlichkeit handelt es sich, wenn in der Geschichte vom Goden Snorri von dem hochbegabten und schönen Björn Asbrandsson, der Thurid Björkstochter liebte und von ihr geliebt wurde, gesagt wird, daß, obgleich Thurid nun mit einem anderen Manne verheiratet war, sein Einfluß auf sie „zauberkräftiger denn je" gewesen sei. Björn verließ Island, um Thurid nicht zu schaden.

Ein halbes Jahrtausend älter als das Zeugnis der Sagas ist das Zeugnis der ältesten germanischen Rechtssammlungen, die allerdings kein germanisches Volksrecht darstellen, sondern die ersten Königsgesetze sind, die zum Schutze und zur Sicherung der neuen Königs- und Kirchenherrschaft erlassen wurden, und die aus diesem Grunde nicht als einwandfreie Quellen für die Einrichtungen des heidnischen Germanentums gelten können. Auch in diesen Gesetzen erscheint die Hexe als Giftmischerin.

Als ältestes Gesetz aus der Christianisierungsepoche gilt die „Einung der Salfranken" (Pactus Legis Salicae) aus dem Jahre 511. Es heißt dort:

Kap. 19, I. „Wenn jemand einem anderen Kräutersaft zu trinken gibt, so daß er stirbt, vor Gericht ‚Zaubergabe' genannt, und es ihm nachgewiesen wird, werde er zu 800 Pfennigen gleich 200 Schilling verurteilt."

II. „Wenn jemand an einem anderen einen Zauber verübt, und jener, an dem er verübt wurde, davonkommt, vor Gericht ‚Lebensgefährdung' genannt, werde der Urheber des Verbrechens, dem man es nachweist, oder der überführt wird, dieses zugefügt zu haben, vor Gericht ‚Hexenkrautentkommen' genannt, zu 2500 Pfennigen gleich 65 Schilling verurteilt."

Kap. 64, I. „Wenn jemand einen anderen Hexendiener schimpft, d. h. einen Hexenträger, dem man nachsagt, er trage den Kessel, in dem die Hexen brauen und es ihm nicht nachweisen kann, werde er zu $62\frac{1}{2}$ Schilling, vor Gericht ‚Sühnegeld' genannt, verurteilt."

II. „Wenn jemand ein freies Weib eine Hexe schimpft und es nicht nachweisen kann, werde er zu 2500 Pfennigen mal drei gleich $187\frac{1}{2}$ Schilling verurteilt."

In dem Alamannengesetz (Pactus Alamannorum) heißt es zum gleichen Gegenstand:

Kap. 72. „Wenn eine Frau eine andere eine Hexe oder Giftmischerin schimpft und das in Streit oder in Abwesenheit sagt, zahle sie 20 Schilling."

Kap. 74. „Wenn jemand eines anderen Frau des Verbrechens der Hexerei oder Giftmischerei beschuldigt, sie ergreift und auf die Folterbank legt und irgendeiner von den Verwandten sie mit 12 Eidhelfern oder mit dem Schwerte reinigt, büße er 800 Schilling."

In diesen ersten Rechtsaufzeichnungen ist die Hexe eine kräuterkundige Giftmischerin und wird mit hohen Geldstrafen gebüßt. Aber auch diejenigen, die eine Frau schuldlos anklagen, haben ungewöhnlich hohe Strafen zu erwarten. Das gleiche gilt für diejenigen,

[1] Katla der Eyrbyggjasaga.

die einen Mann der Mithilfe (Kesseltragen) beschuldigen und es nicht nachweisen können. Die Erwähnung der Folter im Alamannengesetz beweist, daß in ihm fremde Einflüsse herrschend sind. Folter bedeutet Stockschläge. In Germanien aber durfte kein freier Mann und keine freie Frau geschlagen werden. Bei der Waffenübergabe erhielt der zwölfjährige Knabe den letzten Schlag und wurde verpflichtet, von nun an keinen Schlag mehr ungerächt hinzunehmen. Dagegen gehörten die körperlichen Züchtigungen von Anfang an zur Klosterzucht.

Im Gegensatz zu diesen Rechtsauffassungen steht das Edikt des Langobardenkönigs Rothari aus dem Jahre 643, das die Hexen nicht bestraft, sondern schützt. Es heißt dort: „Niemand soll sich unterstehen, eine fremde Frau oder Magd als Hexe, was sie auch Maske nennen, zu töten, denn es ist nach christlichen Vorstellungen in keiner Weise zu glauben und erscheint auch nicht möglich, daß eine Frau einen lebenden Menschen innerlich aufzehren könne." Im Langobardenreich werden also fremde Frauen und Mägde der Hexenkunst beschuldigt, wobei zu berücksichtigen ist, daß es schon Jahrhunderte vor den Langobarden in Rom berühmte Giftmischerinnen gegeben hat. Anscheinend will dieses christliche Gesetz den Langobarden verwehren, nach eigenem Recht diese Frauen zu richten. Man darf nicht vergessen, daß auch das langobardische Volk vom Königshause her christianisiert worden ist. Diese Frauen werden nicht gegen den Verdacht in Schutz genommen, Menschen zu essen, sondern sie, wohl durch Gift, „innerlich aufzuzehren".

In der Lex Salica (angeblich aus dem Anfang des 8. Jahrhunderts) heißt es in Anlehnung an die frühere Sammlung:

Kap. 67, I. „Wenn jemand einen anderen Hexendiener schimpft, d. h. einen Hexenträger, dem man nachsagt, er trage den Kessel, in dem die Hexen brauen, und ihn nicht überführen kann, werde er zu 2500 Pfennigen gleich 62½ Schilling verurteilt.

II. Wenn jemand ein freies Weib eine Hexe schimpft oder eine Hure und sie nicht überführen kann, werde er zu 7000 Pfennigen gleich 187½ Schilling verurteilt.

III. Wenn eine Hexe einen Mann verzehrt und überführt wird, werde sie zu 8000 Pfennigen gleich 200 Schilling verurteilt."

Die Lex Ribuaria aus derselben Zeit hat folgende Bestimmung:

Kap. 83, I. „Wenn ein Mann oder eine ribuarische Frau jemanden durch Gift oder durch irgendeinen Zauber zugrunde richtet oder tötet, büße er das Manngeld.

II. Wenn jener jedoch nicht stirbt und davon eine erkennbare Veränderung oder Schwächung seines Leibes davonträgt, werde er zu 100 Schilling verurteilt oder schwöre mit 6" (Eidhelfern).

Lex Thuringorum:

Kap. 6, 52. „Wenn ein Weib bezichtigt wird, den Gatten durch Vergiftung getötet zu haben oder durch Arglist der Tötung preisgegeben zu haben, tue des Weibes Nächster sie durch Zweikampf als unschuldig dar, oder sie werde, wenn sie keinen Kämpfer hat, selbst zur Probe über 9 glühende Pflugscharen geschickt."

Aus allen diesen Bestimmungen geht mit Sicherheit hervor, daß der Hexenglaube des christlichen Mittelalters, der die Frauen der Unzucht mit dem Teufel, der Gestaltverwandlung und anderer unmöglicher Dinge beschuldigt, nicht aus ihrer Vorstellungswelt hervorgegangen sein kann. Zwar heißt es in der Lex Salica „wenn eine Hexe einen Mann verzehrt", aber auch hier kann es sich nur um ein „Verzehren" durch Gift handeln. Die Lex Thuringorum gibt uns mit ihrer Bestimmung, daß Frauen zur Probe über glühende Pflugscharen geschickt werden sollen, einen Fingerzeig, wo wir die Wurzel des Verbrennungstodes auf dem Scheiterhaufen zu suchen haben.

Schlägt die Folter germanischen Ehrbegriffen direkt ins Gesicht, so sind die Gottesurteile (Feuer- und Wasserproben) in der germanischen Vorstellungswelt ganz unmöglich. Man hielt sie in Germanien auch für das, was sie waren, nämlich für Betrug. Auf

dem Reichstag zu Aachen wurde 809 ein Gesetz erlassen: „Alle sollten dem Gottesurteil glauben sonder Zweifels." Wir können nicht annehmen, daß Kaiser Karl seinen Priestern und Grafen gebot, an die germanischen Gottesurteile zu glauben, sondern es ist doch so, daß man die Germanen zur Anerkennung der fremden Rechtspflege zwingen wollte. Dieses Gesetz wäre ganz sinnlos, wenn die Gottesurteile bei den Germanen bekannt gewesen wären. Weder der germanische Zweikampf noch das Los können Gottesurteile genannt werden. Sie hatten keine abergläubischen, sondern sittliche Grundlagen. Die Bedeutung des Loses geht ganz unzweideutig aus seiner Anwendung hervor. Dafür nur zwei Beispiele. Als eine friesische Mannschaft in den Kämpfen zwischen Rom und Germanien von Römern gefangen wurde und das verfügbare Geld nicht zum Loskauf für alle reichte, ließ man das Los entscheiden, wer in die Heimat zurückkehren und wer in Gefangenschaft gehen wollte. — — — Auf der Heimfahrt von einer Amerikafahrt wurde das Schiff Bjarne Grimolfssons leck. Da das Boot nicht alle Insassen aufnehmen konnte, wurde gelost, wer einen Platz darin haben sollte. Bjarne fiel ein Platz durch Los zu. Er trat ihn an einen jungen Isländer ab und ging in den Tod. Auch die Auswahl der jungen Mannschaft, die auf Landnahmefahrt geschickt wurde, geschah durch Los, und Land zur Neusiedlung wurde durch Los verteilt. Es ist ganz klar, daß hier folgenschwere Entscheidungen der persönlichen Beeinflussung entzogen werden sollten. Der Friesenführer Radbod ließ unter Willibrord und seinen Begleitern, die das Stammesheiligtum geschändet hatten, durch Los einen auswählen, der hingerichtet wurde, während die anderen dem Frankenherzog Pippin ausgeliefert wurden.

Die wichtigste Urkunde, die den germanischen Ursprung des Hexenglaubens erweisen soll, ist das Sachsengesetz Karls des Großen, dessen Artikel 6 bestimmt: „Wenn jemand, vom Teufel getäuscht, nach Sitte der Heiden glaubt, daß irgendein Mann oder eine Frau eine Hexe sei und Menschen ißt und er sie deshalb verbrennt, oder ihr Fleisch zu essen gibt, oder sie ißt, werde mit dem Tode bestraft."

Die Ähnlichkeit dieser Bestimmung mit dem Ediktus Rothari ist unverkennbar. Auch hier soll die Hexe vor der Bestrafung durch die Heiden beschützt werden.

Das Sachsengesetz ist nach der blutigen Niederwerfung der Sachsen zur Befestigung der fränkischen Herrschaft und der kirchlichen Einrichtungen erlassen. Die Bestimmungen haben ausnahmlos zum Ziel, die germanische Weltanschauung zu zerstören und die germanische Rechtspflege und die staatlichen Einrichtungen außer Kraft zu setzen. Die Priester wurden mit der Überwachung der Ausführung der Bestimmungen durch die Grafen beauftragt.

Man muß die Frankengeschichte Gregors von Tours kennen, um zu ermessen, welche Welle von Grausamkeit und bedenkenlosen Verbrechens sich mit der fränkischen Herrschaft über die germanischen Länder ergoß. (Schon zur Zeit Gregors [6. Jahrhundert] herrschte im Frankenreiche ein unüberbietbarer Aberglaube, man verstand sich meisterlich auf die Giftmischerei, hatte bereits ein raffiniertes Folterwesen ausgebildet und quälte unbequeme Leute, indem man sie der Zauberei beschuldigte, auf grausamste Weise zu Tode. Die Königin Fredegund führte auf eigene Faust Hexenprozesse durch und ließ ihre unglücklichen Opfer lebendig verbrennen.)

Man darf ohne weiteres annehmen, daß die Franken, in deren Staatskunst der heimliche Mord, und vor allen der Giftmord, eine so große Rolle spielte, die gleichen verbrecherischen Mittel, deren sie sich im eigenen Lande bedienten, auch in den unterworfenen Ländern anwendeten, und daß die Sachsen diese Verbrecher nach ihren eigenen Rechtsanschauungen hinrichteten oder, wie bei den Missionaren, einfach totschlugen. Der Artikel 6 des Sachsengesetzes müßte dann so verstanden werden, daß er die fränkischen Grafen, Priester und Nonnen vor der gerechten Bestrafung durch die Sachsen schützen sollte. Die gleiche Bedeutung hat auch der Artikel 9 desselben Gesetzes, in dem es heißt:

„Wenn jemand einen Mann dem Teufel opfert und nach Sitte der Heiden den Dämonen zum Opfer darbringt, sterbe er des Todes." Auch hier sollen fränkische Frevler (wir denken besonders an die Priester, die die sächsischen Heiligtümer zerstörten), die nach der sächsischen Rechtsauffassung den Tod verdient hatten, vor der Hinrichtung geschützt, die Sachsen dagegen, die sich gegen die fremden Heiligtumsschänder wehrten, mit dem Tode bestraft werden.

Auf keinen Fall aber kann man aus diesem Gesetz schließen, daß der mittelalterliche Hexenwahn in sächsischen Vorstellungen wurzelt, und daß die mittelalterlichen Greuel der Hexenprozesse aus der sächsischen Rechtspflege hervorgegangen sind. Die Angabe, daß Hexen Menschen essen, selbst gegessen oder verbrannt werden, ist durch keine Tatsache belegt. Sie erhält nur dann einen Sinn, wenn wir auch hier an das „innerlich verzehren" durch Gift denken. Es müßten dann jene Mörder, die andere durch Gift umgebracht hatten, ebenfalls durch Gift (hier durch vergiftetes Fleisch) getötet worden sein[1].

Im viel späteren Uplandslag heißt es schon ganz fränkisch und mittelalterlich: „Tötet eine Frau durch Zaubermittel, soll sie auf dem Scheiterhaufen verbrennen." Und das Westgötalag kennt schon die Hexe, die in losem Haar auf der Heckentür reitet, als Tag und Nacht gleich waren, worin sich der Übergang vom alten Hexenwesen zum neuen Hexenglauben kundtut.

Kehren wir nun in das christliche Frankenreich des 6. Jahrhunderts zurück, so finden wir uns einer Vorstellungswelt gegenüber, die von derjenigen des christlichen Mittelalters nicht mehr weit entfernt ist.

Wir beschränken uns auf die Darstellung einiger Vorgänge aus dem Leben der Königin Fredegund. Fredegund war eine unfreie Magd, ehe sie König Chilperich I. von Westfranken (561—584), nach Verstoßung seiner ersten Frau, Audovera, und Ermordung der zweiten, der westgotischen Prinzessin Gailesvintha, zu seiner Frau machte. Man darf sie die ruchloseste Erscheinung der fränkischen Geschichte nennen.

Fredegund bediente sich zur Ausführung ihrer Giftmordanschläge der Geistlichen. Gregor von Tours berichtet (VIII, 29) unter anderem, daß sie zwei Geistliche mit vergifteten Dolchen abschickte, um Childibert II. von Ostfranken zu ermorden, und daß sie diesen versprach, ihre Angehörigen zu den Ersten im Reiche zu machen. „Aber Fredegunde gab ihnen, als sie sie schwanken sah, einen Zaubertrank, und zeigte ihnen, wohin sie gehen sollten. Und sogleich wuchs ihnen der Mut und sie versprachen, alles zu vollführen, was Fredegunde geboten hatte. Aber sie hieß sie noch ein kleines Gefäß voll desselben Tranks mitnehmen, und sagte: ‚An dem Tage, wo ihr vollführt, was ich euch geboten habe, nehmet morgens, ehe ihr euer Werk beginnt, diesen Trank, und es wird euch an Kraft nicht gebrechen, es zu vollführen.'"

Eine andere unfreie Magd, die ihren Herren viel Geld durch Wahrsagen einbrachte, fand, nachdem der Bischof Agerich von Verdun vergeblich versucht hatte, den unreinen Geist auszutreiben, Aufnahme bei der Königin. „Da dies (die Tatsache, daß sie viel Gold und Silber zusammenbrachte) dem Bischof Agerich von Verdun zu Ohren gelangte, schickte er Leute, um sie zu ergreifen. Als sie aber ergriffen und zu ihm gebracht war, erkannte er, daß es ein unreiner Geist sei, der aus ihr wahrsage, wie wir denn in der Apostelgeschichte lesen." (VII, 44.)

Die nachfolgend angeführten Ereignisse lassen erkennen, daß man sich schon im 6. Jahrhundert im Frankenreiche der Anklage der Zauberei (Giftmischerei) bediente, um persönliche oder politische Feinde zu beseitigen und sich ihrer Güter zu bemächtigen.

Das westfränkische Königspaar hatte an einer Seuche, die in Spanien und Frankreich wütete, seine beiden im Säuglingsalter stehenden Söhne verloren. Als Thronanwärter

[1] Vgl. hierzu auch J. O. Plassmann, „Die ‚Menschenopfer' nach der Varusschlacht"; Germanien 4/1934.

lebte nur noch Chlodovich, der letzte Sohn König Chilperichs aus seiner Ehe mit Audovera.

(V, 39) „Damals schickte er (Chilperich I.) seinen Sohn auf Betrieb der Königin (Fredegund) nach Braine, damit er nämlich auch von dieser Seuche hingerafft werden sollte. Denn die Krankheit, die seine Brüder getötet hatte, wütete damals noch stark an jenem Ort, aber sie befiel ihn nicht. Nach einigen Tagen kam aber jemand zur Königin und sagte zu ihr, ‚daß du so einsam ohne deine Kinder bist, daran ist allein die Hinterlist des Chlodovich schuld. Denn er ist in die Tochter einer deiner Mägde verliebt, und von der Mutter derselben hat er durch böse Künste deine Kinder töten lassen'. Die Königin ließ ‚das Mädchen, auf das Chlodovich ein Auge geworfen hatte, ergreifen, schwer geißeln, ihm das Haupthaar abscheren und es an einem gespaltenen Pfahl vor der Wohnung Chlodovichs aufknüpfen. Auch die Mutter des Mädchens ließ sie binden, auf die Folter bringen und lange peinigen und lockte so das Geständnis von ihr heraus, jene Reden seien wahr. Danach flüsterte sie dies und anderes der Art dem Könige zu und verlangte Rache an Chlodovich."

Er wurde gefesselt der Königin ausgeliefert, und sie ließ ihn in den Kerker bringen.

„Hier kam er durch einen Dolchstoß um, dem Könige wurde gemeldet, er habe sich selbst getötet mit eigener Hand. Die Diener des Chlodovich wurden an verschiedene Orte zerstreut, seine Mutter grausam getötet, seine Schwester von den Dienern der Königin beschimpft und in ein Kloster geschickt. Alle Schätze, die sie gehabt hatten, bekam die Königin. Das Weib, welches (in der Folter) gegen Chlodovich ausgesagt hatte, wurde zum Flammentode verurteilt. Als sie dazu abgeführt werden sollte, fing die Unglückliche an zu jammern, sie hätte alles erlogen. Aber ihre Worte halfen ihr nichts, sie wurde an einen Pfahl gebunden und lebendig verbrannt."

(VI, 35) „Indessen kam der Königin zu Ohren, daß ihr Sohn, der (684 an der Ruhr) gestorben war, ihr durch Zauberei und Besprechungen entrissen sei, und der Präfekt Mummolus, der ihr schon lange verhaßt war, darum gewußt habe. Da ereignete sich, als Mummolus einst in seinem Hause speiste, einer von den Hofleuten in Klagen über den Königssohn ausbrach, den er lieb gehabt und den die Ruhr dahingerafft habe, und Mummolus erwiderte darauf: ‚Oh, da habe ich ein Kraut vorrätig, wer davon bei der Ruhr nimmt, der wird geheilt, wenn auch alle Hoffnung verloren ist.' Als die Königin das vernahm, wurde sie noch zorniger, ließ gewisse Weiber in Paris ergreifen, auf die Folter spannen und brachte sie durch Schläge dazu, alles zu bekennen, was sie wußten. Und sie bekannten, daß sie Zauberinnen seien, und viele seien schon durch sie gestorben. Sie fügten auch noch hinzu, was nach unserer Meinung keinen Glauben verdient: ‚Deinen Sohn, o Königin, haben wir geopfert, um den Präfekten Mummolus am Leben zu erhalten.' Darauf ließ die Königin noch schwerere Strafen über sie verhängen, ließ sie teils erwürgen, teils verbrennen, teils auf das Rad flechten und ihnen die Knochen brechen. Dann begab sie sich mit dem König nach Compiègne und entdeckte ihm alles, was sie von dem Präfekten gehört habe. Der König sandte darauf seine Diener und ließ den Mummolus holen. Er wurde verhört, in Ketten gelegt und auf die Folter gebracht. Die Hände auf den Rücken gebunden, wurde er an einen Pfahl gehängt und so befragt, welcher Zauberkünste er sich bewußt wäre. Doch er bekannte nichts von dem, wovon die Rede war. Nur das gab er zu, er habe öfter Zaubertränke und Salben, um die Gunst des Königs und der Königin zu erwerben, von jenen Frauen erhalten. Als er darauf vom Pfahle abgenommen wurde, rief er dem Henkersknecht zu: ‚Sage dem König, daß alles, was er mir angetan, mir keinen Schmerz bereitet hat.' Da dies der König hörte, rief er: ‚So ist es also doch wahr, daß er ein Zauberer ist, wenn ihm diese Folter keinen Schmerz bereitet hat.' Danach wurde er auf den Bock gespannt und mit dreisträhnigen Riemen solange gegeißelt, bis die Folterknechte müde waren. Dann wur-

den ihm Pflöcke zwischen die Nägel an Händen und Füßen eingekeilt, und erst, als das Schwert schon über seinem Haupte schwebte, um ihm den Todesstreich zu geben, schenkte ihm die Königin das Leben. Doch erlitt er eine Demütigung, die nicht minder bitter war, als der Tod. Er wurde nämlich auf einen Karren gesetzt und nach der Stadt Bordeaux geführt, wo er geboren war. Alle seine Habe wurde ihm genommen. Auf dem Wege dorthin traf ihn ein Schlaganfall, und er konnte kaum an den Ort, wohin er bestimmt war, gelangen und gab nicht lange danach seinen Geist auf."

Weder die Untaten der unfreien Magd und Christin Fredegund, noch die Verbrechen der, nach dem Zeugnis Prokops schon in vorchristlicher Zeit stark keltisch und romanisch vermischten, christlichen Franken können als Beweise für die germanische Herkunft des Hexenwahns und der Hexenprozesse gelten. Diese wurden vielmehr den germanischen Völkern erst nach ihrer Bekehrung bekannt.

In späterer Zeit begegnen uns die Hexenprozesse fast ausschließlich als Kampfmittel der Kirche gegen die heidnische Weltanschauung. Schon das Sachsengesetz Karls des Großen bezeichnet die führenden Männer des Heidentums als „Weissager und Zauberer" und befiehlt ihre Auslieferung an die Kirchen und Geistlichen.

Unzählige Gesetze sind zur Ausrottung der heidnischen Vorstellungen und Gebräuche erlassen worden, und weil man sie durch Verbote nicht auszurotten vermochte, rottete man die Menschen aus. Die „Heilige Inquisition" rottete die Menschen aus, deren Treue nicht zu brechen war.

Hatte man zuerst die mythischen Gestalten zu Teufeln und Unholden erklärt, so ging man später dazu über, diejenigen Männer und Frauen, die an der alten Überlieferung festhielten, als Teufelsdiener und Teufelsliebchen und als Ketzer zu verfolgen. Die Eigenschaften der mythischen Gestalten wurden jetzt den Menschen angedichtet[1].

Während man in heidnischer Zeit kosmische Vorgänge durch Bilder aus dem Menschenleben verdeutlichte, übertrug man jetzt umgekehrt kosmische Vorgänge ins Menschenleben. So schrieb man Männern und Frauen die Fähigkeit des Gestaltwandels zu, und wie früher die Wolkenmädchen, so sollten nun die Hexen durch die Lüfte reiten. Es ist bezeichnend, daß das Maienfest, das Fest der Mutter Erde und der Frauen, wo man auf den Wallbergen (Götterbergen) die Befreiung des Frühlings aus den Fesseln des Winters und das Erwachen der Mutter Erde in der liebenden Umarmung der Sonne (von dem noch der Mythos von Siegfried und Brunhilde und das Märchen von Dornröschen kündet) feierte, zum Hexenfest auf dem Teufelsberg gestempelt wurde, und daß man gerade an diesen Plätzen die Scheiterhaufen für die als Hexen verklagten unglücklichen Frauen errichtete. (Köterberg bei Corvey.)

Die Hexenprezesse, eines der dunkelsten Kapitel der Kirchengeschichte, haben die germanischen Völker in ihrem rassischen Bestande unheilbar geschädigt, indem sie die rassisch hochwertigsten Menschen vernichteten, und sie haben bewirkt, daß der germanische Mythos in Hexen- und Teufelsgeschichten unterging.

Nicht für immer, so dürfen wir heute sagen! Niemand anders als der große, einsame Seher und Sänger Friedrich Nietzsche hat das prophetische Wort gesprochen:

> „Glaube niemand, daß der deutsche Geist seine mythische Heimat auf ewig verloren hat — eines Tages wird er sich wach finden in aller Morgenfrische eines ungeheueren Schlafes."

[1] Es ist bezeichnend, daß wir die Vorstellungen des spätmittelalterlichen Hexenwahnes zuerst bei dem Inquisitor Konrad von Marburg ausgebildet finden. Dieser fanatische Wüterich wagte sich mit seinen Beschuldigungen an die größten Männer des Reiches, so an die Grafen von Sayn und Arnsberg. Den letzten beschuldigte er, er habe nächtlicherweile auf einem Krebs geritten. Wie das Volk darüber dachte, gab es eindeutig zu erkennen, als es daraufhin den sadistischen Dominikaner totschlug. Pl.

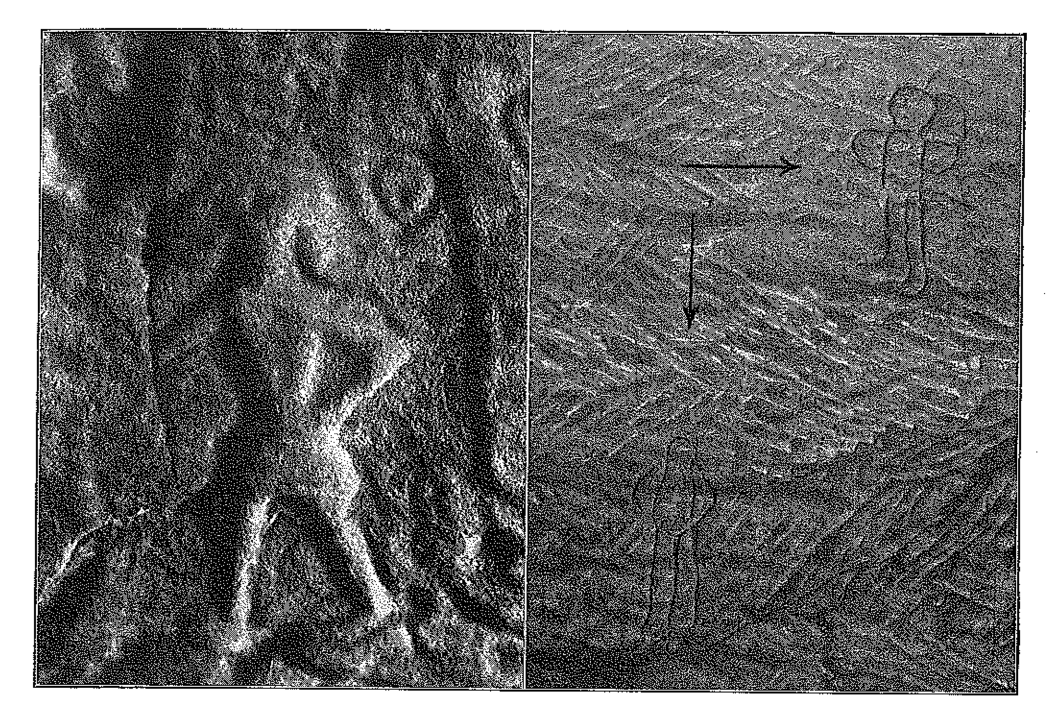


Abb. 1. Das Männchen im „Krug" zu Bürgstein   Abb. 2. Die beiden Männchen im Tschischkenkrug

Jahrgott-Männchen in Böhmen

Von Ing. E. Gebauer

Die von Herman Wirth in seiner „Heiligen Urschrift ..." niedergelegten Erkenntnisse geben uns eine Erklärung der mutmaßlichen Bedeutung jener Darstellungen von männlichen Gestalten aus Ton, Stein und Fels, Holz und Pergament in unzähligen Abwandlungen, die sich durch bestimmte, zwar unterschiedliche, aber in sichtlicher Gesetzmäßigkeit festgelegte Armhaltung kennzeichnen. Nach der Wirthschen Erkenntnis gilt die Darstellung — ein Arm gesenkt, ein Arm erhoben — als Sinnbild der Wintersonnenwende, bzw. die ganze Darstellung als wintersonnwendlicher „Jahrgott". Waagerechte Haltung beider Arme kann als Sinnbild der Tag- und Nachtgleiche, beide Arme erhoben als Zeichen des Hochsommers und beide Arme gesenkt als Darstellung der Vorsonnenwende im Winter, also als Tiefstand des Sonnenzeniths angesehen werden. Nachdem bis heute keiner eine überzeugendere Erklärung für diese bildlichen Darstellungen zu geben vermochte, kann die Theorie Dr. Wirths bislang als unangefochten gelten.

Aber auch wenn man hiervon absieht sind diese Symbole, welche vom späten Mittelalter bis in die Steinzeit zurück verfolgt werden können, höchst beachtenswert. Die, eine grundsätzliche Gleichart der Darstellung bewirkende, nicht anzuzweifelnde feste Regel in den Armstellungen muß der Ausdruck einer Vorstellung sein, welche Jahrtausende hindurch im Denken der Menschen eine Rolle spielte. Die Herstellung solcher Symbole im Mittelalter ist nichts anderes als die Auswirkung eines uralten, mindestens aus der jüngeren Steinzeit überlieferten geistigen Erbgutes. Selbstverständlich ist die Frage, ob diese Männchenbilder nur im Leben der arischen oder auch der andersrassischen Menschen eine Rolle spielten, noch nicht zu beantworten. Jedenfalls hat Wirth sie grundsätzlich für

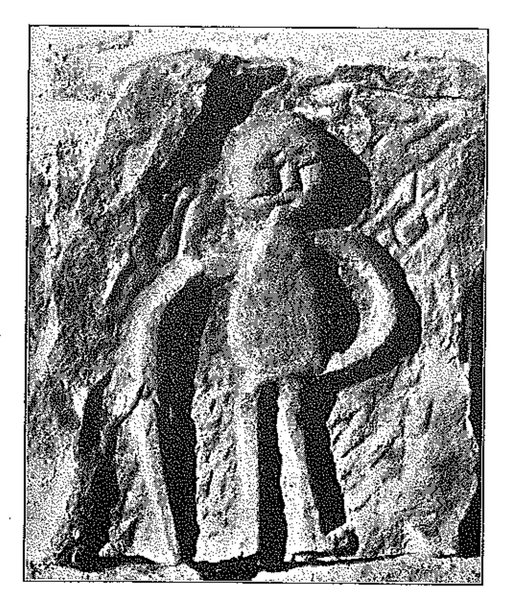
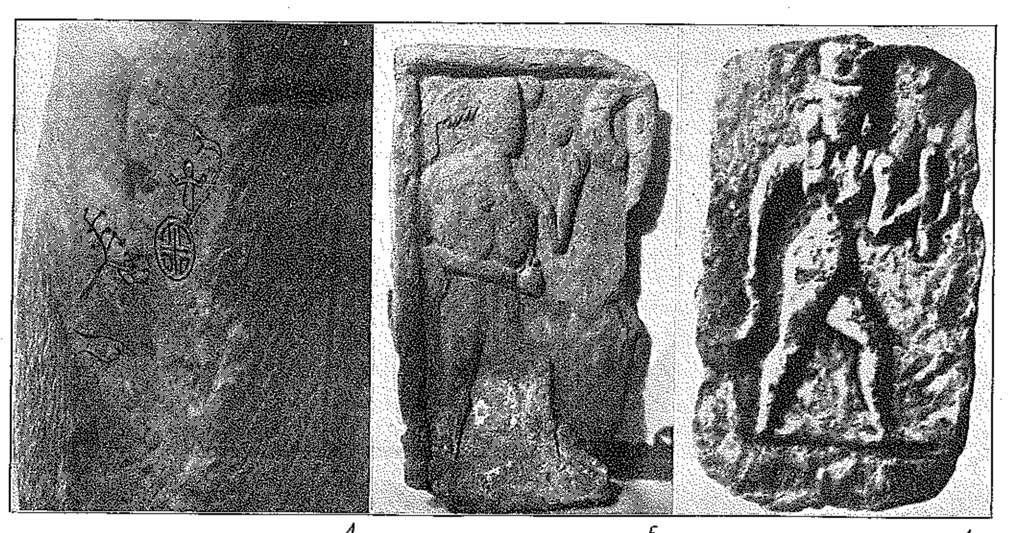


Abb. 3. Das Männchen von Arnau

alle Erdteile nachgewiesen, doch kommen die Bilder in Fels und Stein im Verhältnis zur Größe der einzelnen Landschaftsgebiete sehr selten vor. Bekannt sind die Bilder von Panossas, der fränkische Grabstein von Niederdollendorf, das Bild von Öchsen, jene auf den frühbronzezeitlichen Felsenzeichnungen von Bohuslän u. a. Auch im deutschen und ehemals deutschen Gebiete Böhmens befinden sich eine Anzahl solcher Darstellungen. Die Gesellschaft zur Erforschung der heimatlichen Vor- und Frühgeschichte für Nordostböhmen — Sitz Gablonz a. N. —, welche neben anderen Forschungszweigen auch die Suche nach symbolischen Felsenzeichnungen und Skulpturen pflegt, hat im Laufe der letzten drei Jahre bereits sechs derartige Bilder in Böhmen festgestellt. Im Jahre 1934 wurde das Männchen von Bürgstein in dem interessanten Felsenbilde im „Krug" am Einsiedlerstein entdeckt. Ich habe das Bild in „Germanien" Heft 6, 1935, beschrieben (Abb. 1). Unweit von Bürgstein, etwa zwei Stunden nördlich von Böhm. Leipa, befinden sich in Neugarten die wenigen Spuren vom sagenhaften Tschischkenschloß. Auch dort befindet sich ein solcher „Krug". Der Schacht, 7,30 m tief in den Sandsteinfelsen gehauen, ist kreisrund bei 4,20 m lichtem Durchmesser, hat flaschenartige Form und eine obere Einstiegöffnung von Kreisform mit 1,30 m Durchmesser. An der Wand befinden sich neben der ausgesprochen mittelalterlichen Darstellung eines Kopfes mit Mütze ältere Zeichen und die Strichzeichnungen zweier Männchen (Abb. 2). Ähnliche Bilder weist Herman Wirth in Tafel 9 Nr. 19 der „Urschrift" für die nabatäische Grabstele von Wadi Nukatel nach.



4 5 6

Abb. 4. Brunnenmännchen von Rotstein. Abb. 5. Reliefbruchteil auf einer halben mittelalterlichen Ofenkachel. Ausgrabung in Gutwasser bei Münchengrätz. Abb. 6. Relief von Fara (aus Wirth, „Heilige Urschrift")

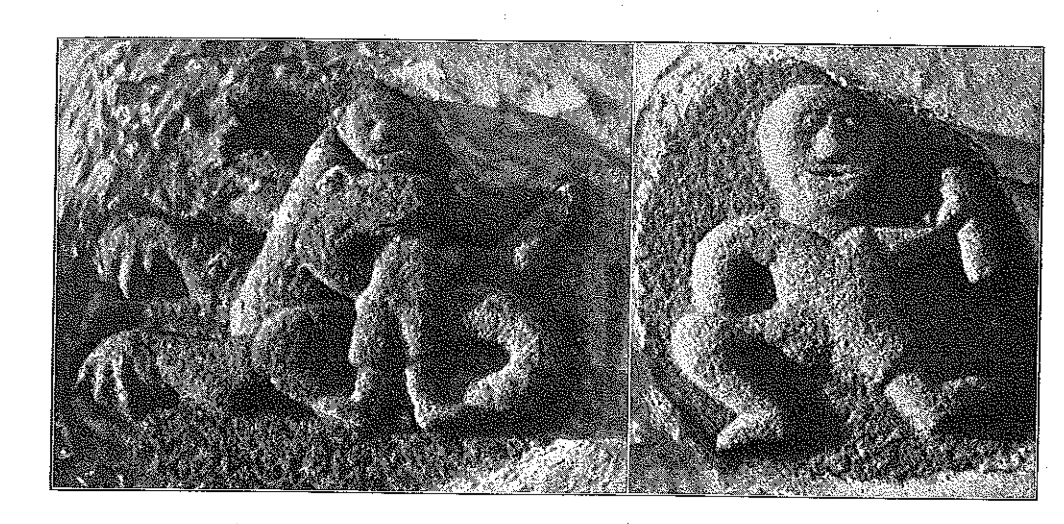


Abb. 7. u. 8. Das Männchen an der Steinkirche in Kirchberg bei Graslitz

Eine besonders interessante Entdeckung wurde in Arnau im Riesengebirge gemacht. Steinbrucharbeiter stießen am Fuße des Töpferberges auf eine künstliche Höhle. Leider war die Decke derselben bereits abgesprengt, als in der Seitenwand die tief in den Stein gemeißelte Gestalt eines „Männchens" sichtbar wurde. Die Figur hat eine Länge von 38 cm (Abb. 3). Einigen Arnauer Heimatforschern ist es zu danken, daß diese Entdeckung gerettet worden ist. Der Teil der Höhlenwand, in welchen das Bild gemeißelt war, wurde vorsichtig aus dem anstehenden Felsen gespalten, der Block in das heimische Museum überführt und dort verwahrt. Beide Arme sind gesenkt; der linke bildet einen Halbkreis mit in die Hüfte gestemmter Hand, die rechte Hand stützt sich auf einen Stab. Die Art der Ausführung dieses Bildes gleicht jener auf dem fränkischen Grabstein von Niederdollendorf a. Rh. Südlich von Turnau befindet sich die Ruine der einstigen Felsenburg Rotstein. Die Geschichte der mittelalterlichen Burg ist teilweise bekannt. Da auf dem kaum eine Stunde entfernten Ziegenberge (heute Kozakow) eine steinzeitliche Höhle reiche Funde ergab, außerhalb derselben Gräber aus der Bronze- und frühen Eisenzeit, und in den Turnau benachbarten Großkaler Felsen gleichfalls reiche Funde aus der Stein-, Bronze- und Eisenzeit in größtem Umfange geborgen wurden (besonders aus der Germanenzeit), so dürfte auch der „Rotstein" vor Errichtung der mittelalterlichen Burg vorgeschichtliche Menschen gesehen haben. An der Wand des tiefen Felsenbrunnens befindet sich etwa eineinhalb Meter unter dem Bordrande ein Radkreuz und seitlich darüber eine menschliche Figur, welche der Grabstele von Sidi Mecid (Urschrift Tafel 168/7) ähnelt (Abb. 4). Leider war eine bessere Lichtbildaufnahme ohne vorherige kostspielige Sicherheitsvorkehrungen nicht möglich.

Ebenfalls unweit von Turnau, südlich von Münchengrätz, im Orte Gutwasser (heute „Dobre Woda") konnte ich bei der Suchgrabung eine mittelalterliche Kachelbrennerei aufdecken. Unter den aus dem 12. bis 13. Jahrhundert stammenden Kacheln fand ich ein Halbstück mit dem Bilde eines Mannes (Abb. 5). Die Darstellung gleicht jener, welche Herman Wirth, „Urschrift", Tafel 327 Nr. 7 auf dem Relief von Fara ausweist (Abbildung 6).

Schließlich wurde mir bekannt, daß sich in der Außenwand der Kirche zu Kirchberg bei Graslitz zwei in Stein gehauene Bilder eines und desselben Männchens befinden (Abb. 7 und 8). Das Männchen hält in der Linken einen zylindrischen Gegenstand. Im ersten Bilde scheint ein Drache diesen Gegenstand rauben zu wollen. Die Brust des

Männchens befindet sich bereits im Rachen des Untiers; trotzdem streckt der Bedrohte die linke Hand mit dem Gegenstand weit von sich, um denselben dem Räuber vorzuenthalten. Am zweiten Bild scheint die Gefahr überwunden zu sein. Der Drache ist fort und das Männchen führt anscheinend einen Freudentanz auf, wohl weil sein Kleinod und es selbst gerettet ist.

Spielarten solcher Männchendarstellungen gibt es natürlich noch eine ganze Anzahl in Böhmen. Der Hinweis auf die obigen möge genügen um darzutun, daß auch das Land der Bojer und Markomannen an diesen Symbolen — aus welcher Zeit sie immer stammen mögen — nicht arm ist.

Erwecker der Vorzeit

Ludwig Uhland

Ob man Ludwig Uhland als den Dichter, den Gelehrten, den Politiker oder den Menschen betrachtet, er ist immer derselbe, und das Bleibende in ihm ist das Deutschtum. Aber ein Deutschtum mit starkem Einschlag der engeren Heimat. Uhland wäre ohne sein Schwaben nicht denkbar. Er fühlte sich schon von Jugend auf zum Studium der germanischen Sprachen und Volkssagen angezogen. Das juristische Fachstudium hatte er nur auf Wunsch des Vaters ergriffen „und nur halb sich losgerissen von dem lockenden Gesang“, wie er selbst sagte.

Uhlands wissenschaftliche Arbeiten, die ausschließlich die deutsche und germanische Dichtung und Sage behandeln, befassen sich weniger mit philologischer Kritik oder stellen diese wenigstens nicht als Selbstzweck in den Vordergrund, sondern wollen den mythischen Hintergrund der Stoffe, die Persönlichkeit des Dichters, wie bei Walter von der Vogelweide, und auch die Kultur der Zeit aus Form und Inhalt der Quellen ergründen. Es ist also eine durchaus lebendige Forschung, der sich Uhland hingibt. Uhlands erster wissenschaftlicher Aufsatz „Über das altfranzösische Epos“, eine Frucht seines Pariser Aufenthaltes (1810), behandelt nur scheinbar ein nichtdeutsches Gebiet. Der germanische Untergrund der altfranzösischen Heldendichtung ist unverkennbar und war bereits durch die fränkische Herrschaft gegeben, so stark sich auch das Keltentum mit ihm verbindet. Sehr wesentlich und für seine Zeit ganz neu war Uhlands Entdeckung und Begründung, daß das altfranzösische Epos zum musikalischen, will sagen melodramatischen Vortrag bestimmt war.

Uhlands folgende, wissenschaftlich zum Teil heute noch sehr wertvolle Abhandlungen über „*Walter von der Vogelweide*“, die „*Geschichte der deutschen Poesie im Mittelalter*“, die sich in erster Linie mit dem Sagengewebe der dichterischen Stoffe und der Bedeutung ihrer Gestalten befaßt, und die Inauguralrede „*Über die Sage von Herzog Ernst*“ zeichnen sich nicht nur durch ihren gediegenen Inhalt, sondern auch durch eine bei aller Sachlichkeit meisterhafte Sprache aus. Und dabei immer wieder der Hinweis auf die Volksdichtung, die er überall hinter der Kunstdichtung sucht und deren Spuren er eifrig nachgeht. So sagt er im „Herzog Ernst“: „Die Zeit der Hohenstaufen ist unstreitig diejenige Periode des deutschen Mittelalters, welche die reichste und mannigfaltigste Fülle dichterischer Denkmäler aufzuweisen hat. Überaus dürftig und farblos erscheint hiergegen, was die Literaturgeschichte aus den Zeiten der sächsischen und fränkischen Kaiser zu verzeichnen weiß. Anders jedoch stellt sich die Sache, wenn wir im Reichtum der späteren Zeit auch das Erbe der früheren erkennen, wenn wir auch den leiseren Spuren und Klängen des nichtliterarischen Altertums nachzugehen bemüht sind. Dann wird sich zeigen, daß dem ritterlichen Minnesang, der sich vom Ende des 12. Jahrhunderts an so üppig entfaltete, ein einfacherer, aber frischerer Volksgesang vorausgegangen sein muß, daß die deutsche Heldensage, die unter den Hohenstaufen in größere Dichtwerke aufgefaßt wurde, notwendig erst durch die vorherigen Perioden hindurchgeschritten ist und in diesem ihrem ursprünglichen Wesen noch näher kam.“

Neben der großen, kritisch gesichteten, aber leider unvollendet gebliebenen *Volksliedersammlung* interessieren uns vor allem Uhlands Arbeiten über die nordische Sagenwelt. Sein Hauptwerk ist hier „*Der Mythus von Thor nach nordischen Quellen*“. Es ist des Verfassers großes Verdienst, das mythische Weltbild des germanischen Nordens aus dem Erlebnis der Landschaft heraus entwickelt zu haben. Man mag in diesem oder jenem Punkte heute anders denken, aber das eine ist sicher, daß Uhland das Kämpferische in der nordischen Mythologie als einer der ersten mit voller Schärfe erkannt hat. Die nordische Rasse war schicksalhaft von Haus aus auf einen Heimatboden gestellt, dem sie ihr Leben in täglichem schweren Ringen abtrotzen mußte, und daraus erwächst der heldische Charakter aller nordischen Lebensäußerung. Thor ist von Uhland als der Gott des germanischen Bauern erkannt worden. In diesem Sinne stellt er ihn Odin gegenüber: „In Odin offenbart sich der schöpferische Geist, in Thor die schirmende Kraft. Odin sinnt und forscht, er wirkt die dichterische und kriegerische Begeisterung, Thor arbeitet unverdrossen und ermuntert den tüchtigen Fleiß.“ Das erscheint uns heute vielleicht als „Binsenwahrheit“, aber doch nur deshalb, weil es Uhland zuerst entdeckte und es späteren Mythologen vererbte. Aus seiner eigenen tiefen Intuition heraus hat Uhland den Sinn des altgermanischen Götterglaubens recht erfaßt, und wir können heute auch nicht viel mehr tun, als auf seinen Forschungen weiterbauen.

So erscheint uns Uhland als einer der frühesten geistesgeschichtlichen Pioniere der nordischen Vorzeit, ohne daß wir damit dem Ruhm Jakob Grimms zu nahe treten wollen. Es ist eben die Tragik in Uhlands Leben, daß er sich dieser seiner Sendung nicht völlig hingeben konnte, daß er als deutscher Mann und echter Sohn seines Volkes auch dem Ruf der politischen Führerpflicht Folge leistete. Aber gerade diese Eigenschaft bringt uns Uhland heute besonders nahe. Er hat in vielem vorgelebt, was wir heute wieder als etwas Neues vom deutschen Gelehrten fordern.

Daß Uhland auch als Dichter von der nordischen Vorstellungswelt ganz erfaßt ist, erscheint bei der Geschlossenheit seiner Persönlichkeit einfach selbstverständlich. Und doch holt er die meisten seiner älteren deutschen Stoffe mehr aus dem christlichen Mittelalter als aus dem heidnischen Norden. Als deutscher Romantiker, wie man ihn dichterisch einordnen muß, reizte ihn das ergiebigere Feld für eine farbendürstende Phantasie, die in der ernsten und kargen Bildwelt des Nordens weniger auf ihre Rechnung kam. Aber dennoch steckt hinter seinen zahlreichen glühenden Romanzen ein durchaus altgermanischer Zug, der als Hintergrund der Stoffe sehr deutlich und bewußt wie ein übertünchtes Mosaik durchschimmert. Daneben hat Uhland aber auch geradezu altnordische Balladen geschaffen. Am stärksten scheinen mir hier „Die drei Lieder“ mit dem tief nacherlebten Gefühl der Blutrachepflicht und dem kurzgeschürzten, herben Sprachstil. Und dann „Die sterbenden Helden“ sowie die grausigen Schicksalstragödien in kurzen Gedichtformen „Des Knaben Tod“, „Drei Fräulein“ und „Das Nothemd“ mit ihren echt germanischen Verwicklungen von Schicksal und Schuld. Ganz besondere Beachtung aber verdient Uhlands „Ver sacrum“. Hier hat er, vielleicht ohne es selbst noch zu wissen, den Vorgang erahnt, in dem sich auch einst die Wanderung und Ausbreitung der Indogermanen vollzog. Und dann seine Volkslieder! Sie sind vielleicht mit das Genialste, was uns Uhland hinterlassen hat. Nicht ein Gelehrter der Volkskunde, kein noch so begnadeter Dichter konnte den Volkston so treffen, wie der so ganz mit seinem Stamm und darüber hinaus mit dem Wesen der deutschen Nation blut- und herkunftsmäßig verwachsene Ludwig Uhland. „Der gute Kamerad“, „Der Wirtin Töchterlein“ und „Jung-Siegfried“, sie alle sind lebendig im Munde des Volkes und werden gesungen werden, solange es eine deutsche Zunge gibt. Und weil es gar so sangbare, echte Volkslieder sind, darum haben sie auch so schnell ihre Vertoner gefunden, überhaupt ist kein deutscher Dichter so häufig in Musik gesetzt worden wie Uhland. Heute erheben wir die Forderung nach der schöpferischen Persönlichkeit, die im Volkstum wurzelt. In Ludwig Uhland besaßen wir bereits vor hundert Jahren, was wir heute suchen.

Es ist nicht Aufgabe dieser Zeilen, ein vollständiges Lebensbild Ludwig Uhlands zu geben. Hier würdigen wir nur sein Verdienst um die Erweckung der deutschen Vorzeit. Dennoch gehört es zur Abrundung seiner Persönlichkeit auch als germanischen Altertumsforschers, einen Blick auf sein Menschentum zu werfen. Seine äußeren Schicksale sind, abgesehen von seiner politischen Tätigkeit, sehr ruhig verlaufen. Bis auf etwa zwanzig Jahre brachte er den größten Teil seines Lebens in Tübingen zu, wo er am 26. April 1787 geboren wurde und am 13. November 1862 starb, so daß in dieses Jahr sein 150. Geburtstag wie sein 75. Todestag fallen. Uhland, der seit 1820 mit Emilie Vischer in sehr glücklicher, aber kinderloser Ehe verheiratet war, fiel allen

Freunden durch seine übergroße Schweigsamkeit auf, die sich mit dem Alter noch steigerte. Nichts war ihm verhaßter, als sich mit seiner Person hervordrängen zu müssen oder in der Öffentlichkeit, was natürlich sehr nahe lag, gefeiert zu werden. Nur wenn ihn die Pflicht rief, stellte er sich seinem Volk zur Verfügung, und wo es nottat, hielt er mit Worten nicht zurück. Reinheit und Güte des Herzens nach außen hin, verbunden mit einer bis zur Kargheit gehenden Bescheidenheit und persönlichen Anspruchslosigkeit, waren Uhlands Tugenden. Mit beiden Füßen stand er im schwäbischen Volksleben. Im Uhlandschen Hause wurde streng auf altes Brauchtum gehalten. An der herbstlichen Weinlese beteiligte sich der Hausherr stets persönlich, auch pflegte er dem jeweils unter seinem Dache wohnenden Gast — das Fremdenzimmer stand nie lange leer — jeden Morgen eigenhändig frisches Wasser und die geputzten Stiefel hinaufzubringen, denn „das komme dem Wirte zu und er dürfe es keinem anderen überlassen". Solche kleinen, unbedeutenden Züge beleuchten Uhlands Wesensart und stempeln ihn zu dem, was man (frei von allem kitschigen Beigeschmack) im besten und edelsten Sinne einen „Biedermann" nennt. Seine liebste Erholung waren weite Wanderungen und im Sommer der Schwimmsport, beides noch bis ins hohe Alter betrieben. Auch unternahm Uhland häufige und weite Reisen, die aber vor allem seinen volkskundlichen Forschungen dienten.

Überhaupt das Volk! Es bildete Uhlands Lebensinhalt. Seine Schwaben, seine Deutschen und was lebendig in ihnen war an alter Stammesart und ihrer Pflege, wie sie vererbt war vom Vater auf den Sohn seit unvordenklichen Geschlechtern — das war die Welt, die Ludwig Uhlands gesamte Persönlichkeit in sich schloß und verkörperte. Als Mensch, als Dichter, als Gelehrter, als Politiker — immer lebte er nach dem selbstgeprägten Wahlspruch:

„Ich halt' es mit dem schlichten Sinn,
Der aus dem Volke spricht."

Dr. Wolfgang Hofmann.



„Nû wil ich mich des scharpfen sanges ouch genieten!"

Wir haben im letzten Heft eine Gegenäußerung von Dr. Bernhard Kummer gegen unseren Aufsatz „Widersagst du dem Wodan?" abgedruckt und die Aufforderung darangeknüpft, statt Schimpfworten wie „anonyme Flegel" und „Galgenvögel" lieber ernsthaftes Beweismaterial *unserer* Auffassung des Wodan entgegenzustellen. Leider sind wir nicht in der Lage, unsern Lesern solches zu bieten. Dr. Kummer hat es vorgezogen, in den „Nordischen Stimmen" an Stelle einer sachlichen Auseinandersetzung seinen Lesern eine weitere Blütenlese von Beschimpfungen und verdächtigenden Anspielungen vorzusetzen. Wir können leider nicht darauf verzichten, unseren Lesern davon Kenntnis zu geben, da Stillschweigen in diesem Falle mißdeutet werden müßte. Wir entdeckten erst nachträglich, daß auf der dritten Umschlagseite des Heftes 6 der „Nordischen Stimmen", in dem das Gedicht „Hugin und Munin" abgedruckt war, der Verleger A. Klein eine Aufforderung zum Kaufe des Kummerschen Buches „Midgards Untergang" abdrucken ließ, worin er behauptet, daß die vermeintlichen Verfasser des Germanien-Aufsatzes „in echt jesuitischer Weise" und in „niederträchtiger Weise" gehandelt hätten, wobei er von den „gemeinen Versuchen" spricht, „den Verleger beim Verfasser anzuschwärzen, das Ansehen des Verlages zu untergraben und den Einfluß der Nordischen Stimmen zu hemmen"; und er fährt wörtlich fort: „Wir lassen Buben Bübisches tun". Mit dem Abdruck dieser Injurien hatte sein Mannesmut sich allerdings verausgabt, denn das uns übersandte Austauschheft war gegen alle sonstige Gewohnheit vorsichtshalber mit einem *unbedruckten* Umschlag versehen. Was nicht verhindert, daß die zuständigen Rechtsstellen sich eingehend mit diesem sehr wenig nordischen Stimmaufwand beschäftigen werden.

In Heft 7 der „Nordischen Stimmen" brachte dann Kummer einen ausführlichen Aufsatz „Irrtümer um Germanien", in dem er seine Angriffe gegen Professor Dr. Otto Höfler richtet, obschon der angegriffene Aufsatz gar nicht von Höfler verfaßt ist, auf den darin auch gar nicht Bezug genommen wird, sondern, wie alle bisher unter diesen

Namen erschienenen Leitaufsätze, als eine redaktionelle Äußerung von mir selbst. (Auch Dr. Kummer sollte übrigens den Unterschied zwischen Anonymität und Schriftstellernamen kennen.) Kummer fordert da, wiederum mit deutlicher Anspielung, „eine von Jesuiten freie Germanenkunde", spricht von „geheimen Fronten, die nicht gegen die heidenhaß-erfüllte Ecclesia militans, sondern gegen ‚einen in der Front' ihre schärfsten Waffen richten". Im übrigen tut er fast so, als wenn Wodan einer der höchsten Heiligen der römischen Kirche wäre, und als wenn der Vatikan und das „schwarze Verhängnis" sich über seine Verteidigung freuten — wobei der Leser offenbar an geheime Einflüsse dieser Art glauben soll. Dieselben Anspielungen enthält die gereimte Auslassung „Germanien in falscher Front" im Augustheft der „Nordischen Stimmen"; z. B.: „‚Germanien' ruft — nicht gegen ‚Rom' — zum Streite ... Der Kardinal jedoch bedenkt in Freude: ‚Zum Dank bringt man Thors Hammer uns zur Beute, Wird Walhall neu mit Schindeln goldgedeckt'." In einer daran anschließenden Äußerung über eine Tagung der katholischen Universität Salzburg wird wiederum angedeutet, daß die Zeitschrift „Germanien" nichts gegen die „schwarze Gefahr" tue, denn: „*Wir* rufen auf zum Kampf gegen Salzburg! Und zählen keinen zur deutschen Front, der in ‚Germanien' die Stunde verpaßt zum ganzen Einsatz gegen die schwarze Gefahr" (S. 249—250).

Darauf habe ich mit aller Deutlichkeit zu erwidern: Herr Kummer rechnet mich nicht zur „deutschen Front". Das kann mich als deutschen Frontsoldaten nicht berühren. Was aber die Zeitschrift „Germanien" angeht, so verweise ich ihn eindringlich auf *den* Namen, der in jedem Hefte auf der zweiten Umschlagseite, Zeile 5 von oben, gedruckt steht. Wenn er sich Waffen im Kampf gegen Rom holen will, so möge er etwa den von Hugin und Munin geschriebenen Leitaufsatz in Heft 10/1937 lesen. Es entspringt auch wohl einer, vorsichtig ausgedrückt, nicht ganz bescheidenen Selbsteinschätzung, wenn er sich einbildet, wegen eines Angriffes gegen eine seiner Lehrmeinungen stimme man im Vatikan gleich ein Te Deum an.

Wir stellen also fest: Herr Dr. Kummer hat auf das wissenschaftliche Beweismaterial, das gegen sein verzerrtes Wodanbild vorgebracht worden ist, *nichts* vorzubringen als Beschimpfungen und verdächtigende Anspielungen auf angebliche geheime Beziehungen zur „schwarzen Front". Und selbst das ist noch nicht einmal neu. Denn wir lasen schon im Jahre 1932 (August/September, S. 132) in den „Nordischen Stimmen" einen Bericht über eine Schulungswoche des Tannenbergbundes, worin folgende Sätze stehen: „Auch auf die protestantische Kirche dehnt Rom seinen Einfluß aus (Heiler, ev. Kloster in Ostpreußen usw.). Auch der Einfluß des romhörigen Hitlers auf den protestantischen Norden ist gefährlich."

Wir haben *dem* nichts mehr hinzuzufügen.

Der Hauptschriftleiter.



Kultische Geheimbünde der Japaner und Germanen! Pater Wilhelm Koppers, der zusammen mit Pater Wilhelm Schmidt die „Kulturkreislehre" geschaffen hat, bei der die Indogermanen als spätes Mischvolk hingestellt werden, hat ein Buch herausgegeben, das den Begriff „Indogermanen" zersetzen soll. Der Sammelband trägt den Titel „Zur Indogermanen- und Germanenfrage". Hier wird versucht, der indogermanischen und germanischen Kultur einen „*Mischcharakter*" zuzusprechen.

Pater A. Cloß stellt darin die Behauptung auf, die *Wodansreligion* sei aus dem Osten nach Germanien eingedrungen. Also wieder ein neuer Versuch, das altdeutsche Heidentum als *überfremdet* hinzustellen. Es lohnt sich, einmal die verschiedenen einander widersprechenden Meinungen über Wodan nebeneinanderzustellen: Nach Golther, v. d. Leyen und anderen ist er *keltisch*; nach Kynast und anderen *vorderasiatisch*; nach Kummer teils „*südlich*", teils „*asiatisch*"; nach Pater Cloß sibirisch oder vorderasiatisch.

So werden *sämtliche* Himmelsrichtungen angerufen, um zu beweisen, daß das heidnische Germanentum schon vor zweitausend Jahren eine *artfremde* Religion gehabt habe: vorderasiatisch oder keltisch, sibirisch oder mittelmeerisch — nur eben nicht bodenständig.

Zu diesen verschiedenen Versuchen gesellt sich nun Pater Cloß. *Bewiesen* hat er die Artfremdheit des germanischen Hauptgottes so wenig wie irgendein anderer der Überfremdungstheoretiker.

Von besonderem Interesse ist uns der Aufsatz von A. Slawik, „Kultische Geheimbünde der Japaner und Germanen". Slawik weist an einer Arbeit des japanischen Religionshistorikers *Oka*, das nach *Höflers* Buch „Kultische Geheimbünde der Germanen" (1934) erschienen ist, mancherlei Ähnlichkeiten zwischen japanischen und germanischen Mannschaftsverbänden nach. Es ist nun eine Frage, die gewiß sehr brenzlich ist: sind die (in der Tat zum Teil sehr auffallenden) Übereinstimmungen zwischen germanischen und japanischen Mannschaftskulten ein Beweis für die *Überfremdung* des Germanentums?

Man vergesse nicht: die Japaner sind außer den Indogermanen fast das einzige Volk, das einen großpolitischen Staat auf kriegerischer Grundlage geschaffen hat. Wie bei den Indogermanen und Germanen *Mannschaftsverbände* Träger der großpolitischen Entwicklung waren — wir verweisen auf die Schilderung der Kampfverbände im „Schwarzen Korps" (Mai/Juni 1937) — so sind die eigentlichen Träger der japanischen Politik Mannschaftsverbände wie die *Samurai*. Wenn man nun behaupten will: die Japaner kennen kultische Mannschaftsverbände und die Germanen auch, *also* sind die Germanen asiatisch beeinflußt, so ist das ein plumper Fehler. Bekanntlich ist bei den Japanern (wie den Chinesen) auch der Kult der *Sippe* sehr ausgebildet, ähnlich wie bei den Germanen. Wer wagt, deshalb zu behaupten: *also* ist die germanische Sippe „artfremd" — asiatisch oder asiatisch beeinflußt? Das wäre die nächste Konsequenz dieser „Methode".

Im übrigen sind sehr bemerkenswerte und wesentliche Unterschiede zwischen den von *Oka* geschilderten japanischen Traditionen und den von *Höfler* untersuchten germanischen: vor allem ist der japanische „Bundesgott" Susumoro wenigstens nach der Darstellung Okas ein vorwiegend gefürchteter, boshafter Geist, während sein germanisches „Gegenstück" Wodan, ein ehrfürchtig verehrter, heroischer Gott ist. Eine nähere Untersuchung der germanischen und japanischen Traditionen wird doppelt lehrreich sein: sie wird ebensosehr die *Unterschiede* wie die Übereinstimmungen zu prüfen haben.

Die Übereinstimmungen sind uns deshalb ganz besonders interessant, weil schon von anderer Seite ein *Zusammenhang der japanischen Staatsträgerschicht mit Europa und der nordischen Rasse* vermutet worden ist: so hat Hans K. F. *Günther* aus *rassekundlichen* Gründen einen uralten Zusammenhang angenommen (Günther, Die Nordische Rasse bei den Indogermanen Asiens, München 1934, Seite 194 ff.; vgl. auch Heinz Cerazza, Die Samurai, Ritter des Reiches in Ehre und Treue" [Sonderdruck der Aufsatzreihe des „Schwarzen Korps"] und Wilh. Kinkelin, Deutschland und Japan, Odal, Mai 1937, insb. S. 895).

Gerade eine Untersuchung der staatstragenden *Samurai* mit den indogermanischen und germanischen Männerbünden wird besonders lohnend sein. Es wäre gewiß im höchsten Grade interessant, wenn es sich zeigte, daß das politisch, militärisch und technisch weitaus begabteste Volk des modernen Asien nicht zufällig mit den Indogermanen Ähnlichkeiten aufweist, sondern mit ihnen auch geschichtlich zusammenhängt. Die Untersuchung der kultischen Gemeinschaftsformen wird dabei wohl besonders wichtig werden können. Wir hoffen aber, daß eine so wichtige Untersuchung mit echter Wissenschaftlichkeit geführt werden möge und nicht für den Versuch eingespannt werde, den Indogermanen deshalb ihre Eigenart abzusprechen.

Eine alte Formel und ihre neue Deutung. Zum festen Bestande aller Zauberbücher gehört das sogenannte „magische Quadrat", eine Reihe von Buchstaben oder Worten, die in der oberen Hälfte vorwärts, in der unteren rückwärts zu lesen sind:

R O T A S
O P E R A
T E N E T
A R E P O
S A T O R

Man kann sie von rechts nach links, von oben nach unten lesen; sie ergeben immer wieder die Formel ROTAS OPERA TENET. Man fand die Formel bereits an der Wand eines Hauses und an einer anderen Stelle in Pompeji; neuerdings hat man sie auch in Dura-Europas am Euphrat entdeckt, allerdings in anderer Anordnung. Der Archäologe *Felix Grosser* hat nun mit Erfolg versucht, der Formel eine Deutung zu geben; er erblickt darin, wie die DAZ. berichtet, eine Umstellung der Formel PATER NOSTER, die ursprünglich in Kreuzform geschrieben war, auf diese Weise aber vor den Blicken Unberufener getarnt werden sollte. Es ergibt sich dann diese Anordnung:

```
        A
        .
        P
        A
        T
        E
        R
A.PATERNOSTER.O
        O
        S
        T
        E
        R
        .
        O
```

Das ist ein Kreuz, in dem zweimal der Anfang des Paternoster enthalten ist; an den Ecken ist jeweils das A und O, der erste und letzte Buchstabe des Alphabetes angebracht, das ja eine sehr alte sinnbildliche Bezeichnung des Jahreslaufes und der darin erscheinenden Gottheit ist.

Die Deutung ist sehr einleuchtend, und man versteht leicht, daß die Formel aus den mystisch-magischen Schriften des späten Altertums in die magischen Bücher des Mittelalters gelangt ist. Eine andere Frage ist freilich die, ob man in den Worten des daraus gebildeten Quadrates selbst eine eigene Sinnbedeutung suchen darf. Wir kennen das A und O auch in Verbindung mit dem Rechtkreuz, bei dem die Buchstaben rechts und links neben dem Fuße des Kreuzes angebracht sind; hier ist die ursprüngliche Bedeutung des Jahreskreises noch erkennbar. Sollten die Worte des magischen Quadrates etwas damit zu tun haben? Der Satz, der darin vorwärts und rückwärts, von oben und von unten zu lesen ist, lautet ja: „Rotas opera tenet". Das ist zweifellos lateinisch und heißt: „Er hält mit Anstrengung die Räder." *Rota* wird in der religiösen Literatur des Altertums häufig für die Himmelskreise oder insbesondere für die Planetenbahnen gebraucht; in diesem Sinne scheint es zu liegen, wenn das hebräische „gelgel" damit wiedergegeben wird. „Vox tonantis in rota" ist die Stimme Gottes im Weltenraum, der Donner. Nach Psalm 77, 19 ist „gelgel" gleich mit „Himmel" oder „Weltraum"; dazu gehören auch wohl die vier ineinanderlaufenden Räder in der Vision des Ezechiel (I, 18 ff.), deren Felgen mit unzähligen Augen (Sternen) bedeckt sind. Der frühgriechische Philosoph Anaximander spricht von den Felgen ungeheurer Wagenräder, Trochoi oder Kykloi, an denen die Himmelskörper befestigt sein sollen (Diels, Fragm. d. Vorsokratiker, S. 14/16); man hat darin offenbar die Ebenen der Gestirnbahnen zu sehen. Diese „Räder" werden vom Himmelsgott gehalten; das ist eine Vorstellung, die weit in die indogermanische Urzeit zurückreichen dürfte, aus der uns die vorsokratischen Philosophen manches mythische Bruchstück bewahrt haben. Nun ist folgender Vorgang denkbar: die frühen Christen, die ja ihre ganze Symbolik den vorchristlichen Glaubensvorstellungen entnommen haben, deuteten eine Erinnerung an den alten Himmelsgott auf ihren Gott, den „Pater noster", um; dessen Namen verbargen sie dann, ebenso wie das A und O, das ja auch der vorchristlichen Alphabetssymbolik entnommen ist, in einer Formel, die einen uralten Gedanken von dem „Träger der Himmelskreise" wiedergab. Man denkt in diesem Zusammenhang auch an den keltischen Jupiter, der ja auf vielen Darstellungen das Rad hoch in der Hand hält. Eine Deutung der Worte „Arepo Sator" würde sich dann völlig erübrigen, da sie einfach ein Palindrom von „Rotas Opera" darstellen und keinen eigenen Sinn zu haben brauchen. Das Gesetz der Umkehrung ist ja ein alter kosmischer Gedanke, der sinnbildlich auch in dem nach oben und nach unten wachsenden Baume u. a. ausgedrückt wird.

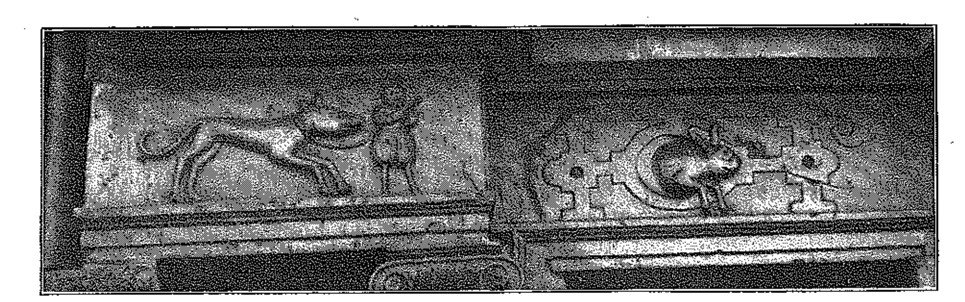
Plaßmann.

Zur Geschichte des Hohensteins. W. *Hieke* hat in seinem Führer durch das Weserbergland „Wohin wandern wir?" über den Hohenstein im Süntel geschrieben:

„Der gewaltige Bergblock des Hohensteins (332 m) mit seinen Klippen aus den hellen Korallenkalksteinen des Weißjuras oder Malms reckt sich aus seinen Waldtälern steil und schründig auf. Die Dolomitfelsen sind zerklüftet und zerrissen von den Spalten der Kamine. Der Wanderer, der von der Höhe der Klippen Ausschau hält, ist ergriffen von der Macht des Landschaftsbildes, das sich ihm bietet. Um ihn die Weihe der Wälder, die ihm erzählen, daß auf dem Gipfel des Hohensteines ein altgermanisches Heiligtum war. Auf dem Felsvorsprung, Teufelskanzel genannt, soll eine dem Ostaradienst geweihte Opferstätte gewesen sein."

In Prof. *Wilhelm Stracks* „Wegweiser durch die Gegend um Eilsen" (Lemgo 1817) ist aus der Feder des Freiherrn *Karl v. Münchhausen* ein Bruchstück aus den „Wallfahrten ins Heidenland" enthalten. Münchhausen war unter der Führung des Revierförsters zum Hohenstein aufgestiegen. Der Förster *Klaus* erzählte ihm: „Diesen Felsen, den man auch den Tru-Stein[1] zu nennen pflegt, hält man für den Stein, auf dem die alten Heiden-Priester ihren Göttern sollen geopfert haben. Von

[1] Druden-Stein?



hieraus, so sagt man, sei den umliegenden Gegenden bei Tage durch Rauch und bei Nacht durch Feuer Zeichen gegeben worden.

Klaus berichtet dann weiter: „Der vordere Scheitel des Hohensteins (Tempelplatz) hat verschiedene Stellen von ziemlichem Umkreise, wo man, wenn man die obere Decke der neuen Holzerde gelegentlich beim Stuken-Roten[1] aufrührt, oder wenn etwa, welches hier zu Zeiten geschieht, Bäume umwehen, hart auf dem Lager-Felsen ganz schwarze Erde und vermoderte Kohlen antrifft. Derselbe Fall ist es auch mit einigen der Bergklüfte, die jetzo fast alle über die Hälfte voll Laub und neuer Holz- oder Damm-Erde sind."

Darauf bemerkt einer der Begleiter Münchhausens: „Das hat doch das Ansehen, als wären große Opfer hier gehalten und beträchtliche Holz-Stöße dabei verbrannt worden."

Edmund Weber.

[1] Stubben-Roden.

Herr Heinz Küsthardt, Gut Schilde bei Wittenberge, sandte uns obenstehendes Bild, das eine Einzelheit aus der Reihe von Tierdarstellungen am sog. Kaiserhaus in Hildesheim, erbaut um 1590, zeigt. Die einzelnen Bildsteine sind durch die einheimischen Werkleute abweichend von den ursprünglichen Plänen, zum Teil in Verkennung ihres vorwiegend klassischen Motivgehaltes, angebracht worden. In diesem einen Stück scheint jedoch ein bodenständiger Sinnbildgehalt zum Ausdruck zu kommen. Ein Hase springt aus einem Kreis, der links durch einen abnehmenden Viertelmond geschlossen ist. Die mythologischen Beziehungen zwischen Mond und Hase sind bereits in Indien nachzuweisen, also sehr alt. Sie sind begründet auf der — nicht nur mythischen — Anschauung von dem Einfluß des Mondes auf Fortpflanzung und Fruchtbarkeit; als sinnbildlicher Bringer des neuen sprossenden Lebens hat der „Osterhase" noch heute seine große Bedeutung im Brauchtum.

Die Bücherwaage

Walther Baetke, **Die Religion der Germanen in Quellenzeugnissen.** Diesterweg, Frankfurt a. M. 1937. Geb. 4,60 RM.

Unter den vielen Quellensammlungen zur germanischen Religion ist die neue von B. die umfassendste. Sie wird als Hilfsmittel jedem willkommen sein, der sich mit der Religion unserer Vorfahren gründlicher vertraut machen will. Zu bedauern ist, daß die mittelalterlichen Quellen nicht reicher ausgewertet wurden. Der Abschnitt über die „Kinderaussetzung" z. B. gibt in der gebotenen Fassung eine irreführendes Bild; die bei B. fehlenden mittelalterlichen Quellen sind hier entscheidend wichtig, wie bereits J. Grimm darlegte (vgl. Günther, Herkunft und Rasse der Germanen, München 1935, S. 146 f.). Die zum Teil verfehlte Arbeit von Boudriot wird von B. in der Einleitung empfehlend genannt; ihre Überschätzung dürfte B. zu der falschen Einstellung gegenüber manchen späteren Quellen geführt haben. Auch das „volkskundliche Material", dessen Berücksichtigung allerdings viel Raum gefordert hätte, wird von B. falsch bewertet. Sonst finden sich in der Einleitung manche begrüßenswerten Feststellungen, z. B. über die Einheitlichkeit der gesamt-germanischen Kultur (hier hätte auf Grimms grundlegende Ausführungen verwiesen werden sollen). Unter den Quellen selbst bemerkt man einige Saga-Stellen, die bisher nicht ins Deutsche übersetzt wurden, darunter findet sich einiges sehr wichtige (z. B. Stellen aus der Kjalnesingasaga).

Wir brauchen notwendig ergänzende Quellensammlungen einmal der mittelalterlichen Quellen, dann des wichtigsten volkskundlichen Materials und endlich der gemein-indogermanischen Überlieferung.

Dr. Huth.

Nordgermanische Balladen der Frühzeit. Herausgegeben von Arthur Bonus. Hanseatische Verlagsanstalt, Hamburg. 180 Seiten. Kart. 3,60 RM.

Die Zusammenstellung der größtenteils sehr ansprechenden Übertragungen ist nur nach künstlerischen Gesichtspunkten erfolgt, für den Wissenschaftler also nur bedingt brauchbar. Immerhin kann es zum Verständnis der Übergangszeit zwischen Heidentum und Christentum auch so ausgezeichnete Dienste leisten. Aus diesen Erzeugnissen einer in sich vollendeten volksmäßigen Kunst von unvergleichlicher Ausdruckskraft sprechen zwar auch schon einige christliche Glaubensinhalte, doch lebt auch noch die alte Form und im Grunde der alte Geist in ihnen. So kann die Sammlung als ein Zugang, und ein besonders reizvoller, zur Welt des alten Nordens warm empfohlen werden.

H. Bauer.

Peter Süßkand, **Germanisches Leben im Spiegel altnordischer Dichtung.** Junker und Dünnhaupt Verlag, Berlin.

Das Buch will eine Einführung in die altnordische Dichtung geben. Aber es ist so mit auf knappem Raum zusammengedrängten Einzelerörterungen belastet, daß es schon aus diesem Grunde meines Erachtens dafür nicht geeignet ist. Vor allem aber greift Süßkand, ohne die meisten der neueren Leistungen der Wissenschaft auch nur zu erwähnen, auf alte und älteste, längst abgetane Theorien zurück, die eigentlich nur noch historisches Interesse finden sollten. Dabei kann es nicht ausbleiben, daß er sich verschiedentlich in unlösbare innere Widersprüche verstrickt. Wir möchten das Werk, entgegen dem Wunsche des Verfassers, gerade in der Hand des Lehrers nicht sehen.

H. Bauer.

Gustav Frenssen, **Der Glaube der Nordmark.** Verlag Karl Gutbrod, Stuttgart. Kart. 2,40 RM., Lwd. 3,90 RM.

Den Dichter Gustav Frenssen schätzen viele, weil in seinem Schaffen ein Stück der deutschen Seele Gestalt wird, redlich, handfest und farbig erzählt. Frenssen war zehn Jahre lang evangelischer Geistlicher. Hier berichtet er über seinen Weg vom Christentum zum „Glauben der Nordmark", diesem ältesten Glauben, für den es so viele neue Namen gibt. Dieses Buch ist eines der lesenswertesten aus dem massenhaften Schrifttum unserer Zeit um die Fragen des Glaubens. Die Ernsthaftigkeit, mit der der Dichter sich ein Leben lang als Deutscher, und zwar als Dithmarscher, bekannt und bewährt hat, verleiht seinen Fragestellungen wirkliche Tiefe.

Hans Bauer.

Die bildende Kunst in Österreich. Voraussetzungen und Anfänge. Herausgegeben von Karl Ginhart. Verlag Rudolf M. Rohrer, Baden bei Wien. Brosch. 11,— RM., gbd. 12,— RM.

Das Werk ist hervorgegangen aus Vorträgen im Rahmen der „Gesellschaft für vergleichende Kunstforschung in Wien", gegründet 1933 von Josef Strzygowski und seinen Schülern. Es will die Entwicklung der Kunst in Österreich samt ihren Voraussetzungen auch geographischer und rassischer Art zeigen und zieht in den Kreis seiner Betrachtungen weitgehend die Volkskunst herein, den Forderungen Strzygowskis entsprechend. Die Schwierigkeiten für eine völkische Kunstgeschichte sind in Österreich besonders groß, weil das Land von jeher und immer wieder Durchgangsland für die verschiedensten Einflüsse gewesen ist, so daß das Bodenständige nicht leicht aus der Mannigfaltigkeit des Fremden, das gleichwohl auch Beachtung verlangt, herauszuschälen ist. Der Großzügigkeit des Rahmens und den ausgezeichneten Mitarbeitern ist es zu danken, daß das Buch schon mehr als einen Versuch darstellt. — Weitere Bände sollen folgen.

Hans Bauer.



Wolfgang Krause, **Welchen Teil Nordamerikas besiedelten die Wikinger? Forschungen und Fortschritte,** 13. Jahrgang, Nr. 16, 1. Juni 1937. Zusammen mit dem Erdkundler Giere hat W. Krause „einen neuen Versuch zur Lösung dieser weltumstrittenen Frage gemacht". Sein Endergebnis ist: „Vinland ist nur von Leif gesehen, aber nicht besiedelt worden und lag wahrscheinlich ein Stückchen südlich von Neufundland (etwa

Neuschottland?). Karlsefni ist dagegen nur bis Neufundland vorgestoßen und um den nördlichen Teil dieser Insel herumgefahren, aufgehalten durch die Indianer und in der vergeblichen Hoffnung, einen Weg an der Küste weiter nach Süden zu entdecken. Trotzdem blieb diese Fahrt Karlsefnis keine reine Episode: Wir wissen aus den isländischen Annalen, daß noch lange Zeit kleine Schiffe der grönländischen Kolonie nach Markland fuhren, um von dort Holz zu holen, und noch die portugiesisch-dänische Expedition ins „Stockfischland" (Labrador-Neufundland) vom Jahre 1473 und die Fahrt der jüngeren Brüder Corte Real (1500—1502) nach Labrador scheint letztlich auf die Kunde von den alten Vinlandfahrten zurückzugehen.

Wiener Zeitschrift für Volkskunde, Jahrgang 42, 1937, Heft 1/2. Aus dem reichhaltigen Inhalt führen wir an: R. Kriß, **Eine Schrecklarve aus Oberösterreich;** Werner Lynge, **Zur süddeutschen Spielart des Sommer- und Winterstreits.**

Niederdeutsche Zeitschrift für Volkskunde, Jahrgang 15, 1937, Heft 1/2. Robert Petsch, **Wesen und innere Form des Volksmärchens;** Otto Lauffer, **Das Baumaustragen des 16. Jahrhunderts in Reval;** Albert Becker, **Zeugnisse zur Geschichte des Weihnachtsfestes.** Lauffer möchte zeigen, daß die Bäume in dem von Redlich herangezogenen Festriten der Schwarzhäupter in Lettland nichts mit dem Weihnachtsbaum zu tun haben. Sehr willkommen ist die reichhaltige Zusammenstellung von Literaturzitaten zur Geschichte des Weihnachtsfestes von Albert Becker. Die Geschichte des Weihnachtsbaumes ist trotz Lauffers Bemühungen bis heute noch nicht endgültig geklärt.

De Wolfsangel, 1937, Jahrg. II, Nr. 2, August. Der Leitaufsatz schließt an die Untersuchungen über die Odalrune in der vorigen Nummer an und handelt über den Widerhaken im Wappen, der als eine Form der Odalrune gedeutet wird. Ein Abschnitt über heilige Linien setzt die erfreulichen Forschungen über die Ortungslinien in Holland fort. Eine Buchbesprechung würdigt die ausgezeichnete kleine Schrift von Laagland „Het verband tusschen Ras en Cultuur".

Volk und Scholle, 15. Jahrg., Juli 1937. W. Arndt, **Landschaft und Kultur des Westerwaldes.** Merkwürdigerweise wird die Landschaft des Westerwaldes im allgemeinen wenig geschätzt. Arndt versteht es, in seinen Darlegungen die Schönheiten des Westerwaldes aufzuzeigen und die Eigenart dieser Landschaft zu charakterisieren. Gleichzeitig beschreibt er auch die Stammesart des Westerwälders. Fritz Nelius, **Vom Schicksal der Spinnstube in Nassau.** Nelius zeigt die verderbliche Wirkung der Spinnstubenverbote in Nassau. Wir erinnern bei dieser Gelegenheit an die grundlegenden Ausführungen zu diesem Thema von Otto Böckel in seinem großartigen Werk: Psychologie der Volksdichtung (Leipzig, Teubner, 1913, 2. Aufl.). Friedrich Mössinger, **Hier zeig' ich euch den Wetterhahn.** Mössinger beschreibt den alten Handwerksbrauch des Umzugs mit dem Wetterhahn, der im Hessischen bis heute erhalten blieb. Er teilt eine Fülle von Sprüchen mit, die bei diesem Umzug aufgesagt werden. Albert Koch, **Denkmäler aus dem Boden der Heimat.** Koch behandelt diesmal in der vierten Fortsetzung seiner sehr begrüßenswerten Aufsatzreihe einen Riemenendebeschlag aus dem 4. Jahrhundert, der auch für die Sinnbilderforschung von Bedeutung ist.

Forschungen und Fortschritte, 13. Jahrgang, Nr. 22, 1. August 1937. Friedrich Morton, **Unser Wissen über Hallstatts vorgeschichtliche Kulturen.** Morton berichtet über seine Ausgrabungen im Jahre 1936 auf der Dammwiese, durch die unser Wissen über Hallstatts vorgeschichtliche Kulturen eine wesentliche Bereicherung erfahren hat. Aus seinen Mitteilungen heben wir als besonders wichtig folgende heraus: „Unter der Fundmasse des Vorjahres, die ungefähr 1600 Funde umfaßt, verdienen Gefäßböden aus Graphitton besondere Beachtung. Sie zeigen eigentümliche Zeichen, die als Töpferzeichen gedeutet wurden, aber irgendeine andere Bedeutung gehabt haben müssen."

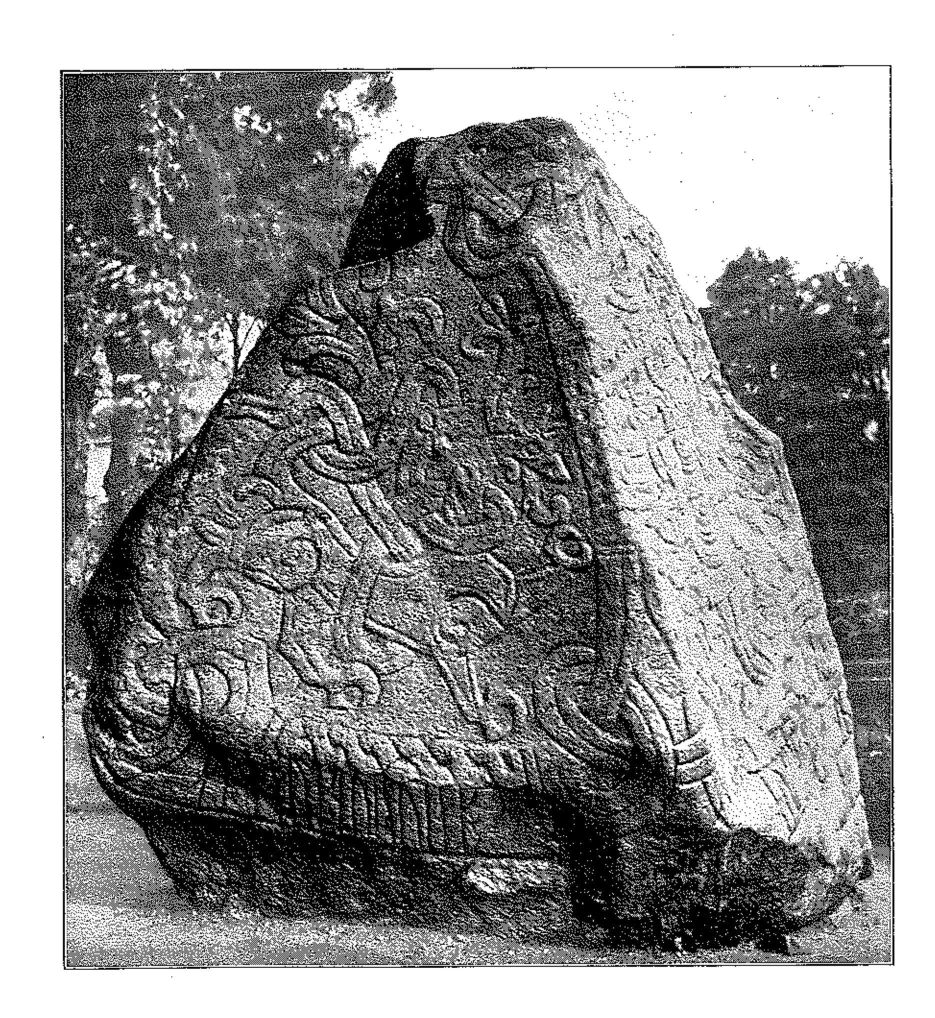
Dr. Otto Huth.

Berichtigung: Die 3 Aufnahmen zu dem Aufsatz „Rasse und Gesittung der Kanarier" im vorigen Heft sind nicht von Dr. Bauer, sondern von Dr. Bange.

Der Nachdruck des Inhaltes ist nur nach Vereinbarung mit dem Verlag gestattet. Schriftleiter: Dr. Otto Plaßmann, Berlin O27, Raupachstr. 9 IV. Druck: Offizin Haag-Drugulin, Leipzig. Verlag: K. F. Koehler. Leipzig C1. Printed in Germany.

Leipzig, Oktober 1937 Heft 10

Germanien



Monatshefte für Germanenkunde zur Erkenntnis deutschen Wesens

Germanien

Monatshefte für Germanenkunde zur Erkenntnis deutschen Wesens

Gegründet von Professor Wilhelm Teudt

Offizielles Organ des Ahnenerbes E. V., Berlin

Vorsitzender des Kuratoriums: Reichsführer SS Heinrich Himmler

Alleinige Zeitschrift der Vereinigung der Freunde germanischer Vorgeschichte e. V., Detmold

Hauptschriftleitung: Dr. J. O. Plaßmann, Berlin O 27, Raupachstr. 9 IV

Detmolder Schriftleitung: Detmold, Hitlerdamm 12

9. Jahrgang, Heft 10

Inhalt

Das Umschlagbild zeigt den dreiseitigen Runenstein von Jellinge. (Aufn. H. Ißleib.)

Bezug durch jede Buchhandlung oder durch jede Postanstalt. Vierteljährlich (3 Hefte) für 1.80 RM zuzüglich Zustellgebühr

Postscheckkonto Germanien, Monatshefte für Vorgeschichte, Leipzig, Postscheckkonto Leipzig 4234

Beschwerden wegen Ausbleibens der Hefte sind immer zuerst an das Zustellpostamt (oder Buchhändler) zu richten. Erst bei Nichterfolg wende man sich an den Verlag K. F. Koehler in Leipzig C 1, Postfach 81

Manuskripte sind an die Hauptschriftleitung: Dr. J. O. Plaßmann, Berlin O 27, Raupachstr. 9 IV zu senden, oder an die Detmolder Schriftleitung, Hitlerdamm 12. Für unverlangt eingehende Beiträge wird keinerlei Haftung übernommen. Rückgebühr ist stets beizulegen

Bücher zur Besprechung sind nur an den Verlag, Leipzig C 1, Postfach 81, zu senden

K. F. Koehler Verlag / Leipzig C 1 / Postfach 81 / Fernsprecher 64121

Germanien

Monatshefte für Germanenkunde zur Erkenntnis deutschen Wesens

1937 — Oktober — Heft 10

Zur Erkenntnis deutschen Wesens:

Der Verfall der Kampfmoral

Wiederum ist von Nürnberg aus der eindringliche Ruf an die europäische Welt ergangen, das gemeinsame Erbe, das trotz aller inneren Feindschaften immer noch das verbindende Element der europäischen Kulturmenschheit ist, gegen die Macht des Untermenschentums, die sich in dem ewigen Juden verkörpert, zu verteidigen. Verteidigung setzt immer die Erkenntnis der drohenden Gefahr voraus; gemeinsame Verteidigung die Erkenntnis dessen, was seinem Wesen nach das Gemeinsame ist, das höher als alles andere steht, was trennt und immer trennend sein wird.

Es gab eine Zeit, und sie ist noch nicht allzu lange her, da konnte es einem Deutschen bei einer gewissen Schwärmerei von „Europa" oder gar von „Pan-Europa" und von dem „guten Europäer" leicht übel werden. „Europa" war zu einem schillernden Begriff geworden, hinter dem sich Völkerbundsbürokratie, Liberalismus, kosmopolitische Biedermeierei, wohlwollende „Empfehlungen" an die Habenichtse und sehr viel realere Waffenrüstungen der Besitzenden zu einem Brei der Oberflächlichkeit und der Heuchelei vereinigten, aus dem Europa wirklich erst durch die nüchterne und unerbittliche Klarheit von Staaten neuer Prägung herausgeführt worden ist. Das Advokaten-Europa liberaler Prägung ist tot; mag es am Genfer See noch so viele Versuche machen, in würdevollen Kundgebungen sich selbst einen Rest von Lebendigkeit vorzutäuschen.

Vor hundert Jahren herrschte bei uns ein ganz anderes Ideal von „Europa"; ein Ideal, das in manchen Zügen edler war, wenn es auch der Wirklichkeit nicht sehr viel näher kam. Es war das Europa der Romantik (die sich freilich keineswegs darin erschöpfte), und es ging durchweg unter dem Namen „Abendland" oder noch genauer „christliches Abendland". Es war bestimmt durch die verklärte Erinnerung an eine vergangene Zeit; an das Mittelalter mit seiner vermeintlichen weltanschaulichen Einheit, die als geschlossene Welt im Gegensatz zur islamisch-orientalischen Welt gesehen wurde. Man sah diese Zeit so, als wenn damals eine höhere, metaphysische Einheit die nationale Vielheit Europas überwölbt und zu einem einheitlichen Einsatz gegen die feindliche östliche Welt geführt hätte. Das Symbol dieser Einheit erblickte man in dem engen Bunde

zwischen der Schwertgewalt des Kaisers und der geistigen Gewalt des Papsttums, versinnbildlicht durch die beiden Schwerter, von denen die Welt regiert werden sollte. Man übersah aber völlig, daß diese beiden Schwerter alles andere als eine innere Einheit darstellten, sondern vielmehr einen unüberwindlichen inneren Gegensatz. Es war das Schwert Cäsars und das des Ariovist, mit anderen Worten: die Waffe der römischen Idee, die den veränderten Machtverhältnissen gemäß zu einer „geistigen" Waffe umgeschmiedet war, und das Schwert des germanischen Volkskönigs, dem man den eigenen Geist und die eigene Seele geraubt hatte, um es als Waffe des „weltlichen Armes" um so sicherer lenken zu können.

Noch heute ist diese Vorstellung nicht ganz tot, ja sie dient hier und da noch dazu, politischen Konstruktionen und Wunschträumen einen scheinbaren geistigen Gehalt zu geben. Aber die deutsche Geschichtsforschung hat *eins* unwiderleglich dargetan; daß nämlich die scheinbare weltanschauliche Einheit des Mittelalters nur eine Fassade war, hinter der sich der erbitterte Machtkampf zwischen den beiden „Schwertern" abspielte: zwischen der germanischen Substanz und dem römischen Machtgedanken in seiner priesterlichen Prägung. Und die Germanenkunde hat erwiesen und bringt es uns täglich mehr zum Bewußtsein, daß das geistlich-staatliche Gebilde, das man als „heiliges römisches Reich" oder in der Erweiterung als „christliches Abendland" bezeichnet, nur so lange innerlich lebendig war, als es von der germanischen Substanz zehren konnte; und daß es selbst zusammenbrach, als diese Substanz (die immer wieder als feindlich empfunden und bekämpft wurde) erschöpft war.

Die „Romantik" (der man diesen Namen nur mit demselben Vorbehalt geben sollte, wie dem „romanischen" Stil) hat nun selbst den Weg bahnen helfen zu dem, was wir heute die dauerhafte und lebensgesetzlich einheitliche germanische Substanz nennen. Und damit hat sie der Erkenntnis vorgearbeitet, was das Europa, von dem *wir* heute sprechen, und an das in Nürnberg in so eindringlicher Weise appelliert wurde, dem Wesen nach eigentlich ist: die Schöpfung der germanischen Völkerwanderung, die allen Staaten, die heute für Europa bestimmend sind, Grundlage und Gestalt gegeben hat, die außerdem auch den Völkern dieser Staaten gemeinsame Begriffe, gemeinsame Lebensideale und Lebenswerte vermittelt hat, von deren Erhaltung und Wiedererweckung das innere und damit auch das äußere Leben Europas abhängt. In größerem Rahmen gesehen war es so: das indogermanische Europa erfuhr seine letzte Durchdringung und Gestaltung durch *das* indogermanische Volk, das am längsten in der Urheimat geblieben war. Die germanischen Eroberer und Erneuerer aber zogen alles an sich, was an vorgermanischem Indogermanentum lebendig und rein geblieben war, und gaben ihm wieder ein entschiedenes Gepräge.

Und hier sind die Grundlagen dessen, was heute noch der europäischen Einheit Wesen und Gehalt gibt. Es ist ein gemeinsames Lebensgefühl, das in allen wesentlichen Grundfragen übereinstimmt, und das nicht auf irgendeiner von außen nach Europa gekommenen Satzung oder Religion beruht, sondern dem nordischen Wesen Europas eingeborenen, immanent ist. Längst ist die *kirchliche* Einheit verfallen und hat vielfach sogar einer gegenseitigen Gehässigkeit Platz gemacht. Das heilige römische Reich ist versunken und durch entschiedene Nationalstaaten ersetzt worden; einzelne Staaten haben weit über den Rahmen Europas hinausgegriffen und eigene Weltreiche gegründet, denen ein eigener Egoismus innewohnt. Auf der anderen Seite haben die christlichen Kirchen sich Völker nichteuropäischer Herkunft in großer Zahl eingefügt. Und doch besteht das europäische Gemeinschaftsempfinden (so abgegriffen und unsympathisch einem der Ausdruck selbst zuweilen erscheinen mag) als eine Realität — es besteht *noch*, so müssen wir allerdings einschränkend sagen. Aber es besteht weder in einem possenhaften Völkerbund, noch in einer gemeinsamen „Wirtschaft", noch in einer gemeinsamen Kirche: es besteht in einem

gemeinsamen *Kulturbesitz* und in gemeinsamen ethischen Grundbegriffen, unter denen die *Ehre* wenigstens bei allen wirklich Gesunden an oberster Stelle steht. Die Ehre aber äußert sich bei allen germanischen und indogermanisch-nordischen Menschen vor allem in einer gemeinsamen *Kampfmoral*.

An dieser Stelle ist freilich der drohende *innere* Verfall der europäischen Gemeinschaft am deutlichsten zu erkennen.

Wenn es im germanisch bestimmten Mittelalter irgend etwas gemeinsam Verpflichtendes bei den führenden Schichten (die alle germanischer Herkunft waren) gegeben hat, so war es der gemeinsame Ehrbegriff, der sich in einer gemeinsamen Kampfmoral äußerte. Sie setzte alles andere voraus, als ein friedliches Dasein, in dem man sich selbst bescheidet und keinem wehe tun will; sie setzt im Gegenteil eine Welt voller Kampf voraus, in der jeder einzelne sich mit dem ganzen Einsatz der Persönlichkeit durchzusetzen hat, auch mit den Waffen, und in der der Sieger als Sieger, und der Besiegte als Besiegter erscheint. Sie hat nichts mit Weichlichkeit zu tun, sondern gilt für eisenharte Männer, die an das Schwert appellieren und durch das Schwert zu fallen bereit sind, wenn die Ehre es gebietet. Und doch ist es kein zügelloser Kampf aller gegen alle; dieselbe Ehre, die rücksichtslosen Einsatz des Lebens gebietet, verlangt ebenso rücksichtslos die Einhaltung von Kampfregeln, ohne die keiner den Anspruch auf den Namen eines ehrlichen Kämpfers erheben kann. Er ist ein Neiding, ein Wolfsmensch, der sich nicht nur aus der Gemeinschaft der Lebenden, sondern auch aus der Gemeinschaft der Kämpfenden ausschließt — und das war für den Germanen im Wesen gleichbedeutend. Und da im Mittelalter der Waffenträger, der Kämpfer schlechthin als *Ritter* in die Erscheinung trat, so war der Sammelbegriff für die Kampfmoral im weitesten Sinne die „Ritterlichkeit". Der Lebensgehalt dieses Ehrbegriffes ist so stark, daß das Wort noch heute in unserm Sprachgebrauch die Summe des anständigen Verhaltens auf allen Lebensgebieten bezeichnet. Er verlangt, daß dort, wo gekämpft wird, mit gleichen Waffen gekämpft wird; daß Waffe gegen Waffe, „ort widar orte" gesetzt wird, und daß auch beim Kampfe der Geister dem Angriff mit der blanken Waffe nicht mit den Giftpfeilen der Verleumdung und Verdächtigung begegnet wird.

Die germanische Wurzel dieser Kampfmoral hat keiner besser dargelegt als Wilhelm Grönbech in seinem Buche, das wir an dieser Stelle gewürdigt haben: „Das einzige Mittel, die Bosheit der Fremden zu überwinden, ist, eine Verbindung mit ihrem Heil und ihrer Ehre einzugehen und mit ihnen die Seele zu tauschen; dadurch werden Wille und Gefühl in den beiden Parteien gleichgerichtet, und von da ab greifen ihre Taten ineinander, anstatt sich zu durchkreuzen. Zwischen den Menschen mag Kampf sein, Gemeinschaft mag von Feinschaft abgelöst werden, aber der Kampf ist menschlich und wird nach den Regeln der Ehre ausgefochten; gegen Fremde haben die Menschen ständig Krieg, und die Kriegführung muß auf die boshafte Erfindungsgabe der Dämonen eingestellt werden. Gegen Ungeziefer und wilde Bestien können Menschen keine Verantwortlichkeit und keinen Edelmut empfinden."

Unter „Fremden" werden hier diejenigen verstanden, die keine gemeinsame Kampfmoral, oder, um es mit den germanischen Worten zu sagen, kein gemeinsames „Heil" und keine gemeinsame „Ehre" anerkannt haben. Gegen solche „wölfische" Naturen empfanden auch die Teutonen keine Verantwortung und keinen Edelmut, als sie der römische Konsul Papirius Carbo unter dem Vorwande, ihnen den Weg zeigen zu wollen, in einen Hinterhalt geführt hatte: bei Noreja büßte er sein Verbrechen gegen das Gebot der Ehre mit der Vernichtung des größten Teiles seiner Truppen. Nur auf die gleiche „wölfische" Weise gelang es Cäsar, durch einen krassen Bruch aller Kampfmoral der Usipeter und Tenkterer Herr zu werden. Wenn der alte Cato daraufhin im Senat den Antrag stellte, Cäsar an die Germanen auszuliefern, um die Schuld des Vertragsbruches von der Stadt Rom

abzuwenden und den Fluch auf den Schuldigen zu lenken, so mochte politische Gegnerschaft die Triebfeder sein; es beweist aber doch, daß auch für den alten Römer ein so schwerer Verstoß gegen die Ehre des Kampfes ursprünglich einen Bruch des eigenen inneren Friedens bedeutete, der als Fluch auf den Urheber selbst zurückfallen mußte.

Wir kennen aus der ganzen germanischen Geschichte Beispiele genug dafür, wie sehr die Einhaltung der Kampfmoral eine Vorbedingung für die Wahrung der eigenen Ehre und des eigenen Heiles war. Hier hat selbst der Brauch der *Kriegserklärung* seine ethischen Wurzeln; er steht nicht nur äußerlich mit der Fehdeankündigung zusammen, sondern ist geradezu Voraussetzung für die Ehrenhaftigkeit und Anständigkeit des Krieges selbst, und nichts ist so bezeichnend für den Verfall der Kampfmoral und die Verpöbelung der Gesinnung in der neueren Zeit, als daß die Kriegserklärung zur äußerlichen Förmlichkeit geworden ist, auf die neuerdings völlig verzichtet wird. Für den Germanen gehörte die Ansage der Fehde nicht nur zu den Regeln des Zweikampfes, sondern auch zum Kampfe zwischen zwei Heeren; denn auch dieser war eine Kraftprobe zwischen dem „Heil" beider Heere. Noch im Jahre 937, als die Wikinger aus Irland und fast allen nordischen Ländern zum Entscheidungskampfe gegen König Adalstein von England antraten, war der Kampfplatz auf der Weinheide in Northumberland vorher festgelegt und wie eine Gerichtsstätte mit Haselruten umhegt: der Sieger sollte über England herrschen.

So sind auch die feierlichen Formen, in denen noch vor tausend Jahren die Beziehungen zwischen germanischen Staaten in Frieden und Krieg nach festen Regeln der Ehre sich abspielten, keineswegs eine Äußerlichkeit. Verträge zwischen germanischen Staaten wurden mit feierlichen Eiden der Führer bekräftigt und entsprechend gehalten. Es ist bezeichnend, daß mit dem Verfall des germanischen Führertums unter den späteren Karolingern auch die Kampfmoral zwischen Sippengenossen, Standesgenossen und Staaten in Verfall geriet; und daß sie mit der germanischen Wiedergeburt unter König Heinrich I. scheinbar unvermittelt wieder in ihr volles Recht eintritt. Jahrelang hat König Heinrich von der Wiedereroberung Lotharingens Abstand genommen, da ihn der Eid an den westfränkischen König Karl band; erst als dieser selbst abgesetzt war, hatte er wieder freie Hand. Was über sein Zusammentreffen mit Herzog Arnulf von Bayern berichtet wird, ist zweifellos sagenhaft ausgeschmückt; doch ist das nur ein Ausdruck dafür, daß Heinrich die deutschen Herzöge dadurch gewann, daß er „eine Verbindung mit ihrem Heil und ihrer Ehre" einging und dadurch das Reich ganz auf die Grundlage des germanischen Lebens- und Gemeinschaftsgefühles stellte. Wenn man ihn später irrtümlich als den Begründer des Rittertums gefeiert hat, so mag doch die Ritterlichkeit seines Wesens und seiner Politik dazu beigetragen haben.

Daß diese Ritterlichkeit keineswegs aus der von der Kirche gelehrten Moral stammt, ja ihr vielfach sogar völlig entgegengesetzt war, lehrt das Zusammentreffen des europäischen mit dem in mancher Hinsicht ebenbürtigen arabischen Rittertum des elften, zwölften und dreizehnten Jahrhunderts. Dreißig Jahre lang ist zwischen normannischen Kriegern und den Arabern mit einer Erbitterung ohnegleichen um die Insel Sizilien gefochten worden; und doch vollzog sich der Kampf unter dem Gebote einer Ritterlichkeit, die bis zum Ende des süditalischen Staufenreiches das Verhältnis zwischen Arabern und Germanen bestimmte. Als die Araber Palermo an Robert Guiskard übergaben, wurde ihnen Freiheit des Glaubens, der Person und des Eigentums zugesichert; und dieser Vertrag ist nicht nur von Robert, sondern von seinen sämtlichen Nachfahren bis zu dem letzten Hohenstaufen gehalten worden. Zweihundert Jahre lang war das normannische und staufische Reich das einzige Land Europas, in dem völlige Glaubensfreiheit herrschte; es durften nicht einmal Bekehrungsversuche an den Arabern unternommen werden, was den normannischen und staufischen Herrschern von seiten der Kirche natürlich die schwersten Vorwürfe eintrug. Denn eine Haltung, die auch die Glaubensüber-

zeugung des anderen achtete, wenn *dieser* sich ebenso verhielt, war dem *christlichen* Abendland völlig unverständlich; sie war in der germanischen Heimat der Eroberer gewachsen, denn dort im Süden haben sie sie bestimmt nicht vorgefunden. Die europäische Ritterschaft hatte die arabische mit ihrem „Heil" und ihrer Ehre verbunden, und so wurden auf dem Boden der gemeinsamen Kampfmoral aus den dämonischen „Ungläubigen" der kirchlichen Auffassung, gegen die es keine Verantwortung und keinen Edelmut gab, ritterliche Männer, die sogar in der Ritterdichtung der Staufenzeit als ebenbürtige Partner erscheinen. Auf dieser Grundlage konnte Kaiser Friedrich II. die ganze, auf Glaubenshaß gegründete Kreuzzugspolitik des Papsttums ad absurdum führen: er schloß mit dem Araberfürsten einen Vertrag, der volle Gleichberechtigung an den „heiligen Stätten" verbürgte und damit den Kern des Zwistes aufhob; wofür dann allerdings von mönchischer Seite ein Mordanschlag gegen ihn ins Werk gesetzt wurde, den ihm der Araber selbst enthüllte.

Solange die Staaten Europas noch von ihrer germanischen Substanz zehrten, ist auch die alte germanische Kampfmoral wenigstens in den Formen noch immer maßgebend geblieben für die Beziehungen zwischen den Staaten. Erst nachdem das alte deutsche Gesetz, daß keine nichtdeutschen Truppen in Deutschland verwendet werden dürften, durch Karl V. gebrochen worden war, wurden die Greuel des Dreißigjährigen Krieges möglich, der zuletzt als ein Krieg von Räuberhorden ohne jede Kriegsmoral geführt wurde. Nicht anders war es mit den Heeren der Französischen Revolution, die ja bewußt die germanische Substanz verleugnete und ausrottete. Der sichtbarste und vollständigste Bruch mit der von germanischen Kriegern geschaffenen und getragenen Kampfmoral aber liegt zwischen Sedan und *Versailles*. König Wilhelm I., dessen Größe in seiner Ritterlichkeit liegt, unterzeichnete noch die Aufforderung an Napoleon zur Übergabe als „Ew. Majestät getreuer Bruder Wilhelm"; und das war damals noch mehr als eine wohlklingende Phrase. Wenn man damit die haßerfüllten Beleidigungen vergleicht, die den Unterlegenen im Walde von Compiegne und in Versailles zuteil wurden, so muß man mit Erschütterung feststellen, daß sich in *diesem* Gegensatz der *ganze* innere Verfall Europas ausdrückt, der gleichbedeutend ist mit dem gänzlichen Verfall der Kampfmoral. Es ist kein Zufall, daß sich dies alles unter dem Patronat eines Mannes vollzog, der die „Humanität" als die neue Göttin des Zeitalters ausgerufen hatte, und es fallen uns dabei die seherischen Worte Grillparzers ein:

> Der Weg der neuen Bildung geht
> Von der Humanität über die Nationalität
> Zur Bestialität.

Im Namen dieser „Humanität" hat man Millionen von Trägern alter europäischer Kultur an Völker ausgeliefert, die mit dieser Kultur selbst noch ihre Schwierigkeiten haben; man hat in einem feierlichen Pakt den Krieg selbst „geächtet", was freilich die Germanen, die Europa schufen, niemals getan haben; und man bildete sich ein, damit den Krieg abgeschafft zu haben. Es stellte sich dann freilich heraus, daß weniger der *Krieg* selbst abgeschafft ist, als die *Kriegsmoral*, die früher einmal auch dem Kriege den Charakter des „Friedens" im höheren Sinne gegeben hat. Seit Versailles führte man keine „Kriege" mehr, aber man unternahm bewaffnete Expeditionen in ein friedliches Land und nannte das „Sanktion". Man brachte Horden internationaler Verbrecher auf die Beine und ließ sie unter eigenem militärischen Schutze auf das Volk los: das nannte man dann „Volkserhebung". Die „barbarischen" Germanen, bis zu den Deutschen von 1914, begannen keinen Kampf ohne die Ankündigung, die man früher „Kriegserklärung" nannte. Im Zeitalter der Humanität aber führt man *keinen* Krieg mehr, denn man *erklärt* ihn nicht mehr. Die primitiven Gehirne der Germanen hätten nicht

ausgereicht, diese subtilen Unterschiede zu erfassen; dazu gehören juristisch geschulte Völkerbundshirne nach Genfer Konstruktion. Der Erbfeind aller germanischen und europäischen Ehre aber lauert im Osten und sucht in diesen verzwickten Windungen der Humanitätsbegriffe einen Weg, um die europäische Gemeinschaft endgültig zu sprengen.

Zum Heile für Europa haben sich in seiner Mitte Völker erhoben, die den ganzen Phrasenschwall einer verlogenen „Humanität" über Bord geworfen und wieder klare und einfache Begriffe von Treue und Glauben, von Krieg und Frieden und von ehrlicher Vereinbarung auf die Tagesordnung gebracht haben. Es sind dieselben Völker, die in ihrer eigenen Mitte den tückischen Feind mit ehrlichen Waffen niedergeworfen haben, oder die noch mitten in diesem Kampfe stehen. Und wenn es *eine* Erinnerung an den Weltkrieg gibt, die Hoffnungen erweckt, so ist es der Austausch von Berichten, die von der ritterlichen Haltung des einzelnen Gegners im Kampfe melden. Das sind Dinge, die mit „Humanität" nichts zu tun haben; sie zeigen, daß die Substanz, die einmal Ehre und Ritterlichkeit geschaffen hat, noch in keinem großen europäischen Volke ganz erloschen ist. Diese Substanz nordischer Herkunft, sei sie nun germanischer, keltischer oder italischer Prägung, ist das *eigentliche* verbindende Element Europas, seine Ehre und sein Heil. Aus ihm, und nur aus ihm mag sich einst ein Europa entwickeln, das dann auch außereuropäische Völker gleichgerichteter Ehrauffassung zu einer Gemeinschaft der anständigen Kampfmoral zusammenfaßt.

Hugin und Munin.

Das Westgoten-Reich in Spanien

Von Prof. Emerich Schaffran-Wien

In einer Zeit, da die rassisch besten Bestandteile des spanischen Volkes einen Kampf auf Tod und Leben mit dem bolschewistischen Untermenschentum führen, wird der nachfolgende Aufsatz über die germanischen Elemente in Kultur und Volkstum Spaniens besondere Beachtung finden. Wenn einmal ganz Spanien wieder frei sein wird, so findet eine germanische Kunstgeschichte hier ein dankbares Feld der Betätigung.

Die Schriftleitung.

Dreimal haben Germanen an den europäischen Ufern des Mittelmeeres Staaten gegründet; sie sind verweht und vergangen, wenn sich auch germanisches Volkstum noch lange, aufbauend und umformend, im fremden Land behauptete. Am vollkommensten verschwand das ostgotische Reich, denn von ihm sind nicht einmal Volksreste in das kommende Italienertum übergegangen, unendlich nachhaltiger war hingegen die Wirkung des langobardischen Königreiches, denn große und wichtige Teile des heutigen Italiens haben ihr Bestes aus langobardischem Blut erhalten. Zwietracht war eine der Hauptursachen des Unterganges der Ostgoten, Zwietracht, Nicht-Aufrechterhalten der völkischen Reinheit zerbrachen das Langobardenreich, und abermals Zwietracht, Aufgabe echten, reinen Volkstums und Zulassen, daß fremde Kräfte übermäßigen Einfluß im Staat gewannen, führten das Ende des mächtigen Westgotenreiches in Spanien herbei. Im Heldenkampf verging der Ostgoten Italientraum, weit weniger heldisch endete das Langobardenreich (hier ist nur die Figur des Adelchis von Waffenruhm umstrahlt), und der Untergang der Westgoten in der elftägigen Schlacht von Xeres de la Frontera, 711 gegen die Araber unter Tarik, war dadurch herbeigeführt, daß der westgotische Gaugraf Julian die Mauren gegen seinen königlichen Herrn herbeigerufen hatte. Aber, o Wunder! Trotz dieses furchtbaren Zusammenbruches löste sich der westgotische Staat nicht auf, denn in den wilden Gebirgen Kantabriens, nahe der spanischen Nordküste, sammelten sich versprengte Heerhaufen unter der Führung des sagenhaft gewordenen Helden Pelayo (Pelagius), und hier im Norden bildete sich aus westgotischem Blut und aus westgotischem Heldentum jenes Spanien, das Jahrhunderte später die Mauren verjagen konnte. In diesen kan-

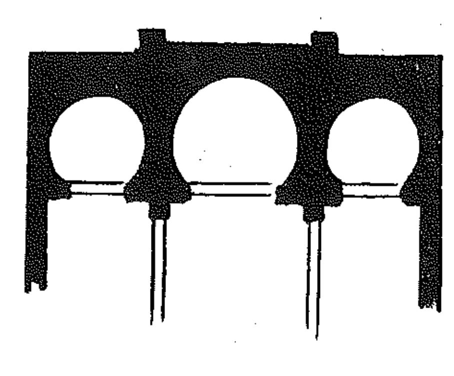
Abb. 1. Säulen im Bogen in S. Christo de la Luz zu Toledo

tabrischen Berghöhlen und Schluchten hat sich unsagbares Heldentum abgespielt; es fand keinen Barden und keinen Homer, und nur im altspanischen Volkslied klingen schattenhaft jene Heldentaten nach.

Als die Westgoten unter Athaulf, des westgotischen Helden Alarichs Schwager, um 411 Westeuropa erreichten, gründeten sie ein Reich, das ganz Spanien und große Teile von Südfrankreich mit der Hauptstadt Narbonne umfaßte. Den südfranzösischen Besitz verleideten ihnen zuerst die Merovinger und dann die ewig beutegierigen, gegen jede germanische Einheit sündigenden Karolinger, und so beschränkte sich das westgotische Reich schließlich auf die Iberische Halbinsel.

Der Durchschnittsreisende, der heute nach Spanien kommt, weiß von den Westgoten meistens gar nichts; er sucht kastagnettenklappernde Mädchen, blutige Messerstechereien und die kokette Pracht des Torero. Und vergißt — besonders traurig, wenn er ein deutscher Reisender ist —, daß im ganzen Land, besonders im Nordteil, weit mehr Denkmäler frühgermanischer Kunst anzutreffen sind, als sogar nördlich des Maines. Denn wenn auch die Westgoten durch Aufnahme des katholischen Glaubens sich kultureller Zersplitterung hingaben, ihr künstlerisches Volksgut haben sie auch über die Schicksalsschlacht von 711 hinüber getreulich bewahrt. Und diese volkhafte Kunst war groß, war reich und war vor allem eigenartig. Wohl zeigt sie Gemeinsamkeiten mit der germanischen Kunst überhaupt, so in der Liebe zum Schmückenden und in der Ablehnung jedweder bildhaften Darstellung, aber sie ist ganz eigenartig in der Bevorzugung eines strengen, geometrischen Ornamentes, welches sie dann, echt nordisch, zur geistreichsten Flächenfüllung verwendet.

Während sich von reinen ostgotischen Bauten eigentlich nichts, von langobardischen nicht allzuviel erhalten hat, ist davon im Westgotenland erstaunlich viel vorhanden, und wenn wir überhaupt irgendwo die dichterischen Berichte über den altgermanischen Hausbau noch in Resten sichtbar bekommen, so hier in Spanien, wo sich auch in romanisierter Umformung altgotische Namen bis auf den heutigen Tag in Fülle erhalten haben, so Alfons aus Hadafons und Ramiro aus Ranimir, um nur einige von vielen zu nennen. Überprüfen wir schließlich spanische Kunst in ihrem allgemeinen Bild, so wird das fast



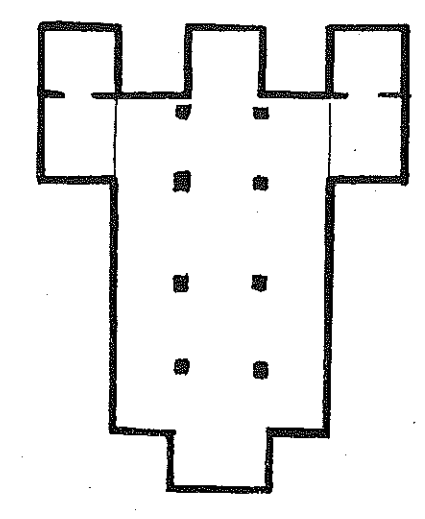


Abb. 2. S. Miguel de Escalada Ostpartie (nach A. Haupt)
Abb. 3 (rechts). Banos S. Juan Bantinta, ursprüngliche Form (nach A. Haupt)

vollständige Fehlen „romanischer" Eigenschaften (das Wort „romanisch" volkhaft und nicht stilkundlich gemeint), wie des Formalismus, des für unser Gefühl phrasenreichen Pathos u. a. auffallen, wir werden im Gegenteil zu allen Zeiten spanischer Kunst eine merkwürdige Annäherung, fast sogar Durchdringung, mit nordischer Kunst feststellen. Ob das der westgotischen Blutwurzel zu verdanken ist, wird wohl nie mit Sicherheit nachzuweisen sein, aber die Tatsachen bestehen und geben zu denken.

Die westgotischen Kunstdenkmäler verteilen sich über das ganze Reich und über alle Zeiten seines Bestandes. Am geringsten sind sie in Südfrankreich, von wo, außer spärlichen und schwer deutbaren Mauerresten in Narbonne und Toulouse, nur die wunderbaren Beigaben aus dem 1842 bei Troyes aufgedeckten Grab des Königs Theoderich II. zu nennen wären. Es enthält u. a. eine jener schönen, oft sogar beschrifteten Weihekronen, wie sie auch südlich der Pyrenäen gefunden wurden.

Ganz anders in Spanien. Vor allem, was die Funde aus der vormaurischen Zeit anbelangt, in Toledo, Mérida und Valladolid. Dann noch dazu Cordòba, Valencia, Barcelona und vor allem eine Zahl kleinster und entlegenster Orte in den einsamen und rauhen kantabrischen und asturischen Gebirgen.

Toledo war seit 567 die Hauptstadt des spanischen Reiches; von ihrem Glanz schwärmten die zeitgenössischen Schriftsteller. Im Alkazar, in dessen mittelalterlichen Mauern erst unlängst höchstes Heldentum gegen bolschewistische Verbrecher sich wehrte, sind gotische Reste verbaut, doch weitaus mehr bewahren davon einige Toledaner Kirchen, wie S. Christo de la Luz und St. Leokadia. Hier zeigt sich noch heute, trotz den Veränderungen, die die Mauren vornahmen, als sie die Kirchen in Moscheen umwandelten, die Kraft, Selbständigkeit und Eigenwilligkeit westgotischen Bauschaffens. Nicht nur in der freizügigen Verwendung ihres geometrisierenden Ornamentes, sondern in der geistvollen Einführung der Hufeisenform für die Arkadenbögen und in dem Grundriß; denn der Hufeisenbogen ist durchaus nicht, wie man so lange glaubte, weil man den alten Germanen nichts Eigenes zubilligen wollte oder konnte, maurischer Herkunft, sondern nur von diesen auch gekannt, wie denn diese, die Mauren, offenbar so manche ornamentale Einzelform von den Westgoten übernommen und ihrer eigenen blühenden Schmuckkunst einverleibt haben. Mérida, die Hauptstadt Lusitaniens, besaß nach alten Berichten 84 Tore, 5 Burgen und über 3000 Türme; davon stecken wohl noch Reste in der darauf noch gar nicht durchforschten mittelalterlichen Stadt von heute. Im südlichen Spanien steht nun auch in Baños bei Palencia eine kleinere Kirche, die ein Denkmal einziger Art ist; denn aus

ihrer vollständig erhaltenen Bauinschrift wissen wir, daß das Gotteshaus 661 durch den König Reccesvinth erbaut wurde, als er eine benachbarte Heilquelle benützte. 661, also 50 Jahre vor dem Einbruch der Mauren. Und trotzdem bestehen auch hier Arkaden und Triumphbogen aus den schönsten Hufeisenformen. Reizvoll umkleiden echt westgotische Ornamente Kapitelle und Gesimse und der Abschluß des prächtigen Baues gegen Osten in drei voneinander getrennten rechtwinkligen Apsiden ist nicht nur für diese frühe Zeit ungewöhnlich, sondern überhaupt einzigartig. Es ist g e r m a n i s c h e Genialität in jener Umwandlung gegebener altchristlicher Bauformen! Zu diesen baulichen Resten, denen noch die wertvolle, kleine Krypta der Kathedrale von Palencia, und die Kirchen S. Miguel de Escalada und S. Pedro de Nave schon deshalb zuzuzählen sind, weil auch sie lange vor dem Maureneinfall den Hufeisenbogen im Grund- und Aufriß vielfach an-

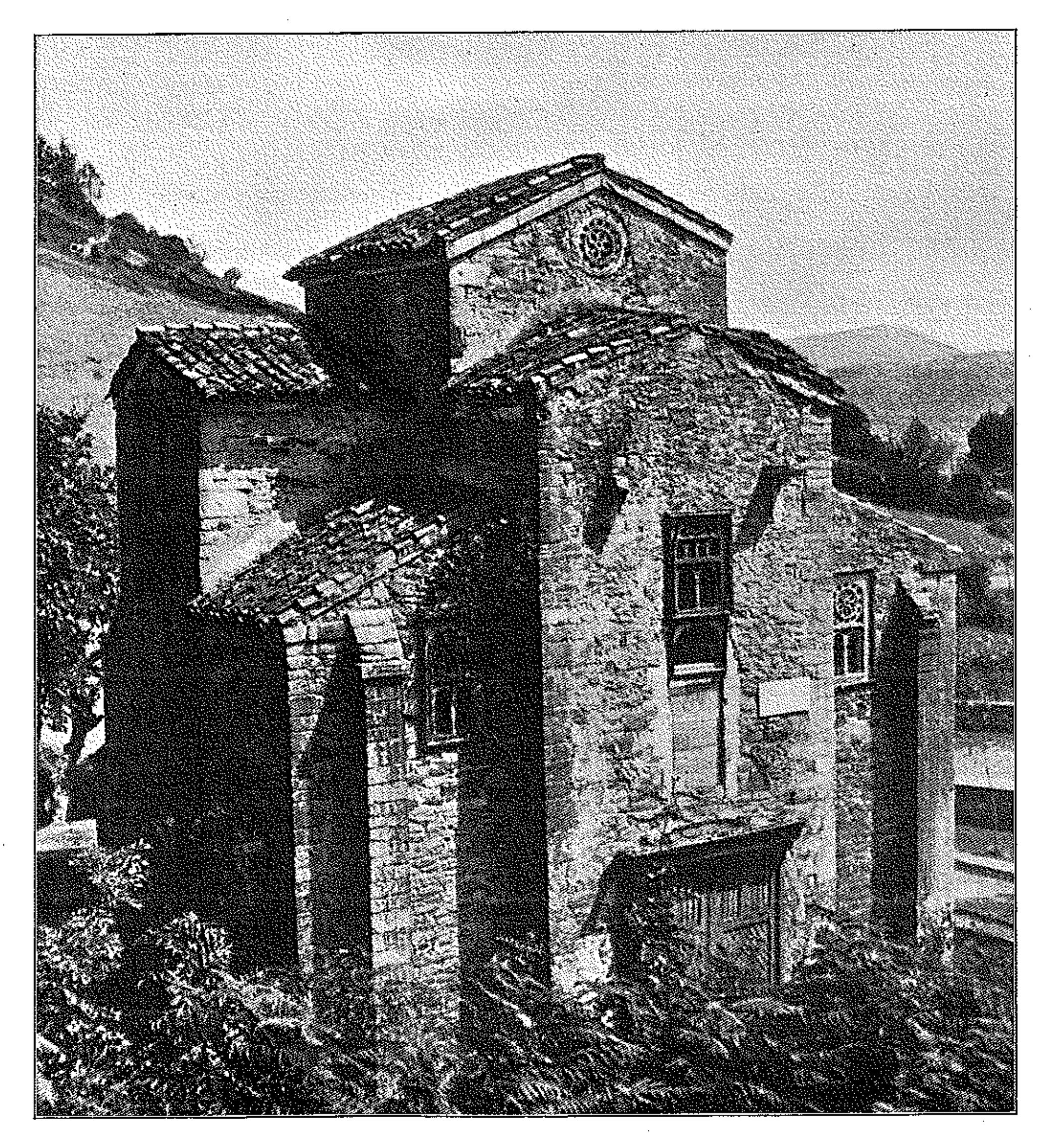


Abb. 4. S. Miguel de Lino bei Oviedo

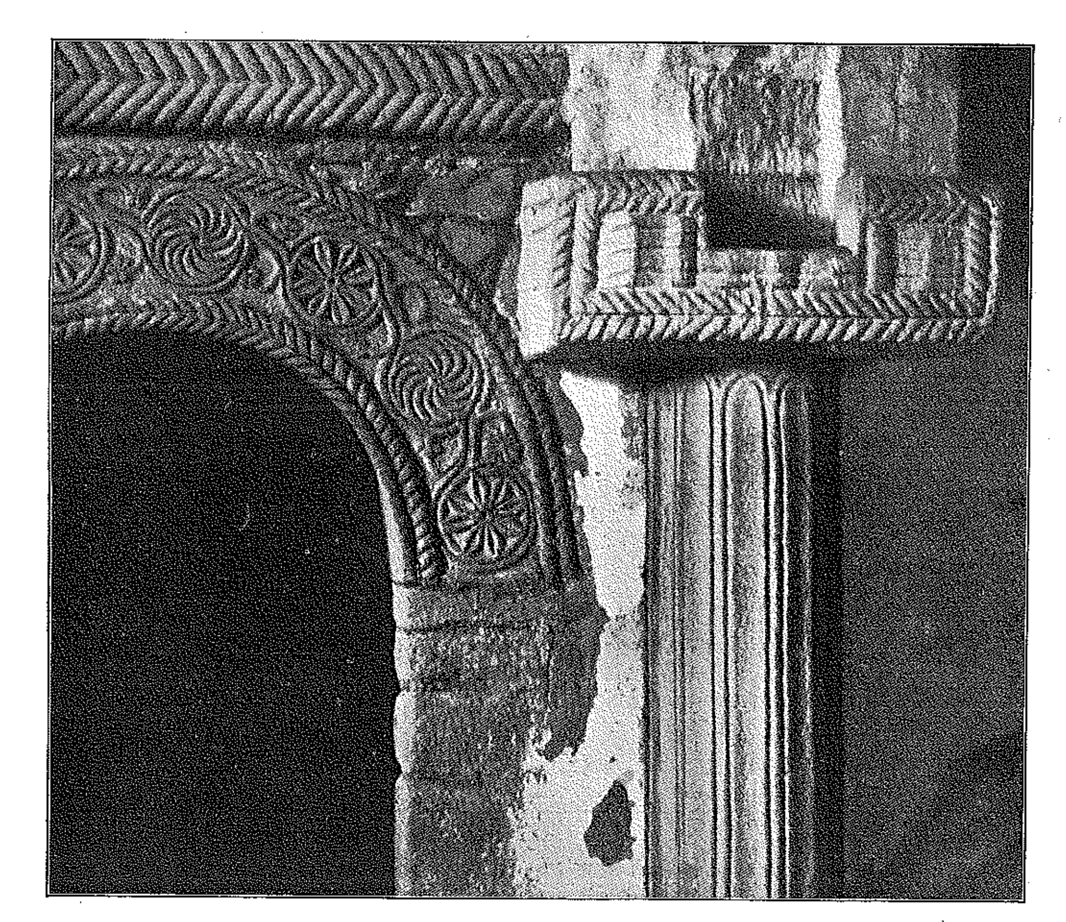


Abb. 5. Emporenschmuck von S. Miguel de Lino

gewendet zeigen, gehören dann noch jene vielen Ornamentplatten, die in die Museen des Landes zerstreut, ergreifende Kunde von schönster germanischer Kunst geben.

Dann versinkt Südspanien in der maurischen Flut und die westgotischen Kirchen werden zu Moscheen oder zerstört. Im Norden sammelt sich westgotische Gegenwehr. Pelayo führt sie, ein Held aus königlichem Blut, und heldisch ist in der Höhle von Cavadonga, einem spanischen Nationaldenkmal, sein und seiner Gattin Gandiosa Steinsarkophag mit den westgotischen Kerbschnittmustern und Rosetten. Pelayos Schwiegersohn Hadafons ist als Alfons I. der erste spanische König. Mit ihm hebt gewaltiges Bauen an. Residenz wurde das feste Gijon am biskaischen Meer. Doch schon Hadafons II. verlegte die Hauptstadt mehr in das Innere nach Oviedo, und für seine Bauten, besonders für den Dom und den Königspalast stand ihm ein Baukünstler zur Verfügung, dessen Name uns ein gewogenes Schicksal aufbewahrt hat: Tjoda. Merk dir, o Deutscher, diesen Namen des ältesten uns bekannten germanischen Baumeisters! Von seinen Bauten ist nur die Kirche San Julian in Oviedo übriggeblieben, eine stattliche dreischiffige Pfeilerbasilika mit den charakteristischen drei rechteckigen Apsiden. Sonst nichts, nur das Wissen, wie sehr der Meister von seinen Zeitgenossen geehrt wurde. Oviedo und die einsam-wilde Umgebung der heute wenig besuchten Stadt sind reich an gut erhaltenen Bauten aus später west-

Abb. 6. Scheibe in der Königshalle Sta. Maria de Naranco



gotischer Zeit. So liegt hoch oben in den Bergen die in jeder Beziehung seltsam-geistreiche Kirche S. Miguel de Lino, erbaut von König Ranimir I. (Ramiro) um 845, reich an ornamentaler Ausschmückung, und unweit davon steht, wohl erhalten, eine zweite gleichzeitige Kirche, Sta. Maria de Naranco. Kirche? Wohl, nach der späteren Verwendung, ursprünglich jedoch war sie König Ranimirs I. urkundlich an dieser Stelle nachweisbarer Palast. Eine westgotische Königshalle inmitten nordspanischer Bergeinsamkeit, die einzige e r h a l t e n e germanische Königshalle überhaupt! Denn ihr Grund- und Aufriß und ihre sonstigen Einzelheiten entsprechen vollkommen dem, was uns altgermanische Berichte vom Aussehen der Königshalle erzählen. Das Gebäude ist ein langgestrecktes Rechteck, an dessen einer Längsseite über mehreren Stufen sich der einzige ursprüngliche Eingang befindet. Gekehlte Pilaster, mit eigenartig holzmäßig aussehenden Kapitellen, bilden den einzigen Schmuck der aus tadellos gearbeiteten Hausteinen gebildeten Wände. Das Innere ist eine am Anfang fensterlos gewesene gewaltige, mit einer riesigen Tonne überwölbte Halle. Diese Tonne ist durch Gurtbögen unterteilt, und an diesen hängen, nach Art der in der germanischen Königshalle regelmäßig angebrachte Schilde, Scheiben aus Stein herab, die, im Stil bereits in die früheste Romantik hinüberleitend, reich mit figuralen heldischen Szenen und prächtigen Ornamenten geschmückt sind, unter welchen jedoch das Geometrische kaum mehr erscheint. Die westgotische Schmuckkunst zeigt sich somit in vollständiger Umwandlung. In diese Königshalle setzte schon der Erbauer Ranimir I. einen der Jungfrau geweihten Altar und versah ihn mit einer langen Weiheinschrift; sie besagt, daß Ranimir (nicht Ramiro!) diese Halle im Juni des Jahres 848 erneuerte. Das war in demselben Jahr, als der gleiche König 40 Kilometer westlich von Naranco die einzig schöne Kirche Sta. Christina de Lena erbauen ließ, welche zu der Gebäudegruppe von Naranco die beste Ergänzung bildet. Auch hier hängen von dem Tonnengewölbe die schilderähnlichen Scheiben herab, wie sie die Königshalle von Naranco zeigt, auch die Gliederung der Wand durch Blendarkaden ist ähnlich, ganz neu und höchstens mit den Ikonostasiswänden der byzantinischen Kirchen vergleichbar, ist die sehr eigenwillige dreitorige Abtrennung des Altarraumes von dem einzigen Kirchenschiff. Auf dieser Altarschranke lebt noch einmal in blühendster Schönheit, wie zum Abschied von einer untergehenden Welt, das unvergleichliche, kerbschnittartige Ornament von einst auf.

Die älteste erhaltene westgotische Bauinschrift erinnert an die Errichtung einer Marienkirche durch König Reccared im Jahre 587, die jüngste von 848 an den schon erwähnten

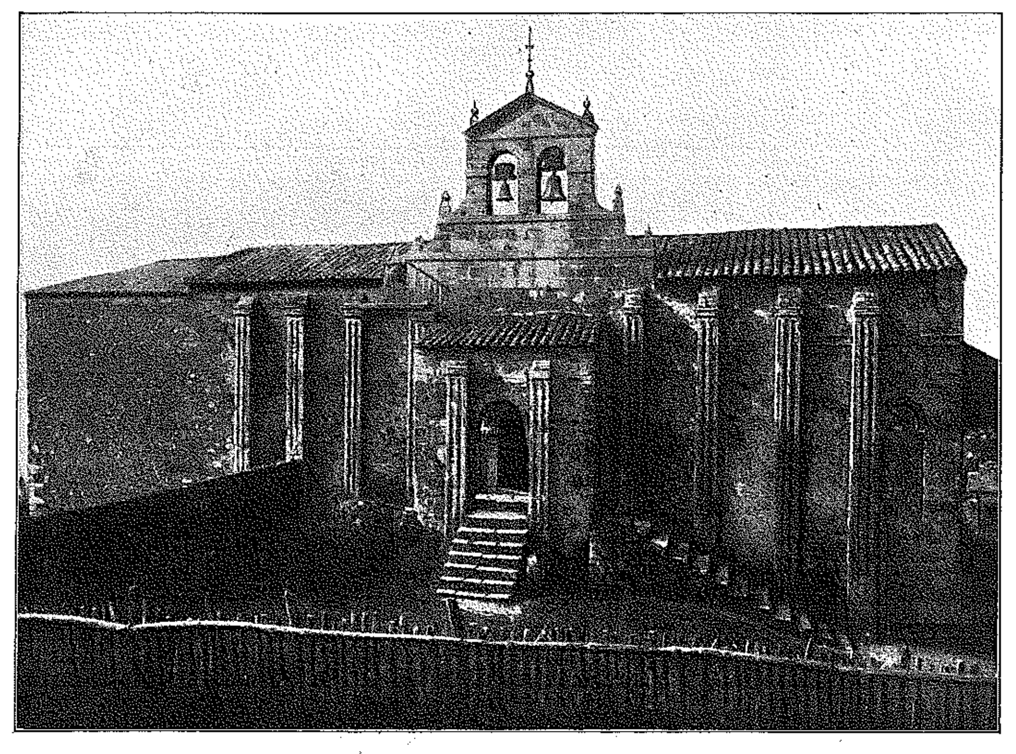


Abb. 7. Sta. Maria de Naranco (Fot. Laurent y Cie., Madrid)

Neubau der Königshalle zu Naranco. Zwischen diesen beiden Jahren liegt der Westgoten Glück und ihr Verfall, aber auch ihr neuerlicher heldenhafter Aufstieg. Doch führte dieser zu keinem eigenen Volkstum in erneuerter Form, sondern zu jener Umgestaltung, aus der endlich etwas Neues, der Spanier, hervorging. Er übernahm noch für Jahrhunderte westgotisches Recht und so manches Brauchtum, und noch heute erinnert an Reccared, den ersten katholischen König der Westgoten, jene Messe, die in der Capilla Mozarabe der Kathedrale zu Toledo gelesen wird.

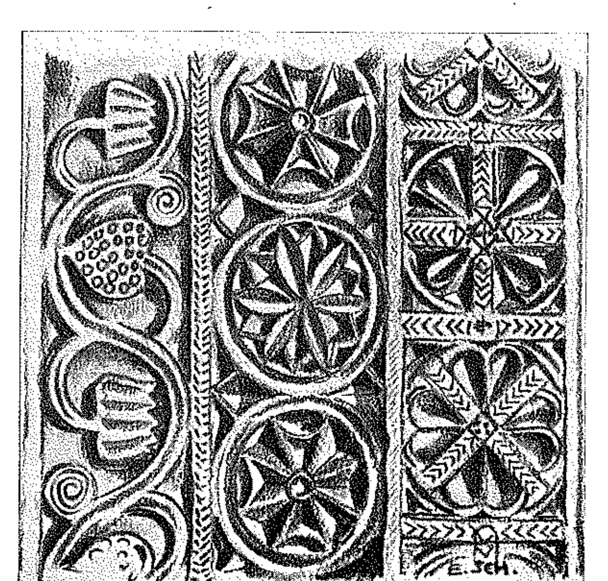


Abb. 8. Westgotische Reliefplatten aus Sta. Christina de Lena

Frühgermanische Wehrhaftigkeit

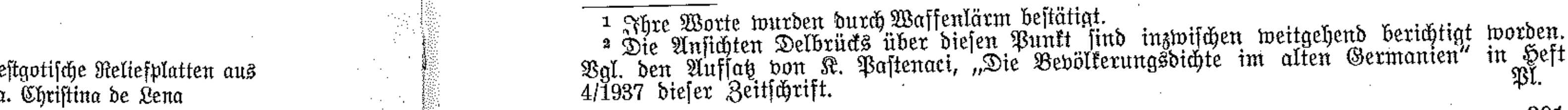
Von Justus Hashagen

In der frühgermanischen Kultur nimmt der Krieg und alles, was mit ihm zusammenhängt, eine ganz überragende Stellung ein: überall äußert er seinen bestimmenden und entscheidenden Einfluß. Alle anderen Kulturgebiete zwingt er unter seine Einwirkung und macht sie von sich abhängig: er überschattet sie förmlich. Aber man läßt sich das gern gefallen; denn der Krieg ist nicht ein Unglück, sondern ein Glück, kein finsteres Unheil, sondern ein strahlendes Geschenk der Götter: nicht etwas, was man zu fürchten hat; sondern man zieht in den Krieg, der keine Ausnahme ist, sondern die Regel, in hellster Begeisterung und mit stürmischem Jubel.

Dies alles und vieles andere kommt auch darin sinnfällig zum Ausdruck, daß der freie Germane auch im Frieden das kriegerische Gewand nicht ablegt: er tritt auf mit der Lanze in der rechten Hand und mit dem sorgfältig bemalten und mit einem eisernen Buckel versehenen Schild auf dem Rücken. Tacitus erklärt im 13. Kapitel seiner Germania: „Die öffentlichen wie die privaten Dinge verhandeln sie nur in Waffen". Schon in seiner schönen Schilderung der germanischen Volksversammlung hatte der für so etwas empfängliche Römer im 11. Kapitel betont, daß die Germanen selbstverständlich nur bewaffnet zusammenkommen und dann ihrer Zustimmung durch Zusammenschlagen der Speere hörbar kriegerischen Ausdruck verleihen. So berichtet Tacitus auch von den Batavern (Historiae V, 17): Sono armorum . . . approbata sunt dicta . . .[1]

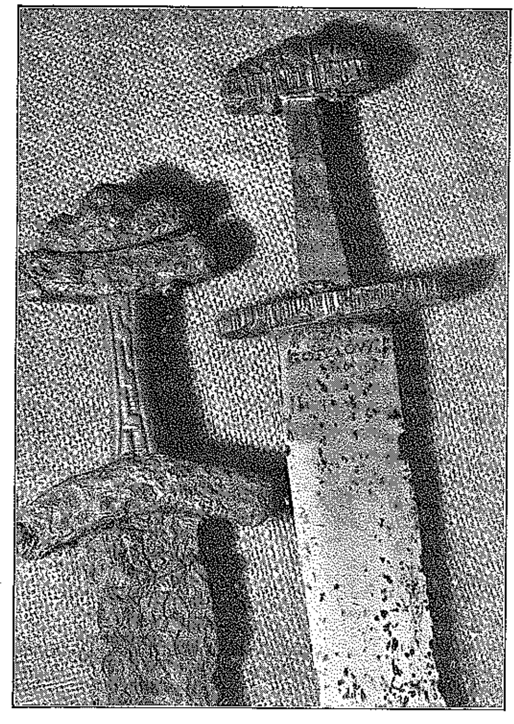
Wenn der Krieg die ganze Kultur beherrscht, wenn kein Kulturgebiet sich seinem Zugriff zu entziehen vermag, dann ist es ferner selbstverständlich, daß die körperliche und seelische Erziehung des germanischen Jungvolkes auf die Erfüllung seiner höchsten Aufgabe von Anfang an ohne Abstriche und mit eiserner Kraft hingelenkt wird. Und diese höchste Aufgabe kann nur sein: der Wehrhaftigkeit des Volkes zu dienen. Denn wenn die ewigen Kriege gegen die Römer einmal ausnahmsweise zur Ruhe gekommen sind, dann drohen schon wieder erbitterte Kämpfe mit den stammverwandten Germanenstämmen, von denen schon in der frühgermanischen Zeit so viel berichtet wird. Der Krieg ist eben kein Ausnahme-, sondern ein Dauerzustand. Für ein halbes Jahrtausend wurde er bei den Germanen in Permanenz erklärt.

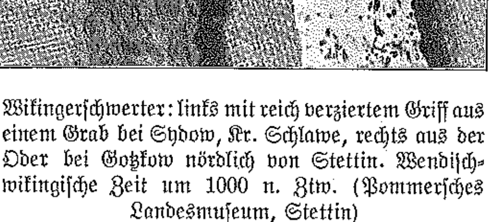
Tacitus berichtet im 33. Kapitel der Germania c. 98 n. Chr., daß jüngst die Brukterer in fürchterlichem Kampfe gegen eine Koalition benachbarter Germanenstämme, mehr als sechzigtausend Mann stark, zugrunde gegangen seien. Man kann diese wichtige Nachricht nicht deshalb als Übertreibung abtun, weil Hans Delbrück[2] (Geschichte der Kriegskunst 3, II, 1921) die Zahl der Mitglieder eines ganzen Germanenstammes auf weniger als die Hälfte beschränkt; denn die Brukterer brauchen diesen mörderischen Krieg nicht allein geführt zu haben. Es ist vielmehr wahrscheinlich, daß sie sich mit anderen befreundeten Stämmen zu einem „Bunde" zusammengeschlossen haben, um so wahrscheinlicher, als ja auch die Gegenpartei ein Stammesbündnis darstellt. Gegenüber diesem Unglück tritt der Kampf zwischen Hermunduren und Chatten um Salzquellen 58 n. Chr. (Annales XIII, 57) bei Kissingen oder bei Salzungen zwar mehr in den Hintergrund. Aber auch er war grausig genug. Denn die hermundurischen Sieger machten keine Gefangenen, sondern opferten das ganze Heer der besiegten Chatten, „alles Lebende", wie Tacitus schaudernd meldet, dem „Mars" und dem „Mercurius", unter deren römischer Verkleidung sich germanische Götter verbergen.



[1] Ihre Worte wurden durch Waffenlärm bestätigt.

[2] Die Ansichten Delbrücks über diesen Punkt sind inzwischen weitgehend berichtigt worden. Vgl. den Aufsatz von K. Pastenaci, „Die Bevölkerungsdichte im alten Germanien" in Heft 4/1937 dieser Zeitschrift. Pl.





Wikingerschwerter: links mit reich verziertem Griff aus einem Grab bei Sydow, Kr. Schlawe, rechts aus der Oder bei Gotzkow nördlich von Stettin. Wendisch-wikingische Zeit um 1000 n. Ztw. (Pommersches Landesmuseum, Stettin)



Oberteil einer silbernen Schwertscheide aus Gutenstein, Baden. Nordisch-germanische Arbeit. Um 600 nach Ztw. (Berlin. Staatl. Museum für Vor- und Frühgeschichte)

Aufn.: Dr. Hilde Bauer-Degenhart. Deutscher Kunstverlag, Berlin

Die Kriege der Germanen waren, mochten sie gegen die Römer oder gegen die germanischen Stammesbrüder gerichtet sein, keineswegs nur Verteidigungskriege, wie der Aufstand des Jahres 9, sondern Angriffs-, Eroberungs- und Rachekriege. Die moderne, pazifistisch angehauchte Begeisterung für den sogenannten „gerechten Krieg" war den Germanen fremd. Der Erziehung des germanischen Jungvolkes zur Wehrhaftigkeit wird man nicht gerecht, wenn man sie lediglich in die uns geläufige moderne, rationalistisch-technische Beleuchtung rückt. Es handelt sich bei ihr nicht nur um Training, d. h. um eine direkte oder indirekte rationelle Vorbereitung auf den Krieg, sondern auch um die planmäßige Anwendung von besonders wirksamen und für diesen erhabenen Zweck geheiligten Reizmitteln, Stimulantien, die der germanischen Erziehung zur Wehrhaftigkeit erst das charakteristische Gepräge geben, da sie dem Bereiche des Irrationalismus entstammen.

Gewiß ist an direktem Training kein Mangel. Dahin gehört vor allem eine rationelle Ernährung, eine zweckmäßige und namentlich sparsame Kleidung, eine Bevorzugung der Trutz- vor den Schutzwaffen, eine scharfe Abhärtung gegenüber einem nicht gerade sehr milden Klima, keine sentimentale, sondern sozusagen eine topographische Verbundenheit mit der Natur, mit dem Gelände. Man setzt die Germanen nicht herab, wenn man darauf hinweist, daß sie sich in der Ausbildung eines fast übermenschlichen Ortssinnes und eines verblüffenden militärischen Berufsgedächtnisses von keinem urtümlichen Volke übertreffen lassen. Wer freilich die kriegerische Erziehung der Germanen nur nach den römischen Autoren schildert, ohne die schönen Werke moderner Ethnologen wie Weules heranzu-

ziehen, der bleibt auf halbem Wege stehen. Das direkte Training begnügt sich gewiß nicht damit, alle Kräfte und alle Geschicklichkeiten des Körpers, der Muskeln, der Nerven, der Sinne, zur höchsten Entfaltung zu bringen. Auch das Seelische spielt hinein. Es gibt zwei böse Feinde des kriegerischen Menschen: den Schmerz und den Tod. Das germanische Jungvolk muß dazu angehalten worden sein, beide zu verachten. Das Leben des einzelnen stand niedrig im Kurse. Es wurde von den Notwendigkeiten des genossenschaftlichen Krieges aufgesogen. Der Tod in der Schlacht galt als etwas Herrliches. Erst einer späteren Kultur blieb es vorbehalten, das Leben des einzelnen höher, vielleicht zu hoch zu bewerten.

Da das Training des germanischen Jungvolkes nicht nur körperliche, sondern auch seelische Höchstleistungen erzielen muß, wenn es sein Ziel, die Ertüchtigung für den Krieg, erreichen will, so werden auch indirekte Mittel angewandt. Die Leibesübungen werden zu hitzigen Kampfspielen ausgestaltet. Zu allen Zeiten und bei allen Völkern galt die Jagd als vorzügliche Vorbereitung auf den Krieg. Man darf annehmen, daß diese seit Jahrtausenden glänzend ausgeformte Betätigung auch in der frühgermanischen Zeit zu hoher Vollendung gelangt ist, zumal es nicht nur eine Jagd auf harmloses Rehwild war, sondern auch auf Bären, Wölfe und Auerochsen. Schon Cäsar spricht im Gallischen Krieg VI 28 von der abhärtenden Wirkung der Auerochsenjagd auf das Jungvolk: „Wer die meisten Auerochsen getötet hat, der erntet, wenn er die Hörner zum Beweise öffentlich gezeigt hat, großen Ruhm" ... Zur Jagd kamen zahllose kriegerische Raubfahrten zu Wasser und zu Lande, halb sportlich-spielerisch, halb militärisch organisiert, in einen ernsthaften Krieg auslaufend, jedenfalls auf ihn vorbereitend.

Schon mit dem allen griff die Erziehung zum Kriege tief in das Leben des germanischen Jünglings ein. Es wurden aber noch weitere Anforderungen an ihn gestellt. Im Interesse der Entwicklung, Festigung und immer weiteren Ausgestaltung der Wehrhaftigkeit wurde ständig darauf hingearbeitet, den sexuellen und den erotischen Überschwang zurückzudrängen. Man könnte die Nachricht darüber bei Tacitus c. 20 für eine moralisierende Übertreibung des um die Moral seiner Römer so besorgten Historikers halten, wenn er sie alleine brächte. Aber schon der viel nüchternere und von Moral unbeschwerte Cäsar sagt 150 Jahre früher ganz dasselbe. Es ist also gewiß nicht aus der Luft gegriffen. Diese Enthaltsamkeitsvorschriften haben nun aber nicht nur eine zweckhafte Bedeutung, indem sie gewisse mächtige Gegenströmungen gegen die Wehrhaftigkeit zu beseitigen bemüht sind. Sie haben, wie alles, was mit der Selbstzucht zu tun hat, auch einen sakralen Hintergrund, wie ja auch der ganze Krieg denselben Hintergrund hat und somit nicht nur in die Kriegs-, sondern auch in die Religionsgeschichte gehört. Die Sprachforschung legt nahe, daß das den altgermanischen Mundarten durchaus geläufige Wort „keusch" ursprünglich nicht die geschlechtliche Unberührtheit im allgemeinen bedeutet, sondern die Reinheit vor den Göttern, die kultische Reinheit. Aber Cäsar VI 21 hat nur für die zweckhafte Seite Verständnis, wenn er schreibt: „Diejenigen, die am längsten keusch geblieben sind, ernten bei den Ihrigen das höchste Lob: sie meinen, daß hierdurch die Leibesgröße gefördert und die Kraft und die Nerven gefestigt würden." Und nicht anders bei Tacitus c. 20: Sera juvenum Venus eoque inexhausta pubertas.[1] Auch Pomponius Mela, der älteste römische Geograph, berichtet III 24 ff. c. 50 n. Chr. von den Germanen: „Sie leben nackt, bevor sie mannbar werden, und das Knabenalter dauert bei ihnen sehr lange ..."

Man dringt aber, wie gesagt, in das germanische Kriegswesen und in die germanischen Kriegssitten nur dann tiefer ein, wenn man nun auch auf die besonders stark ins Seelische und ins Religiöse hinüberspielenden Reizmittel achtet, die zur Entfachung eines wilden Kampfesmutes immer wieder angewandt werden. Diese Reizmittel haben bei der bisherigen Forschung nicht immer die nötige Beachtung gefunden, vielleicht auch deshalb

[1] Spät kommt die Liebe beim Jungvolk, und deshalb bleibt seine Kraft unberührt.

nicht, weil sie zugleich schwierige allgemeine ethnologische Probleme aufgeben. Von diesen Reizmitteln oder Stimulancien läßt sich eine ganze Reihe ermitteln. Sie werden vornehmlich während des Kampfes angewandt, aber auch schon vorher, wie der Schwertertanz der nackten Jünglinge (Tacitus c. 24) oder die Ableistung feierlicher Kriegsgelübde. Auch besondere Kriegstrachten und Kriegsmasken sind weit verbreitet. Darauf deutet noch der erste Bestandteil des Namens Krimhild[1]. Aus der Schlacht selbst ist der Schlachtgesang (Tacitus c. 3) und das Kampfgeschrei bekannt, nicht minder die anfeuernde Rolle einerseits der Frauen (Tacitus c. 7 und 8) und andrerseits der Feldzeichen. Im 31. Kapitel erzählt Tacitus von den Chatten, daß sie Haar und Bart so lange wachsen lassen, bis sie einen Feind erlegt haben. So machte es tatsächlich der von den Chatten abstammende aufständische Bataverführer C. Claudius Civilis. Man denkt auch an das Haaropfer der spartanischen Epheben und an das entsprechende Gelübde des Harald Haarfagr. Und als Kriegstracht der Sueben erwähnt Tacitus im 38. Kapitel das hochgebundene Haar „um größer zu erscheinen und Schrecken zu erregen". Die vandalischen Harier machen nach c. 43 nicht nur ihre Schilde, sondern auch ihre Leiber schwarz, so daß sie in schwarzer Nacht wie ein höllisches Gespensterheer erscheinen. Was aber die Fahnen betrifft, so ist es, wie Herbert Meyer in der Zeitschrift der Savignystiftung für Rechtsgeschichte, Germanistische Abteilung 51 (1931) S. 205 ff., 229 ff. gezeigt hat, nicht richtig, „daß die ... Germanen nur Tierbilder als Heereszeichen gekannt hätten, und daß (erst) nach Annahme des Christentums an die Stelle ... Fahnen getreten seien ... In Wahrheit ist die Heerfahne ein gemeingermanisches Symbol ... und geht ... auf Zaubervorstellungen und Idole zurück, die bis in die indogermanische Vorzeit hinabreichen ... Die germanische Heerfahne ist ... rot als Zeichen des Krieges ..., ursprünglich ... ein mit Blut getränkter Lappen, der an einen Stock geknotet wurde." ...

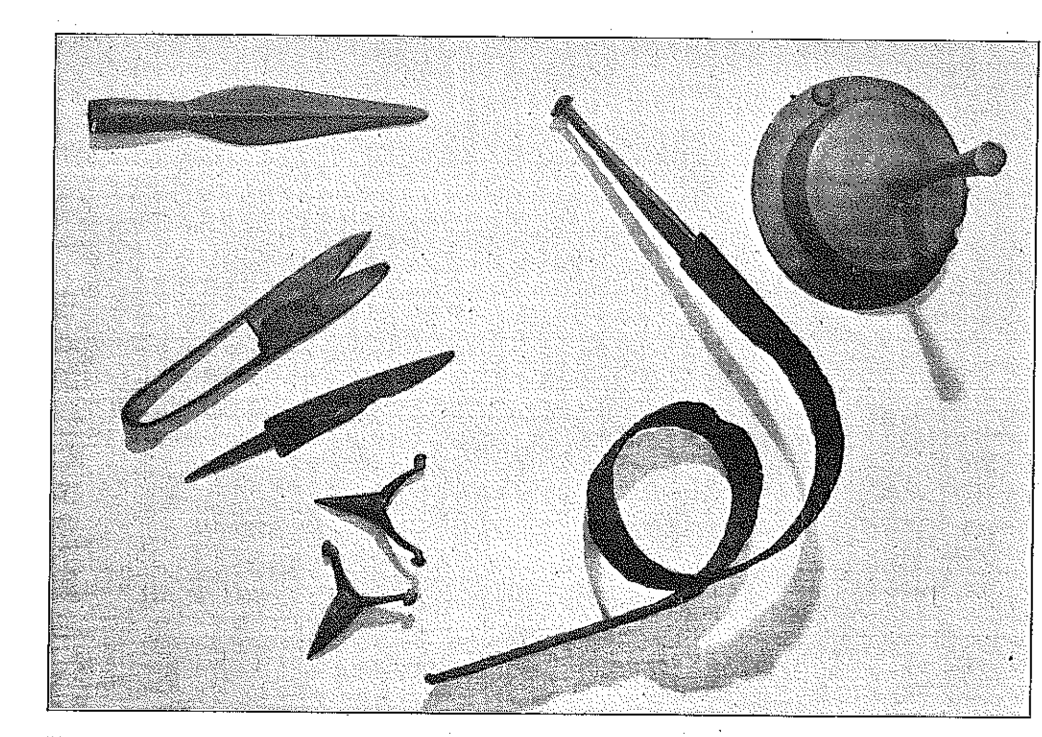
Aber bedurfte es denn überhaupt dieser Reizmittel? Man könnte sich darüber wundern, wenn man schon allein all die vielen römischen Zeugnisse sammelt, aus denen die Bewunderung für Kriegsmut und Kriegslust der Germanen überwältigend zu uns spricht. Daß sie vorhanden waren und die feste seelische Grundlage der germanischen Wehrhaftigkeit bildeten, daran kann niemand zweifeln. Aber wenn sie auch vorhanden waren, so waren sie immer noch der Steigerung fähig, zum Schrecken der Feinde. Dieser Steigerung dienten, was die Völkerkunde an zahllosen Beispielen bestätigt, diese Reizmittel, die dem kriegerischen Germanen eine besondere Eigenart verleihen.

So darf man die germanischen Kriegstrachten und Kriegsverkleidungen, wenn man sie in ihrer Eigenart erkennen will, nicht mit einer modernen Uniform in Vergleich stellen. Denn die Uniform ist erst eine recht späte Schöpfung verfeinerter Kriegskultur, da ihr Zweck der Schutz der nichtuniformierten Zivilbevölkerung gewesen ist, ein Zweck, der außerhalb des germanischen Gesichtskreises liegt.

Auch der germanische Krieg war ein diesseitiger Krieg. Aber das Jenseits reichte in diesen diesseitigen Krieg überall hinein, wovon ja auch noch die modernsten Kriege urtümliche Spuren aufweisen. Die Götter kämpfen schon vor Erscheinen der Walküren mit und heischen von allem ihren Anteil an der Beute. „Das altnordische Kriegs- und Beuterecht" ist uns durch Karl Behmanns Forschungen seit 1913 näher bekannt. Manches davon wird man in die frühgermanische Zeit zurückdatieren dürfen. Wir hörten schon, daß Gefangene oft nicht gemacht werden. Warum nicht? Weil sie den Göttern gehören und ihnen geopfert werden müssen.

Aber neben der sakral-magisch-religiösen Seite behauptet natürlich die rauhe und nackte Wirklichkeit des Krieges auch bei den Germanen ihr Recht. Sinnfällig spricht sie in den germanischen Waffen zu uns. Sie sind noch heute in nicht kleiner Anzahl erhalten, zumal sie sich auch in der Zeit der Leichenverbrennung als Grabbeigabe erhielten. Auch die

[1] Er bezeichnet die mit der Maske (grima) angetane Schlachtjungfrau (hild). Pl.



Eiserne Waffen und Ausrüstungsstücke ostgermanischer Krieger. 2.—3. Jahrhdt. n. Ztw. (Berlin. Staatl. Museum für Vor- und Frühgeschichte)
Aufn.: Dr. Hilde Bauer-Degenhart. Deutscher Kunstverlag, Berlin

römischen Schriftsteller sind über die Waffen der Germanen so gut unterrichtet, daß sie nicht an der Oberfläche bleiben, sondern auch über den inneren Geist germanischer Wehrhaftigkeit und Taktik schätzbare Aufschlüsse geben. Die Beschreibung der germanischen Waffen im 6. Kapitel der Germania gehört zu ihren wertvollsten Bestandteilen, weil sie weithin durch die Funde bestätigt wird und in unnachahmlicher Kürze die technische Vollkommenheit und die hohe taktische Brauchbarkeit der germanischen Stoß- und Wurflanze trefflich veranschaulicht, während dem Schwerte mit Recht eine geringere Rolle zugewiesen wird. Die Bemerkung des Römers freilich, daß die Germanen keine prahlerische Freude an ihrem Waffenschmuck gezeigt hätten, wird man als moralischen Seitenblick lieber streichen; denn es hat eine peinliche Verwandtschaft mit der lapidaren, aber ebenso irrigen Überschrift des 27. Kapitels: Funerum nulla ambitio.[1] Dann aber geht es bei Tacitus im 6. Kapitel wieder ganz vernünftig weiter zu der von Dio Cassius bestätigten Feststellung, daß die Germanen weder lederne noch metallene Helme häufig trügen. In der Tat bestand ein abgrundtiefer Gegensatz zwischen den von Schutzwaffen starrenden römischen Legionssoldaten und dem sie meistens verschmähenden offensiven germanischen Wehrmann, wie das der Altmeister G. Kossinna einmal sehr schön geschildert hat (Altgermanische Kulturhöhe, ein Kriegsvortrag 1919 S. f.). Zu ihm gesellt sich ebenbürtig Max Ebert im Reallexikon der Germanischen Altertumskunde 1 (1913) S. 217 f. Natürlich sind bei den Waffen überall die prächtigen vorgeschichtlichen Vorläufer zu berücksichtigen, wie sie M. Jahn in der Mannusbibliothek 16, 1916 (Die Bewaffnung der Germanen in der älteren Eisenzeit, c. 700 v. Chr. bis 200 n. Chr.) trefflich geschildert hat.
Vor der Schlacht bei Idistaviso an der mittleren Weser im Jahre 16 n. Chr. läßt Tacitus

[1] Auf prächtige Leichenfeiern legt man keinen Wert.

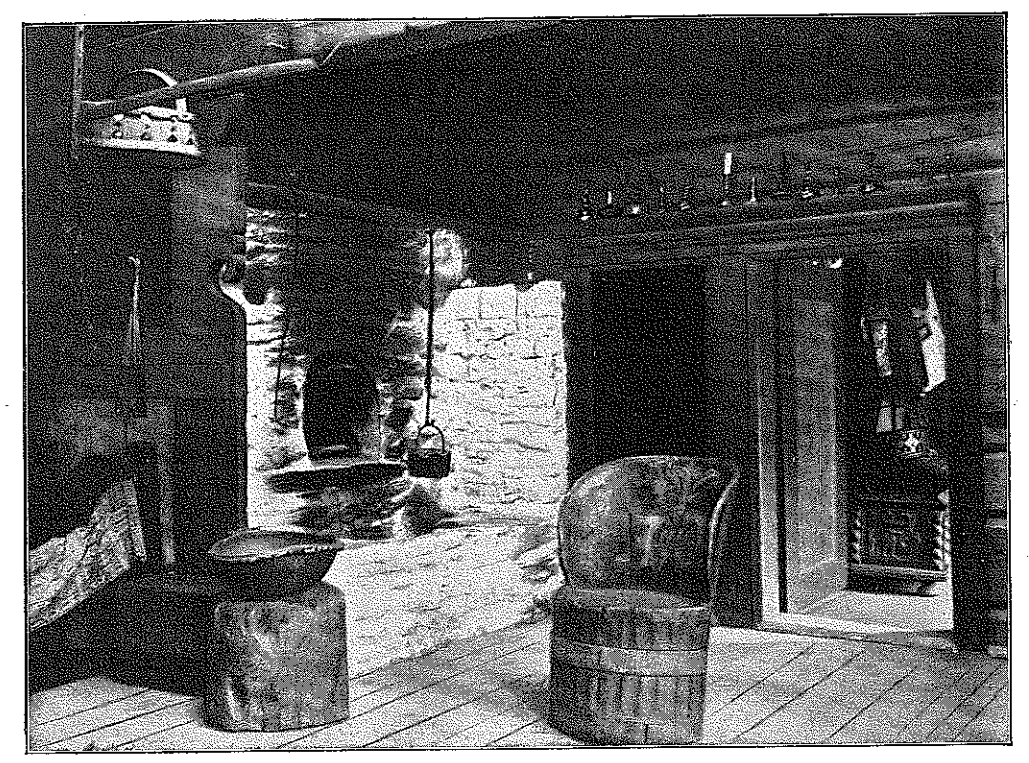
in den Annalen II 5 ff. den römischen Oberfeldherrn, um die Römer zum Waldkampf anzureizen, ein interessantes und im allgemeinen zutreffendes, wenn auch sicherlich zu kritisches Bild von der germanischen Bewaffnung entwerfen: „Die riesigen Schilde ... und ... mächtigen Lanzen hätten zwischen Baumstämmen und dem Unterholz (des germanischen Urwaldes) nicht denselben Wert wie die (römischen) Pilen, Schwerter und eine dem Körper dicht anliegende Rüstung. Sie (die römischen Soldaten) sollten ihre Hiebe nur dicht aufeinander folgen lassen und mit den Spitzen der Schwerter nach den Gesichtern (der Feinde) zielen: der Germane hätte weder Panzer noch Helm. Nicht einmal ihre Schilde seien durch Eisen und Leder verstärkt: sie beständen nur aus Weidengeflecht oder wären (nur) dünne, buntgefärbte Bretter. Ihre Körper seien freilich schrecklich anzusehen und zu einem kurzen Ansturm voller Kraft. Aber Wunden vermöchten sie nicht zu ertragen ...“ In der Tat hat Ebert (Prähistorische Zeitschrift, 1909, S. 65 ff.) in den Funden „neben den Tausenden von Langschwertern, Hiebmessern, Pfeilen und Schilden ... nur ... wenige Helme“ feststellen können. Es würde den Rahmen dieser Skizze überschreiten, wollte man eine Entwicklungsgeschichte der germanischen Waffen von der jüngeren Steinzeit bis zur Völkerwanderung geben. Schon Friedrich Kauffmann hat in seiner Deutschen Altertumskunde (2 Bde. 1913—23) fleißig Material zusammengestellt, wobei aber allgemeinere Gesichtspunkte, wie oft bei ihm, über Gebühr vernachlässigt werden. Doch hat er feinsinnig beobachtet, daß der reiche Schmuck, der die germanischen Waffen spätestens seit der Bronzezeit ziert, sichere Rückschlüsse erlaubt für den Neigungswert, dessen sich die Waffen bei den Germanen immer erfreuen. Andrerseits haben sich die Germanen je länger je weniger gescheut, Anleihen bei den Mittelmeervölkern zu machen. Doch erstrecken sich diese Anleihen meistens nur auf das Äußere. Das Kernstück des germanischen Waffenwesens bleibt germanisch und urgermanisch. Zu seinen Tiefen stößt man nur vor, wenn man das Waffenwesen in das allgemeine Bild der frühgermanischen Wehrhaftigkeit einzeichnet. Dieses ist aber nicht nur mit altertumskundlichen, sondern auch mit völkerkundlichen und seelenkundlichen Mitteln zu entwerfen. Nur dann wird die ganze frühgermanische Kultur darin deutlich.

Von den Jomswikingern und ihrer Zeit

Von Dr. agr. Wolfgang Meinhold

In der geschichtlichen Beurteilung und Wertung der Männer und Ereignisse der Vergangenheit vollziehen sich mit dem völkischen Erwachen fortgesetzt Wandlungen. Das Bild des barbarischen, kulturlosen Germanen mußte besserer Erkenntnis der hohen bäuerlichen Gesittung unserer Vorfahren weichen. Anders als viele Geschichtsschreiber der Vergangenheit werten wir heute Geiserich und Chlodwig, Widukind und Karl den Franken, Heinrich I. und Heinrich den Löwen, Meister Eckehart und Ulrich von Hutten, Florian Geyer und Michael Gaismayr und die vielen Kämpfer für germanisch-deutsche Freiheit, arteigenes Recht und Glauben. Ein solcher Wandel der Beurteilung muß sich auch vollziehen bei den heldischen Streitern des Nordens, den Wikingern.

Das von Kardinal Faulhaber besonders scharf betonte Vorurteil: Christentum und Heidentum, Licht und Finsternis lehnen wir als Nachfahren und Erben jener heidnischen Germanen ab und suchen die Menschen der ur- und großgermanischen Zeit aus der Stimme unseres Blutes zu begreifen. Die Germanen rund um die Ostsee, das swebische Meer der alten Zeit, die Wikinger, Waräger, Normannen sind uns nicht mehr wie den frühmittelalterlichen Mönchen im Dienste Roms berüchtigte Seeräuberhorden, sondern Völker edelsten nordischen Blutes, Völker mit uralter Gesittung, die schon vor fünf Jahrtausenden



Herdstelle eines alten norwegischen Hauses im Romsdal
Aufn. H. Ißleib

Pflug und Schiff auf Felsenwände zeichneten. Die Wikingerfahrten beginnen nach dem Siege Karls über Widukind, nach den Blutbädern von Canstatt und Verden, nach der Zwangsbekehrung germanischer Freibauern mit bolschewistisch anmutenden Mitteln. Als der Dänenkönig Göttrick, der Nachfolger von Widukinds Schwiegervater Sigurd, die Auslieferung der geflohenen Sachsen an Karl den Franken verweigert, greift dieser die Dänen als die benachbarten Kämpfer des freien germanischen Nordens an. Göttrick geht zum Gegenangriff über und bezeichnet 808 als sein Ziel, den Kampf gegen das Fremde, das internationale Frankenreich, römische Kirche und römisches Recht im Lande des Gegners selbst aufzunehmen: „Ich, der Normanne, werde mit Heeresmacht in Aachen einziehen und mich, den Angestammten, zum Führer aller deutschen Stämme machen.“ Als Führer eines großen Bundes, der neben den Nordgermanen die Scharen sächsischer Verbannter und Reste der Ostgermanen von Holstein bis nach Böhmen umfaßt, tritt Göttrick der würgenden römisch-fränkischen Gewalt entgegen, greift zur See Friesland an, dringt zu Lande tief nach Sachsen ein und drängt Karl, der die ungeheure Gefahr erkennt, zurück — da räumt ihn zur rechten Zeit der Mordstahl aus dem Wege und sein Nachfolger schließt 811 Frieden. In der Folgezeit aber erschüttern die kühnen Fahrten der Nordmänner immer wieder die fränkischen Teilreiche auf das schwerste, erkämpfen und behaupten die unbeschränkte Seeherrschaft über Ostsee, Nordsee und Mittelmeer und führen in ihrer Heimat eine erstaunliche Blüte germanischer Gesittung und Kunst herauf, von der u. a. der Goldschmuck von Hiddensee und der sog. Cordulaschrein des Camminer Domes sowie die Wolliner Wikingerfunde beredtes Zeugnis ablegen. Plünderungsfahrten wurzelloser Seeräuber? Nein, planmäßige Kriegsfahrten großer Volksheere und gewaltiger Flotten gegen fränkische Macht, römische Zwangsbekehrung und ihre Brutstätten, die Klöster, gegen den Fremdgeist vom Sinai und Rom.

Dieser gewaltige Aufbruch nordischer Kraft — 845 nimmt eine Flotte von 600 Drachen Hammaburg — ist nicht zu trennen von dem Freiheitskampf der Sachsen und der von Slawen unterwanderten Ostgermanen, der Wenden. Wikingersturm ist die Antwort des Nordens auf Canstatt und Verden, der nicht nur überfällt und zerstört, sondern starke Staaten gründet in England und Rußland, der Normandie und Sizilien, Island und Grönland. Diese Nordmänner, die hinter den kämpfenden Sachsen Widukinds aufstehen und die Klöster und Städte stürmen, haben zuvor am heimischen Herd Lieder gedichtet von germanischen Heldentaten, von Fürsten und stolzen Frauen, die „walten über Lande und Degen", von Sigurds Treue und Treubruch, von Brunhilds Ehre und Tod. Sie galten zuvor auch fremden Völkern als zuverlässige Handelsfahrer, die Verträge hielten, nicht aber als landlose Räuber. Ein überdauerndes germanisches Heldentum geht von Armin und Ariovist, von Alarich und Geiserich, von den letzten Goten, Vandalen und Burgunden bis zu den letzten Wikingern, die unter Leif Erikson vor den Deutschen Pining und Pothorst und dem Genuesen Columbus im Jahre 1000 Amerika entdeckten, bis zu den Verteidigern von Arkona und den Jomsburgern auf Wollin. Diese heldische Wikingerart ist erwachsen auf dem wehrhaften Bauerntum des Nordens. Von der Schwelle des Bauernhauses und dem Strand der Heimat aus folgt der Blick des alten Bauern und die Liebe der Frauen den Segeln der schnellen Drachen in die Ferne der Tat, des ehrebringenden Kampfes. Jene Angriffe großer Flotten waren Kampfkraft heimatsicherer Bauernsöhne, gebunden in Gefolgschaftstreue und Kameradschaft. Nur weil sie die Heimat der Sitte und des Glaubens im Rücken hatten, konnten sie Siege über Rom erfechten; der im Kampf bewährte Bauernsohn konnte nach erfolgreicher Wikingfahrt als erprobter Kämpfer die Braut heimführen und den Vater um die Übergabe des Hofes bitten.

„Greift zu den Schwertern, den Schild nehmt zu Hand!
Kalten Klingen schreitet kühn entgegen.
Es ruht in Eurer Rechten nun Ruhm und Schande.
Zur Schildburg schart Euch um den Schatzspender.
Nicht lässig laßt uns die Gelübde halten,
die froh wir schwuren beim Fürstenbecher."

Diese heldische Gesinnung wächst aus dem wehrhaften nordischen Bauerntum. Wikingerart ist in jedem Edlen, jeder sucht sich im Kriegsdienst zu bewähren, lernt den Sinn der Waffenehre, Kameradschaft und Gefolgschaft kennen, und kehrt heim, um nun ein um so besserer und stolzerer Odalsbauer zu sein. Schwert und Pflug, Schwertadel und Bauernadel gehören durch Jahrtausende zusammen. Wikingergesetze lauten:

„Der Fürst verbot, Gefangne zu kränken,
zur Schmach fremde Frauen zu zwingen.
Mädchen muß man um Mahlschatz gewinnen
mit funkelndem Gold und des Vaters Rat."

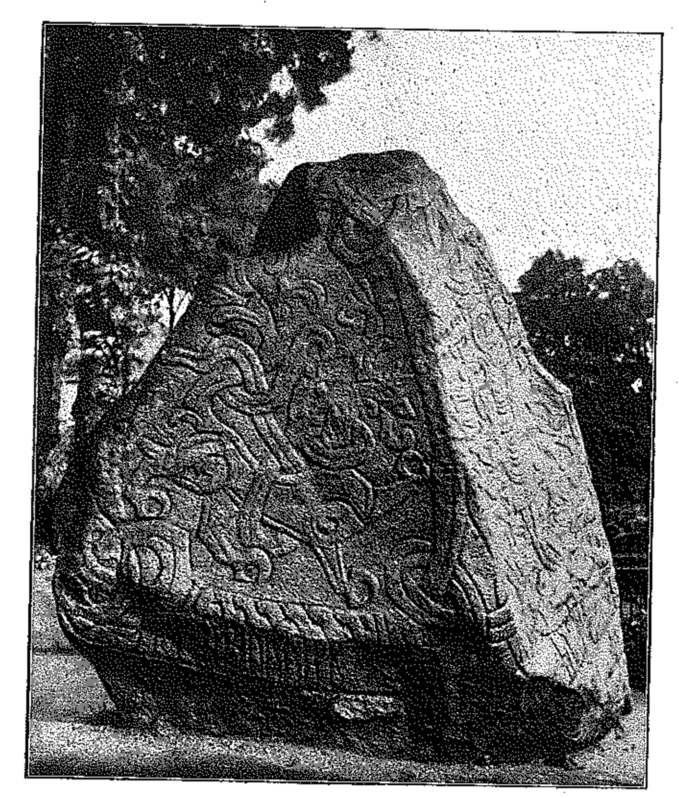
All das ist nur möglich, solange der nordische Wikingergeist noch Bindungen hat an Haus und Heimat, Bindungen auch religiöser Art, wie sie besonders deutlich werden am Fest der Wintersonnenwende, das die Seefahrer mit den zurückgebliebenen Bauern am heimatlichen Herd und lodernden Feuer vereint. Erst als im Norden um die Jahrtausendwende Bauernadel und Schwertadel auseinanderfallen, als der alte Glaube zerbricht, die Bindungen an Sippe und Scholle, an Blut und Boden sich lockern, da wird der Wiking zum Teil wurzellos und löst sich von den artgemäßen Bindungen, aber auch dann ist er nicht die raub- und mordwütige „blonde Bestie", sondern der furchtlose Held, der nicht für den Erfolg, sondern um der Ehre willen kämpft.

Zu diesen von Heimat und Sippe zum Teil gelösten Nordmännern gehört auch jene Schar auserlesener Helden, deren Burg, die Jomsburg, nach der nordischen Überlieferung

der Knytlingasaga der Dänenkönig Harald Blauzahn (936—986) anlegen ließ. Der Wiking Palnatoki aus Fünen, der berühmteste Krieger seiner Zeit, wurde von dem König im Wendenland Burislaf (der Polenkönig Boleslav I., der „Slachterkorl" des Ostens, vgl. den Bericht des Mönches Helmold) mit dem Jomsgau belehnt und dem Schutz der pommerschen Küste beauftragt. Nach der Jomswikingersaga baute er Burg und Hafen so aus, daß 300 Langschiffe zugleich in dem durch die Burg gesicherten Hafen vor Anker gehen konnten. Seine Gefolgsmannen waren Jungmannen aus Dänemark, Bornholm und den umliegenden Ostseeländern; strenge Gesetze erhielten eiserne Zucht, unbedingte Unterordnung unter den Führer, Kameradschaft, Ehre und Tapferkeit. Die wichtigsten ihrer Gesetze lauteten: Kein Mann sollte aufgenommen werden, der älter wäre als 50 und kein jüngerer als 18 Jahre. Kein Mann durfte vor einem gleich streitbaren und gleich gerüsteten fliehen. Jeder sollte den andern rächen wie seinen Bruder. Keiner sollte ein Wort der Furcht sprechen oder in irgendeiner Lage verzagen, wie hoffnungslos sie auch schiene. Harte Strafe stand auf der Verbreitung haltloser Gerüchte, die die Gemeinschaft beunruhigen konnten. Jeder Jomsburger hatte dem Führer alle Nachrichten zu melden, die er erfuhr. Bei Streitfällen durfte keiner selbst sein Recht suchen, der Führer allein entschied. Niemand sollte eine Frau in der Burg haben und keiner länger als drei Nächte außerhalb der Burg sein. Alle Kriegsbeute wurde vom Führer gesammelt und verteilt. Beleidigende Herausforderungen durften nicht ergehen. Nur persönliche Tüchtigkeit, nicht Reichtum, Gunst oder Verwandtschaft ermöglichten die Aufnahme. „In solcher Weise saßen sie nun in der Burg und hielten ihre Gesetze wohl. Sie fuhren jeden Sommer auf Heerfahrt aus in mancherlei Länder und erwarben sich Ruhm. Sie galten als die größten Krieger und fast keine anderen kamen ihnen gleich in jener Zeit. Und sie wurden die Jomswikinger genannt."

Palnatokis Nachfolger, den er selbst mit Burislav vereinbarte, wurde Sigvaldi, der den Dänenkönig Sven Gabelbart in seine Gewalt brachte und zur Jomsburg entführte. Sven wurde genötigt, Burislavs wenig reizvolle Tochter Gunnhild zu heiraten und diesem die eigene Tochter Thyra zu verloben. Sigvaldi erhielt zum Lohn für die Entführung des Dänenkönigs Burislavs schöne Tochter Astrid — die dritte Tochter heiratete später der „Bekehrer" Norwegens, Olaf Tryggvason — und den freien Besitz der Jomsburg. Um sich an Sigvaldi zu rächen, verleitet Sven bei einem Erbmahl ihn und die führenden Jomsburger beim kreisenden Trinkhorn zu dem feierlichen Gelöbnis, den Jarl Hakon von Norwegen aus seinem Lande zu vertreiben oder zu erschlagen — oder aber selbst auf dieser Kriegsfahrt zu fallen. Sven erhofft von diesem Kriege eine gegenseitige Vernichtung oder doch Schwächung seiner gefährlichsten Nebenbuhler um die Vormacht in der Ostsee. Die Jomsburger erkennen am nächsten Morgen, wie unbesonnen und gefährlich ihr Gelübde war, halten sich aber daran gebunden. So kommt es zu der Fahrt gegen den Jarl Hakon, bei der die Jomswikinger als Verbündete des christlichen Polenkönigs gegen die heidnischen norwegischen Bauern kämpfen. 986 endet der Kampf in einer dreitägigen Seeschlacht in der Hjörungabucht, dem heutigen Jörundfjord, mit dem Siege der mehr als dreifach überlegenen Übermacht der Norweger. Der erste und zweite Gefechtstag verlaufen günstig für die Jomsburger, die Norweger ziehen sich auf das Festland zurück, dann aber kommt ihnen ein furchtbarer Hagelsturm zu Hilfe, der die Zuversicht der Norweger stärkt und schließlich ihren frischeren Kämpfern den Sieg bringt. Ein großer Teil der Waffenbrüder fällt im Kampfe, wenige Verwundete werden gefangen, ein kleiner Rest flieht mit den letzten unbeschädigten Langschiffen und segelt im Sturm davon, unter ihnen auch Sigvaldi. Als er heimkommt in die verödete Feste, muß er sich von der eigenen Frau Treubruch und Feigheit vorwerfen lassen.

Grausam hausen die siegreichen Jarlsmannen unter den Gefangenen. Die Haare der zum Tode bestimmten werden um Stöcke gewunden; Thorkel Leira, ein vornehmer Ge-



Der berühmte dreiseitige Runenstein vom alten Königssitz Jellinge. Herrliche Bandverschlingungen und Tierornamente
Auf.: H. Ißleib

folgsmann Hakons, übernimmt das ruhmlose Henkeramt. 70 tapfere Krieger sollen so schmählich getötet werden. Ihrer 12, fast alle schwer verwundet, enthauptet Thorkel Leira der Reihe nach; alle sterben heldenhaft, im Leben wie im Tode, ohne mit der Wimper zu zucken. Da wird der 13. vom Tau gelöst, der Strang wickelt sich jedoch um seinen Fuß, so daß er noch ein wenig gefesselt war. „Der Mann war jung, sehr groß von Gestalt und sehr schön, durchaus hervorragend. Thorkel Leira fragte ihn: ‚Wie gefällt dir das Sterben?‘, und er entgegnete: ‚Gut dünkt es mich zu sterben, wenn ich nur auch mein Gelöbnis erfüllt hätte.‘ Da fragte Jarl Erich: ‚Wie ist dein Name?‘ Jener sprach: ‚Vagn heiße ich mit Namen, ich bin Akis Sohn, des Sohnes Palnatokis.‘ ‚Was für ein Gelöbnis hast du geleistet?‘ fragte Erich weiter. ‚Ich gelobte‘, sagte Vagn, ‚daß ich, wenn ich nach Norwegen käme, Ingeborgs, der Tochter Thorkels Leira, Gatte würde ohne seinen und aller ihrer Gesippen Willen, den Thorkel selbst aber erschlüge. Gar übel gefiele es mir, wenn ich früher das Leben lassen als das vollendet haben sollte.‘ Da rief Thorkel: ‚Ich werde sorgen, daß du nicht zur Erfüllung bringst, was du gelobt hast!‘, sprang wütend auf ihn los und hieb mit beiden Händen nach ihm, um ihn zu erschlagen. Aber Björn der Waliser stieß mit dem Fuß nach Vagn, daß dieser hinfiel vor den Füßen Thorkels — der ganze Boden vor dem Tau war voll von Blut und sehr schlüpfrig —, und so hieb denn Thorkel über Vagn hinaus und stürzte hin; sein Schwert aber entfiel ihm und traf das Seil, so daß Vagn frei wurde. Da sprang er auf, ergriff das Schwert und schlug Thorkel Leira den Todesstreich. Hierauf rief Vagn: ‚Jetzt habe ich die Hälfte meines Gelöbnisses erfüllt und einige meiner Mannen gerächt. Nun ist es besser zu sterben als vorher!‘ Da sprach der Jarl Hakon: ‚Laßt doch diesen Mann nicht länger frei herumspringen, greift ihn und schlagt ihn augenblicklich nieder, denn er hat uns wahrlich genug Leute gekostet.‘ Aber Erich antwortete ihm: ‚Er soll nicht früher getötet werden als ich, ich will ihn zu mir nehmen, man soll einen so vortrefflichen Führer wie Vagn nicht erschlagen.‘ Damit nahm er Vagn in sein Gefolge auf und dieser war außer Verfolgung. Vagn aber sagte: ‚Ich will mein Leben von dir nicht annehmen, wenn nicht auch allen meinen überlebenden Mannen Gnade gegeben wird. Sonst werden wir alle zusammen eines und desselben Weges fahren.‘ Erich erwiderte: ‚Ich will vorerst mit diesen überlebenden Männern reden, aber ich schlage noch nicht ab, um was du mich bittest.‘

Mit diesen Worten ging er dorthin, wo Björn der Waliser saß, und fragte ihn um seinen Namen. ‚Björn heiße ich‘, wart die Antwort. (Björn ist der weißhaarige Ziehvater Vagns, der einst bei einem stürmischen Auftritt in der Halle des Dänenkönigs einen seiner Gefolgsmannen herausgeholt hatte.) Erich fragte weiter: ‚Bist du der Björn, der in der Halle des Königs Sven so kräftig nach seinem Manne suchte?‘ ‚Ich weiß nicht‘, erwiderte Björn, ‚ob ich so kräftig nach ihm suchte, aber hinaus brachte ich ihn.‘ ‚Was bewog dich denn zu der jetzigen Fahrt, dich alten Mann in weißen Haaren? Man kann wahrhaftig sagen, daß alles alte Stroh uns Norweger stechen will! Willst du das Leben von uns annehmen?‘ Björn sagte: ‚Ich will es annehmen, wenn mein Ziehsohn Vagn freigelassen wird und alle, die noch am Leben sind.‘ ‚Er soll es erhalten, wenn ich zu befehlen habe, und ich werde befehlen.‘ Mit diesen Worten trat Erich vor seinen Vater und sagte, er wünsche, daß alle Jomswikinger, die noch am Leben waren, begnadigt würden. Und der Jarl Hakon stimmte ein, daß es so werde, wie Erich wolle. Also erhielten Vagn und mit ihm alle seine Mannen Gnade und Leben, und es wurde zwischen dem Jarl und den Jomswikingern Friede gemacht.

Danach fuhr Vagn gen Osten nach Vik (Bucht von Oslo) auf den Rat Jarl Erichs, und der sagte, er solle Hochzeit machen mit Ingeborg, wie es ihm beliebe. Dort blieb Vagn den Winter über. Aber im Frühling fuhr er gen Süden nach Fünen zu seinen Besitzungen und waltete lange darüber, und viele große Männer sind von ihm und Ingeborg entsprossen; die galt auch für eine ganz gewaltige Frau.“

So beschreibt im knappen Sagastil einer der größten Erzähler des germanischen Nordens diese große Entscheidungsschlacht. Die ganze harte Zeit mit Seefahrt, Kampf, unbändigem Trotz, kühnem Heldentum, stählerner Kameradschaft und Gefolgschaftstreue, mit Blut und Eisen, Sturmbrausen und Waffenklang lebt in dieser Saga, der nur das Hildebrandslied und die Gesänge von den Nibelungen, Gudrun und Beowulf zu vergleichen sind. Alle Berichte von spartanischem Heldenmut und altrömischer Tapferkeit verblassen vor diesem nordischen Sang.

Die Niederlage in der Hjörungabucht leitete den Rückgang der Jomsburger ein. Die Seefeste wandelte sich allmählich in eine Stadt der Kaufleute, welche den Ostseehandel beherrschte. Sigvaldi nahm später Rache an dem Norwegerkönig Olav Tryggvason, der am russischen Hofe aufgewachsen war, sich auf seinen ersten Fahrten Ola nannte und als Russen ausgab. Die Ermordung Jarl Hakons ließ ihn in Norwegen zur Herrschaft gelangen, wo er mit Gewalt die Freibauern Norwegens zum Christentum „bekehrte“. Im Jahre 1000 wurde er bei der Insel Svoldr zwischen Rügen und dem pommerschen Festland von Sigvaldi hingehalten, bis seine Gegner, der dänische König Sven Gabelbart, der norwegische Jarl Erich und der Schwedenkönig Olav ihn angriffen und den größten Teil seiner Schiffe enterten. Olav Tryggvason sprang zuletzt, um nicht in die Hände seiner Gegner zu fallen, in voller Rüstung von seinem Drachen in die See und ertrank.

König Magnus der Gute von Dänemark schloß 1044 die Jomsburg mit einer mächtigen Flotte ein, erschlug die Verteidiger und legte Burg, Mauer und Häuser in Schutt und Asche. So endete diese eigenartige, stolze Wikingergründung, vor ihrem Sturz noch einmal in düsteren Flammen aufleuchtend. Die Erinnerung lebt in den Sagen von dem märchenhaft reichen Vineta-Jumneta-Jomsburg-Julin-Wollin fort, das heute durch die Ausgrabungen in Wollin wieder allgemeine Aufmerksamkeit findet. Der norwegische Dichter Olaus Wolff singt:

Rollt nicht das Meer noch heut seine Wogen
rund um des Nordlands felsiges Reich,
wölbt zum Grabmal stahlblaue Bogen
über den herrlichsten Helden zugleich?

Braust es nicht über Schwertern und Rüstung
ruhmreicher Jarle in Hjörungas Kluft,
rauscht es nicht an felsiger Brüstung
hoch über Svoldr und Tryggvasons Gruft?

Tracht und Schmuck im Leben des nordischen Menschen

Grundgedanken vom zweiten nordischen wissenschaftlichen Kongreß „Tracht und Schmuck“, Lübeck, 30. August bis 4. September

Eine Gegenüberstellung von *Tracht und Mode*, wie sie Dr. Strobel gegeben hat, ist geeignet, die wesentlichen Kräfte zu erfassen, die die äußeren Ausdrucksformen der Volkstracht gestaltet haben. Die moderne europäische Zivilisation mit ihren modischen Ausdrucksformen, die das Leben der Städte beherrscht und teilweise in das Bauerntum eingedrungen ist, hat die großen Gegensätze rassisch bestimmter Kulturen ausgelöscht. Unsere jüngste Vergangenheit zeigt erst wieder das Entstehen von Trachten, die Ausdruck der Weltanschauung des Trägers sind, und ihre feste Gebundenheit an die Ordnungsgrundsätze einer natürlichen (bäuerlichen) Gemeinschaft, der sie entsprungen sind.

Wir knüpfen mit aller Entschiedenheit an die *bäuerliche Kultur* an, weil in ihr sich trotz mannigfaltiger Einflüsse dinglicher und geistiger Art „der so oft beschworenen geistigen Oberschicht“ germanische Wesensformen erhalten haben. Nichts ist geeigneter, die Eigenart der germanischen Stämme, die die Einheit des deutschen Volkes bilden, zu kennzeichnen, als die reiche Mannigfaltigkeit von Tracht und Schmuck. Alle Elemente einer langen Entwicklung sind in beiden enthalten. Die bäuerliche Gemeinschaft ist heute wie vor tausend Jahren die Grundlage des Lebens schlechthin. Sie ist der Träger uralter Wirtschaftsweise; ihr Wesen liegt so offen vor uns wie die sie tragende Natur. Jede Handlung, die die Gemeinschaft betrifft, hat wesentliche Bedeutung, und diese ist seit Urzeit gleichsam zum Symbol einer göttlichen Ordnung geworden. Es nimmt daher nicht wunder, daß das *Sinnbild* von so großer Bedeutung in ihrem Leben ist, legt es doch sinnfällig neben dem eingeborenen Formgefühl und dem künstlerischen Wollen die Beziehung dar, die den Träger mit einer höheren Weltordnung verknüpft.

Deutungen, die nur den künstlerisch-ornamentalen oder sogar spielerischen Charakter jeder Gestaltung betonen, bringen uns der Lebensauffassung unserer Ahnen nicht näher. Freude am Schmuck, Freude an lebensfrohen Farben der Gewänder, die Auszeichnung des Trägers innerhalb der Gemeinschaft verbanden sich mit tiefem, sinnbildlichem Gehalt.

Wenn es heute schon gelingt, Formelemente an Tracht und Schmuck in die indogermanische Vorzeit zurückzuverfolgen, wird es möglich sein, *Glaubensvorstellungen*, die in historischer Zeit Sitte und Brauch, Sage und Märchen erfüllen und eine oft eindeutige Beziehung zum Sinnbild aufweisen, einem gleichen Ursprung zuzuweisen. „Wir können ja überhaupt erst dann von einem nordischen Kulturkreis sprechen, wenn wir voraussetzen, daß die diesen Kulturkreis bewohnenden Völker einen gemeinsamen geistigen und seelischen Besitz haben, der sich nicht nur horizontal gegen die umwohnenden fremden Kulturkreise abgrenzen läßt, sondern auch vertikal bis in die Zeiten des gemeinsamen Ursprungs nachweisen und dort vielleicht in seinen Wurzeln erkennen läßt. Bis zu diesen Wurzeln aber müssen wir vordringen, wenn wir den Sinnzusammenhang zwischen den nordischen Schmuckformen und dem nordischen Volksglauben erkennen wollen.“ (Plaßmann.)

Den Weg, den wir zu gehen haben, hat auch Dr. Helm bezeichnend gewiesen: es ist der entgegengesetzte Weg, den Kostümforscher der alten Schule, die die Tracht des deutschen Mittelalters an die Spätantike anschlossen, gegangen sind. „Sämtliche Denkmäler deuten darauf hin, daß die *deutsche Tracht* bis auf Heinrich II. ausschließlich und bis zum Ausgang des Mittelalters *vorwiegend germanischen Charakter trug*.“

Die ganze Ausdrucksfähigkeit germanischer Kleidung und Schmuckkunst wird uns in den *Isländer-Sagas*, über die Dr. Bernhard Kummer berichtete, gezeichnet. „Die Sagas, denen zwar alle Schilderungen des Alltäglichen fernliegen — die also nichts berichten von der Zubereitung der Wolle und des Flachses, der Herrichtung des Leinens und der Kleider —, berichten doch oft genug im Zuge ihrer realistischen Darstellung von Kleidung, Tracht und Schmuck, wenn es gilt, einen besonderen Zug an der geschilderten Person oder im Ablauf der Handlung herauszustellen.“

Diese *Grundform der germanischen Tracht* können wir bis zum Ausgang der Bronzezeit zurückverfolgen, den Mantel oder Umhang sogar bis in die indogermanische Zeit. Es ist so gut wie sicher, daß stammesmäßige Unterschiede, die uns im Schmuck, im Gebrauchsgerät, in der Bauweise, im Grabritus u. a. entgegentreten, auch die Kleidung bestimmt haben. Die Sitte der Leichenverbrennung in dieser Zeit gab uns bisher wenig Einblick.

Für die *frühe ostgermanische Kultur* im Weichselgebiet, deren eigenartige Sitte, die Asche ihrer Toten in Gesichtsurnen (porträtähnlichen Darstellungen der Toten mit Andeutungen von Schmuck und Gewandung) zu bestatten, die schon immer eine besondere Aufmerksamkeit erregte, hat Prof. La Baume ein anschauliches Bild entworfen.

Über die *Tracht des bronzezeitlichen nordischen Menschen* sind wir gut unterrichtet. Zwar ist auch hier eine Sonderung nach Trachtengruppen nicht möglich, dafür entschädigt uns aber der prachtvolle Erhaltungszustand der Kleidungsstücke. In Baumsärgen, sorgsam in wollene Decken und Tierhäute gebettet, ruhen die Toten unter einem mächtigen Hügel. Die besondere Gunst natürlicher Bodenverhältnisse erhielt uns die Feinheit der Gewebe.

Ein eng anliegendes wollenes Obergewand ohne Ärmel, auf einer Seite mittels eines Schultergürtels gehalten, ist die Grundtracht der Männer. Ein Ledergürtel hält es über der Hüfte zusammen. Auch der Umhang, auf der Brust durch eine Spange zusammengefaßt, finden wir schon. Eine Art Bundschuh aus Leder, die hohe Pelz- oder Wollmütze vervollständigen das Bild.

Die Frau trägt einen langen Rock, der hoch über den Hüften gegürtet ist. Das Obergewand besteht aus einer Bluse mit halblangen Ärmeln in „*Kimonoform*“. Ärmel und Halsausschnitt sind mit farbigen Stickereien geschmückt. Schuhe und Mantel sind der Mannestracht angeglichen. Das Haar war gescheitelt und kunstvoll aufgerollt, durch ein feines Netz zusammengehalten, getragen.

Über die Verarbeitung der *pflanzlichen und tierischen Rohstoffe*, über Färbemethoden geben die Arbeiten Dr. v. Stokars sichere Aufschlüsse. Wenn auch der nordische Mensch infolge der klimatischen Verhältnisse seiner Heimat die wollene Kleidung bevorzugte, ist es jetzt so gut wie sicher, daß auch das Leinengewebe von ihm schon hergestellt worden ist.

Die indogermanischen Einzelvölker trugen zweifellos ähnliche Kleidung. Die frühen griechischen Plastiken zeigen in wunderbarer Weise die Übereinstimmung mit der bronzezeitlichen Tracht des Nordens. Die Stetigkeit dieser Entwicklung läßt uns hoffen, weiter in die Steinzeit hinein die Entstehung der Tracht verfolgen zu können.

Alle diese Elemente finden wir in den verschiedensten Trachtengebieten in mancherlei Umwandlungen als *urtümliche Relikte* (Dirndelkleid und Wetterkragen als ältestes Formengut) wieder, wenn wir den Ausführungen Prof. Schiers, der in großartiger Weise das europäische Trachtenbild in seiner Entstehung zeichnete, folgen.

Zum Abschluß dieser Betrachtung sei noch der Ausführungen Prof. Haberlands und Dr. Thieles gedacht, die in der *Technik des Webens* und in der Art der verwendeten Webgeräte die durchgehende Entwicklung nordischer Webekunst und ihre scharfe Abgrenzung fremden Kulturkreisen gegenüber zeigen konnten.

Die *Grundelemente* der ornamentalen Kunst nordisch-germanischer Art — der Wille zur Symmetrie und dabei eine Erfüllung der Form mit großer Lebendigkeit, eine

immer irgendwie hervortretende Hinneigung zum symbolischen Gehalt lassen sich *weit in die Urzeit* zurückverfolgen. Es ist wohl nicht so sehr ein geistiger Prozeß, der sich in dem Stilwandel jungsteinzeitlicher zu bronzezeitlicher Kunst zeigt, als das Entstehen des germanischen Kunstgestaltens aus der Veranlagung der sich bindenden Volkstümer fälisch-nordischer Rasse, die beide auf der Höhe ihrer geistigen Kräfte aufeinander treffen.

Fremde Einflüsse wirken sich zwar ungleich schneller in der Schmuckkunst aus. „Nicht alle Techniken sind von den germanischen Goldschmieden erfunden worden, sondern manche von ihnen sind schon viel früher im ost-indogermanischen Kreis nachweisbar, aber es ist doch bezeichnend, *welche* von diesen künstlerischen Ausdrucksmitteln bei den Germanen Eingang finden" (Dr. Hülle).

Wandlungen in der Geisteshaltung, hervorgerufen durch eine Berührung mit fremden Weltanschauungen können den Ausdruck ornamentalen Formempfindens ändern. Um so mehr tritt die Eigenart germanischen Kunstgewerbes der *Völkerwanderungs- und Wikingerzeit* hervor. Die Umwandlung fremder Motive zeigt die elementare geistige Spannkraft, die hier der hochentwickelten antiken Welt entgegentritt.

Immer ist der Schmuck *Ausdruck der Persönlichkeit des Trägers* und zeichnet seine Gesinnung. Wenn die Vorgeschichte heute noch nicht den Versuch unternimmt, den Gehalt der sinnbildhaften Ornamente zu erkennen, so weist sie doch schon darauf hin, wie gerade im Augenblick der stärksten geistigen Auseinandersetzung zwischen nordisch-germanischer und antik-christlicher Weltanschauung Sinnbilder in reichem Maße an Tracht und Schmuck hervortreten.

Die christliche Welt hat sich wie ein Schleier über das germanische Wesen gelegt. Im Äußeren schuf sie manche Wandlung. Wie wir heute im Tragen bestimmter Trachten einen Menschen protestantischen oder katholischen Glaubens erkennen, so ist es geradezu beispielhaft, wie am kirchlichen Gewande, der casa des katholischen Priesters, der Lebensbaum in Form der Man-Rune erscheint und von der Übernahme germanischer Glaubensvorstellung zeugt (Dr. Lehmann).

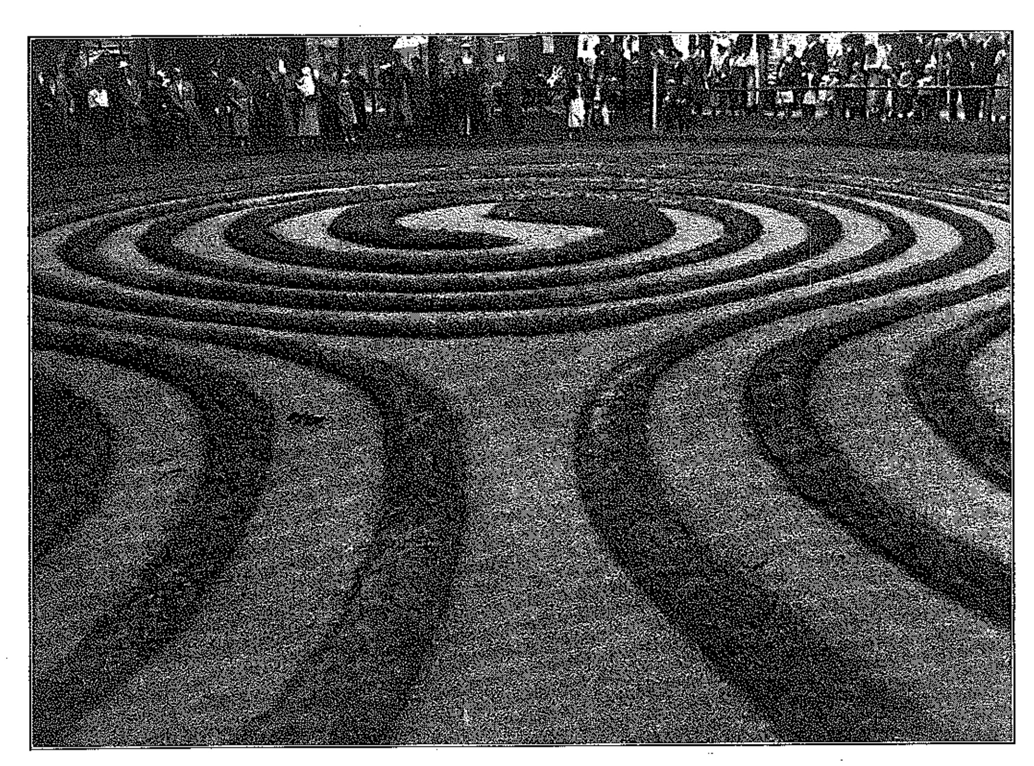
Eine tiefe Wandlung hin zum lebensvollen Empfinden unseres Volkes bedeutet es, wenn wir den *Hochzeitsschmuck der Braut* als aus germanischem Wesen heraus entstanden sehen. Die Brautkrone stammt nicht von der Krone der jungfräulichen Himmelskönigin Maria, sondern umgekehrt (Fehrle). Sie ist aus einem Schmuckband aus Tuch oder Metall, das mit Blumen verziert getragen wurde, entstanden. „Die Braut war an ihrem Ehrentag gefeiert wie eine Königin, die fortan in ihrem Heim als Herrin walten soll." Die Krone war das Ziel ihres Lebens — so erklärt sich auch der Brauch, den im Jünglings- oder Mädchenalter Dahingeschiedenen die Totenkrone aufs Haupt zu setzen.

„Bei der entscheidenden Rolle, die der Frau als Trägerin des Lebens in der germanischen Gemeinschaft zukommt, müssen wir einen ganz besonderen sinnbildlichen Gehalt in dem Brautschmuck erwarten, der seine Trägerin bei dieser für das eigene wie für das Leben der Sippe entscheidenden Weihehandlung ziert." So ist es nachzuweisen, daß auch die „Minne" selbst in der Vorstellung der mittelalterlichen Dichtung in der Tracht der germanischen Braut erscheint. Die *enge Verbindung von Sinnbild und Mythos* kann uns erst den Weg weisen, der zum rechten Verständnis von Tracht und Schmuck führt. „Der Sinngehalt des Brautschmuckes enthüllt sich uns aus der engen Beziehung zur Sonnensymbolik" (Plaßmann).

Das Ziel der Arbeit wurde von Prof. Reinerth umrissen: Überbrückung des tausendjährigen Abstandes, der sich trennend zwischen uns und die Hochzeit germanischer Staatlichkeit und germanischer Kultur gelegt hat.

Werner Mähling.

Aus der Landschaft



Die aus Rasenstücken gelegte Doppelspirale beim Tänzelfest in Kaufbeuren
Aufn. Münchener Bildbericht

Das Tänzelfest in Kaufbeuren

Alljährlich findet im Juli in Kaufbeuren ein Fest statt, bei dem wie an mancherlei anderen Orten, von denen bisher hier schon die Rede war, eine Trojaburg die Hauptrolle spielt. Alt und Jung ziehen am Festtag hinaus auf die Festwiese, wo aus Rasenstücken eine *Doppelspirale* in den Sand gelegt ist, und zu einer einzigen Reihe geformt durchwandert der ganze Zug die immer enger werdenden Windungen bis zum Mittelpunkt, und dann geht es wieder dem Ausgang zu. Es ist ein eigenartiges Bild, wenn der eine Teil des Zuges in der einen Richtung in die Spirale hineinläuft, während der andere Teil im Gegensinn die Spiralwindungen schon wieder verläßt, so daß das Ganze eine Reihe ohne Ende zu sein scheint. Dadurch wird wohl in anschaulichster Form der Lauf des Sonnenjahres und der Sonne überhaupt verkörpert, denn wir nehmen zwar scheinbar ein Ende und einen Anfang zur Zeit der Wendepunkte des Sonnenlaufes wahr, aber im Verlauf der aufeinanderfolgenden Jahre ist es eben ein ewiges Auf und Ab, Vergehen und Erneuern. So zeugt auch dieser Festbrauch in Kaufbeuren davon, wie die Beobachtung des Sonnenlaufes und das damit verbundene Naturerleben unserer Altvorderen sich im Brauchtum bis auf den heutigen Tag erhalten hat.

Wolff Gudenberg, Leipzig.

Die Fundgrube

Schneckenhäuser am Sommerbäumchen. Durch den ganzen Odenwald geht oder ging bis vor kurzem ein Brauch, bei dem die Kinder an Lätare oder vor Ostern ein schön geschmücktes Tannen- oder Kiefernbäumchen im Dorf herumtrugen und mit einem Spruch Gaben heischten. Bei genauerer Betrachtung stellte sich dieser Brauch als ein Rest des Todaustragens dar, von dem hier nur das Sommerholen, ähnlich wie vielerorts in Schlesien, übrig geblieben war. Dabei fand sich an mehreren Orten ein höchst sonderbarer Schmuck des Bäumchens. Er bestand nämlich aus Schneckenhäusern, die an die Ästchen angehängt oder aufgespießt waren.

Eine genauere Betrachtung dieser Sitte ist nun imstande, einen kleinen Beitrag zur Symbolforschung zu liefern; wenn es nämlich gelingt, die Bedeutung und den Sinn der Schneckenhäuser zu enträtseln, ist damit zugleich ein Anhaltspunkt zur Deutung der häufig vorkommenden Schneckenlinien, Spiralen usw. gewonnen. Zuerst muß noch betont werden, daß der Schneckenschmuck nicht ganz vereinzelt dasteht. Das Sommerbäumchen in Eisenach trug neben Brezeln, Bildern, Bändern und Eierschalen auch Schneckenhäuser. Ähnlich ist der Osterbaum in Gerstungen bei Eisenach und in Breitau und Ulfen (Werra) unter anderem auch mit Schneckenhäusern geziert. Während nun hier keinerlei Anhaltspunkt für eine Deutung vorhanden ist, wird im Odenwald berichtet, daß das Bäumchen im Garten aufgestellt wurde als Hagel- und Gewitterschutz und dort verblieb, selbst wenn seine Nadeln schon längst abgefallen waren. Daraus wird schon klar, daß es die Schneckenhäuser sind, denen man die Wirkung zuschrieb. Schon früher wird Ähnliches berichtet. In den „sieben Büchern vom Feldbau" des Melchior Sebiz (1580) heißt es: „Auch wann man ein schneck auß dem wasser nimmt, legt sie inn die rechte Hand mit dem rucken, und auf jetlich seiten ein wenig erden, daß er sich nicht herumb kehren kan, so soll dem gut der hagel nichts schaden." Im Indiculus, einer Aufzählung von Aberglauben vom Jahr 743, ist bei Nr. 22 „von Stürmen, Hörnern und Schnecken" (de tempestatibus et cornibus et cocleis) die Rede, und in der Admonitio generalis Karls des Großen von 789 werden ebenfalls in Verbindung mit Unwettern cauculatores (etwa Schneckenzauber) genannt. Mindestens lange vor dieser Zeit ist also die Schnecke zur Gewitter- und Hagelabwehr benutzt worden. Daß sie dazu kam, verdankt sie wohl der Form ihres Hauses, die als ein Abbild der Sonne, als Symbol des Unwetter vertreibenden, glückbringenden Gestirns angesehen und deshalb auch am Sommerbäumchen angebracht wurde.

Diese Deutung der Schnecke als Sonnensymbol läßt sich noch von anderer Seite wahrscheinlich machen. Es gibt Fastnachtsgestalten in der Schweiz und im Schwarzwald, deren Gewänder ganz mit Schneckenhäusern besetzt sind, daneben andere, die solche an ihren Hüten tragen. Man hat bei dem rasselnden Geräusch, das diese Schnecken beim Bewegen erzeugen, an Glockenersatz gedacht und auch die Schneckenketten des wilden Mannes bei Meran so gedeutet, zumal eine Sage von der Begierde des wilden Mannes nach Schneckenhäusern erzählt. Da aber der wilde Mann, wenn auch nicht immer ganz eindeutig, eine Verkörperung des Sommers ist und als solcher oft das Mai- und Sommerbäumchen in der Hand trägt, da ferner die Zottel- und Fleckenkleider der Fastnachtsgestalten deutlich vom Wildemannsfell herstammen, ist die Schnecke am Gewand ganz am Platz, und zwar dann, wenn sie ein Symbol der Sonne und damit auch des Sommers darstellt. So wie sie am Sommerbäumchen angebracht ist, kann sie auch am Träger, an der Sommergestalt selbst auftreten. Es ist also auch von diesen Gesichtspunkten aus sehr wahrscheinlich, daß die Schnecke, die Schneckenlinie, die Spirale und alle ähnlichen Linien Sinnbilder der alles Böse abwehrenden, glückbringenden Sonne sind.

Friedrich Mößinger.

Nicht der Mann hat seine Wissenschaft,
sie hat vielmehr ihn auserkoren. (Bachofen)

Hieb und Stich



Sie leben immer noch!

Nämlich die alten Germanen in und auf Bettvorlegern. So sieht sie heute noch die Otto Müller Aktiengesellschaft in Leipzig, die sich sonst die lobenswerte Aufgabe gestellt hat, die Menschheit mit „Molitor-Leuchten" zu erleuchten und aufzuklären, wenn man dem von ihr versandten Prospekt glauben darf, dem wir das obenstehende Bild entnehmen. Hoffentlich baut die A.-G. in nicht allzu ferner Zeit einmal einen Scheinwerfer von tausend Kerzen mit der ausdrücklichen Bestimmung, in die Köpfe von Reklamezeichnern hineinzuleuchten, in denen trotz aller völkischen Aufklärung noch eine Finsternis herrscht, gegen die der Kienspan der Bärenhaut-Germanen wie ein helles Bogenlicht strahlt.

Pl.



Lothar Schreyer, **Sinnbilder deutscher Volkskunst.** Hanseatische Verlagsanstalt, Hamburg. 190 Seiten mit vielen Bildern. Leinen 6,50 RM.

Die Wirkung und wohl auch die Absicht dieses Buches ist nicht in erster Linie wissenschaftlich, sondern eher dichterisch; es will weniger untersuchen, als liebevoll betrachten. Das gelingt dem Verfasser im einzelnen oft auf anziehende Weise. Aber der Zugang zu den letzten Tiefen bleibt ihm verschlossen: zum Heroischen, das das Volk in

seiner Kunst, die ja zum großen Teil Ausdruck seines Glaubens ist, treu bewahrt hat. Wir begrüßen das schön ausgestattete Werk als ein immerhin beachtenswertes Zeugnis für das Streben nach Heimkehr zum Sinnbild, ebenso

H u g o K ü c k e l h a u s, **Urzahl und Gebärde, Grundzüge eines kommenden Maßbewußtseins.** Alfred Metzner Verlag, Berlin.

Das Reich der Zahlen, der geometrischen und stereometrischen Gebilde ist Kückelhaus nicht ein abgesondertes, lebensfernes Reich des Absoluten, sondern eine Ordnung von Einheiten, in denen der Mensch die Welt von innen erfassen, aus denen heraus er seelenhaft zu gestalten vermag. Tatsächlich käme ja auch die neueste Entwicklung der mathematischen Physik dem sehr entgegen, wenn man nämlich auf diesem Gebiete den Weg von der Überbewertung der Materie — der „Energie" — zurückfände. Die größte der Gefahren an dem von Kückelhaus beschrittenen Wege ist die des Versteigens in einem abseitigen Mystizismus, er ist ihr nicht immer entgangen. Doch macht die lebensvolle Originalität der Darstellung das Buch in höchstem Maße anregend.

Hans Bauer.

H a n s E g g e r t S c h r ö d e r, **Die Urreligion der Germanen.** 3 Aufsätze. Berlin 1937, Widukind-Verlag Alexander Boß. 0,40 RM.

Soeben erscheint ein Sonderdruck der drei Aufsätze „Zur Urreligion der Germanen" von Hans Eggert Schröder, die 1934 in der Zeitschrift „Rhythmus" zuerst erschienen sind. Der Neudruck ist unverändert und hat auch heute noch nichts an Aktualität verloren. Nach einer Übersicht über die heutige Lage der Forschung, wie sie sich dem Verfasser darstellt, charakterisiert er das Wesen der germanischen Religion als heroische Frömmigkeit und hebt unter den Kulten besonders hervor den Feuer- und Dioskurenkult, die aufs engste miteinander verknüpft sind. Seine Arbeit verwendet Ergebnisse des Unterzeichneten, über die 1933 in „Germanien" berichtet wurde (Heft 6 und 7: „Sonnenwendfest und Zwillingskult").

Dr. Otto Huth.

K. T h e o d o r W e i g e l, **Runen und Sinnbilder.** Berlin 1935, A. Metzner. 84 Seiten, 75 Abb. auf Tafeln. 3,30 RM.

Weigel bringt in seiner Schrift wichtiges neues Material zur Sinnbildforschung und betont den engen Zusammenhang der Runen (d. h. Schriftzeichen) mit den Sinnbildern, der jetzt auch von Fachrunologen zugegeben wird. Ob tatsächlich, wie Weigel meint, die Schriftrunen erst spät entstanden sind (in den ersten nachchristlichen Jahrhunderten) und eine „Profanierung" der Sinnbildrunen bedeuten, scheint mir fraglich; doch kann darauf hier nicht eingegangen werden. Manche Ausführungen von Weigel selbst scheinen auf eine andere Lösung zu deuten. Man findet in der Schrift eine große Anzahl von Abhandlungen über die Runen behandelt, von denen leider viele von Weigel mit Recht als völlig phantastisch abgelehnt werden müssen. In der Neuauflage wird manche Einzelheit berichtigt und ergänzt werden, und es ist zu wünschen, daß dann im Literaturnachweis die wertlosen Schriften entweder gar nicht oder gesondert genannt werden.

Dr. O. Huth.

H e l m u t L o t h e r, **Die Christusauffassung der Germanen.** Verlag C. Bertelsmann, Gütersloh.

Lother macht hier, in einer Schrift von nur 55 Seiten, den Versuch, die Christusauffassungen des Arianismus, der Franken, der Angelsachsen und der Sachsen auf einen gemeinsamen Nenner zu bringen, diesen dann daraufhin zu untersuchen, ob er vom Standpunkt der dogmatischen Theologie aus zu rechtfertigen sei, und kommt zu dem Schluß, daß er es mit einigen Einschränkungen tatsächlich ist. Eine ungewöhnlich wichtige Feststellung! Der Sinn und die Rechtfertigung der Missionierung überhaupt liegt nach Lother darin, daß sie den Germanen „von der Macht des bis dahin sinnlos über ihm waltenden Schicksals" befreite. — Weitere Anmerkungen erübrigen sich.

Hans Bauer.

W e r n e r D e u b e l, **Der Ritt ins Reich.** Widukind-Verlag, Alexander Boß, Berlin 1937. RM. 2,20.

Deubels Tragödie „Der Ritt ins Reich", die das Schicksal des Schwedenkönigs Karl XII. darstellt, ist im Frühjahr in Lübeck mit großem Erfolg uraufgeführt worden. Sie liegt nun in Buchform vor und wird die Anteilnahme aller Germanenfreunde finden. E. M. Arndt hat in seinen geschichtlichen Charakteristiken Karl XII. als „d e n Repräsentanten des Nordens" bezeichnet. Er hat in Schweden selber erlebt, wie geliebt dieser König vom Volke war, und in seinen genialen geschichtlichen Betrachtungen zu einem tieferen Verständnis dieser umstrittenen Gestalt beigetragen. Nachdem der schwedische Dichter Verner von Heidenstam in seinem gewaltigen Epos „Karl XII. und seine Krieger" das Schicksal des schwedischen Volkes gestaltet hatte, das in der heroischen Gestalt Karl XII. zu gipfeln scheint, gelang es nun Werner

Deubel, der durch seine tiefdringenden Studien über das Wesen der Tragödie bekannt ist (Der deutsche Weg zur Tragödie, Dresden 1936), die heldische Gestalt des Königs Karl zu beschwören, wie sie uns heute erscheinen kann. Deubel sieht in Karl XII. den Träger der germanischen Reichsidee, dem es die Stunde versagte, seine Aufgabe zu erfüllen. Wir haben in „Germanien" mehrfach hingewiesen auf die engen Zusammenhänge zwischen Dichtung und Mythos und möchten daher nicht versäumen, auf die Tragödie Werner Deubels aufmerksam zu machen, in der das Wesen des Wikingertums beschworen ist.

Otto Huth.

Zeitschriftenschau

Verhandlungen der Gesellschaft für physische Anthropologie, Band 8, 1937, G. H e b e r e r - Tübingen: **Die mitteldeutschen Schnurkeramiker; ein Beitrag zur Indogermanenfrage.** H. berichtet über die Ergebnisse seiner wichtigen Untersuchungen des in Mitteldeutschland vorhandenen schnurkeramischen Skelettmaterials. Während Heberer, als er in Halle 1934 auf der Tagung des Reichsbundes für Vorgeschichte über seine Forschungen vortrug, nur 9 Funde berücksichtigen konnte, übersieht er jetzt 29 Funde. Sein damaliges Ergebnis hat sich inzwischen bestätigt und ist heute also wesentlich besser begründet. Fälische Züge haben weitgehend das Erscheinungsbild der schnurkeramischen Indogermanen bestimmt, nicht allein nordische Züge im engeren Sinne. Diese Feststellung, die frühere Beobachtungen Otto Reches ergänzt, ist für die Indogermanenforschung deshalb von großer Bedeutung, weil sie dazu beiträgt, das Verhältnis zwischen Schnurkeramikern und Megalithkeramikern zu verdeutlichen. Beide Kulturkreise, der schnurkeramische wie der Megalithkulturkreis, sind höchstwahrscheinlich als indogermanisch anzusprechen. Die rassische Zusammensetzung ihrer Träger unterscheidet sich nicht. Es trifft nicht zu, was bisher vielfach angenommen wurde, daß die Megalithkeramiker fälisch, dagegen die Schnurkeramiker nordisch im engeren Sinne waren, vielmehr zeigen beide nordische und fälische Züge. Zum Schluß weist Heberer in Übereinstimmung mit Otto Reche darauf hin, daß es nicht angebracht ist, hier von einem Rassengemisch zu reden. Die beiden hellen europäischen Langkopfrassen, die fälische und die nordische Rasse, sind überhaupt nicht als verschiedene Rassen voneinander zu trennen, sie sind vielmehr als Schläge e i n e r Rasse aufzufassen. Heberer sagt, daß er „das Bild, welches die schnurkeramischen Populationen bieten, ... als einen Ausdruck der großen Variationsbreite innerhalb der nordeuropäischen Langkopfgruppen ganz allgemein (auffaßt), deren Extremtypen das sind, was wir nordisch im engeren Sinne und fälisch zu nennen gewöhnt sind und die stellenweise — wohl durch Auslese — auch populationsweise auftreten."

Deutsch-Mährisch-Schlesische Heimat, 23. Jhrg. 1937, Heft 7/8. A n t o n H o e n i g - Köln: **Sudetendeutsche Stadtanlagen.** Städte im eigentlichen Sinne waren dem Germanentum fremd; wohl aber kennen wir die germanischen, im Kult wurzelnden Bestimmungen für die Anlage größerer Siedlungen. Diese kultischen Bestimmungen waren noch bei der Anlage der Städte im Mittelalter wirksam. Hoenig berücksichtigt diese nicht, deshalb bleibt ihm der Stadtplan der sudetendeutschen Stadtanlagen rätselhaft. „Die einfacherere, rein zweckbedingte Form der gotischen Stadtanlage" zeigt sich gewissen Kompositionsgesetzen verpflichtet, „die auf eine unerklärliche Weise um das Jahr zwölfhundert plötzlich da sind." Nachdem er schon in seinem Buch „Deutscher Städtebau in Böhmen" (Berlin 1921) die sehr interessanten sudetendeutschen Stadtanlagen untersucht hatte, gibt er nun in seinem Aufsatz einen sehr willkommenen Überblick.

Zeitschrift für Deutschkunde, 5. Jhrg. 1937, Heft 5/6. W. K r a u s e - Königsberg: **Wesen und Werden der Runen.** Krause bietet in seinem ausführlichen Aufsatz eine Zusammenfassung der Ergebnisse seiner langjährigen runologischen Studien. Sie ist sehr klar und übersichtlich und bietet in manchen Einzelheiten Neues. Die Ausführungen Wolfgang Krauses verdienen deshalb besondere Beachtung, weil wir in dem Verfasser den führenden deutschen Runologen zu erblicken haben. Das Neue und Wesentliche in seinen Darlegungen scheint

uns, daß hier von einem Fachrunologen die Bedeutung der germanischen Sinnbilder für das Verständnis der Schriftrunen nicht nur grundsätzlich zugegeben, sondern wirklich ernst genommen wird. So ergibt sich für Krause auch eine neue Auffassung der Herkunftsfrage der Runen. Das zweifache Wesen der Runen, die teils Sinnbildzeichen teils Lautzeichen sind, erklärt er aus einer zwiefachen Wurzel. Nur die Schriftrunen hält er für entlehnt, während er den Sinnbildcharakter der Runen sowie auch einzelne Zeichen auf die altgermanischen Sinnbildzeichen zurückführt. Wir glauben zwar nicht mit dem Verfasser, daß seine Auffassung bereits die endgültige Lösung des schwierigen Runenproblems ist, wohl aber halten wir seine Fragestellungen und Darlegungen für außerordentlich fruchtbar.

Forschungen und Fortschritte, 13. Jhrg. Nr. 23/24, August 1937. Ernst Schultze-Leipzig: **Meeresscheue und seetüchtige Völker.** Schultze berichtet über die Fragestellungen und Ergebnisse seines gleichnamigen, eben bei Enke in Stuttgart erschienenen Buches. Gründlicher als vorher jemals untersucht er die Frage, worauf die ablehnende Haltung mancher Völker und Rassen gegen die Seeschiffahrt beruht und welches andrerseits die Hauptfaktoren der Seetüchtigkeit sind. Nach seinen Forschungen „gibt es nur ganz wenige Völker, die in ihrem Seewesen fremde Offiziere und Mannschaften kaum jemals gebraucht, vielmehr selbst immer wieder solche an das Ausland abgegeben haben: das waren zuweilen die Griechen, aber niemals die Römer, lange Zeit auch nicht die Italiener und (bis auf die letzten Jahrhunderte) nicht die Engländer, wohl aber vor allem die Deutschen und die skandinavischen Völker".

Germanisch-Romanische Monatsschrift, 25. Jhrg. Heft 7/8, Juli/Aug. 1937. Robert Petsch-Hamburg: **Nordische Dichtung,** Olav Duun und seine Zeitgenossen. Petsch gibt in seinem Aufsatz eine Übersicht über die wesentlichsten Werke der neueren nordischen Dichtung. Er berücksichtigt Selma Lagerlöf, Hildur Dixelius, Knut Hamsun, Sigrid Undset, Trygbr Gulbransson, Gudmundar Kamban neben Olaf Duun. Von dem letzten sagt Petsch: „Mit seinem sechsbändigen Werke ‚Die Juvikinger' hat er tatsächlich den nordischen Familienroman in zyklischer Form erneuert und in moderne Form gegossen ... O. Duun hat die sagamäßige Auffassung der Welt und die epische Kunst der Gegenwart organisch miteinander verbunden."

Die Kunde, Jhrg. 6, Nr. 5, Juni 1937. H. Sanne-Stade, **Der Schwan als Giebelschmuck auf Altländer Häusern.** In Hannover wird in vorbildlicher Weise von den Schulen eine Bestandsaufnahme der Giebelzierden auf den Bauernhäusern innerhalb ihres ländlichen Umgebungsbereiches durchgeführt. Nachdem im Januarheft der „Kunde" bereits über die Ergebnisse aus dem Gebiet der Niederelbe, und zwar der Umgebung von Buxtehude, berichtet worden war, wird jetzt über die Bestandsaufnahme der Giebelschwäne des Stader Kreises berichtet. Die Arbeit berichtet über Verbreitung, Herkunft, Form, Farbe und Alter der Schwäne und über die bisherigen Ansichten über die sinnbildliche Bedeutung. Vierundfünfzig Zeichnungen ergänzen den Text. Die Arbeit ist ein sehr begrüßenswerter Beitrag zur Sinnbilderforschung und Volkskunde. Was die symbolische Bedeutung des Giebelschwanes angeht, so mag hier erinnert werden an die Bedeutung der Pferdeköpfe am Giebel, die R. Much auf die germanischen Zwillingsgötter bezog (vgl. „Germanien 1933 Heft 6/7: Sonnenwendfest und Zwillingskult). Es liegt nahe den Schwan ebenso zu deuten, da neben dem Roß auch der Schwan ein altes indogermanisches Dioskurensinnbild ist.

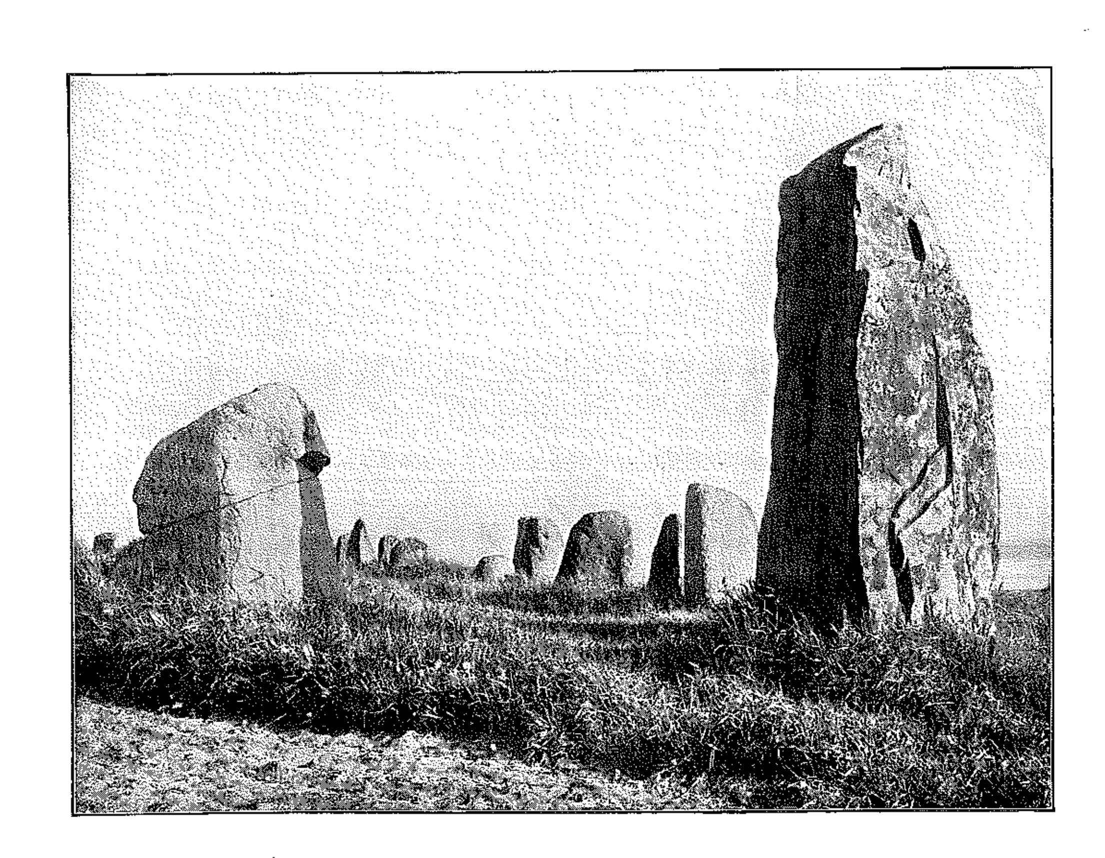
De Wolfsangel, 3. Jhrg. Nr. 3, September 1937. Aus dem immer anregenden Inhalt des holländischen Monatsblattes heben wir diesmal hervor den Aufsatz über den „Jungferbaum" (Jufferboomen), der über alte Bäume berichtet, an denen die weiße Jungfer erscheint und von denen die Kinder nach vor allem friesischen Volksglauben herstammen, und den anschließenden Aufsatz über „Yggdrasil". Diesem Aufsatz ist ein Bild hinzugefügt, das wir besonders hervorheben möchten. Es zeigt einen „Lebensbaum" in der Form der Externstein-„Irminsul", der aus dem 18. Jahrhundert stammt und sich an einer Amsterdamer Haustüre befindet. Ähnliche Baumdarstellungen sind übrigens in Holland weit verbreitet; ich erinnere mich, sie in Burg auf Texel gesehen zu haben.

Dr. Otto Huth.

Schriftleiter: Dr. Otto Plaßmann, Berlin O 27, Raupachstr. 9 IV. Druck: Offizin Haag-Drugulin, Leipzig. Verlag: K. F. Koehler. Leipzig C 1. Printed in Germany.

Leipzig, November 1937 Heft 11

Germanien



Monatshefte für Germanenkunde zur Erkenntnis deutschen Wesens

Germanien

Monatshefte für Germanenkunde zur Erkenntnis deutschen Wesens

Gegründet von Professor Wilhelm Teudt

Offizielles Organ des Ahnenerbes E. V., Berlin

Vorsitzender des Kuratoriums: Reichsführer SS Heinrich Himmler

Alleinige Zeitschrift der Vereinigung der Freunde germanischer Vorgeschichte e. V., Detmold

Hauptschriftleitung: Dr. J. O. Plaßmann, Berlin O 27, Raupachstr. 9 IV

Detmolder Schriftleitung: Detmold, Hitlerdamm 12

9. Jahrgang, Heft 11

Inhalt

Das Umschlagbild zeigt ein Hünengrab in Schiffsform.
(Aus Hielscher, „Dänemark, Schweden, Norwegen". Mit Genehmigung des Verlages F. A. Brockhaus, Leipzig.)
(Siehe auch den Aufsatz von Werner Deubel auf Seite 334.)

Bezug durch jede Buchhandlung oder durch jede Postanstalt. Vierteljährlich (3 Hefte) für 1.80 RM zuzüglich Zustellgebühr

Postscheckkonto Germanien, Monatshefte für Vorgeschichte, Leipzig, Postscheckkonto Leipzig 4234

Beschwerden wegen Ausbleibens der Hefte sind immer zuerst an das Zustellpostamt (oder Buchhändler) zu richten. Erst bei Nichterfolg wende man sich an den Verlag K. F. Koehler in Leipzig C 1, Postfach 81

Manuskripte sind an die Hauptschriftleitung: Dr. J. O. Plaßmann, Berlin O 27, Raupachstr. 9 IV zu senden, oder an die Detmolder Schriftleitung, Hitlerdamm 12. Für unverlangt eingehende Beiträge wird keinerlei Haftung übernommen. Rückgebühr ist stets beizulegen

Bücher zur Besprechung sind nur an den Verlag, Leipzig C 1, Postfach 81, zu senden

K. F. Koehler Verlag / Leipzig C 1 / Postfach 81 / Fernsprecher 64121

Zur Erkenntnis deutschen Wesens: Balder

Von Martin Ninck

Die Baldersage kennen wir im Gesamtumriß nur aus Snorris Nacherzählung in der Prosaedda. Neckel hat in seinem aufschlußreichen Balderbuch den Beweis erbracht, daß Snorri dabei zwei uns verlorenen Liedern folgte und im mittleren, mehr beschreibenden Teil eine bildliche Darstellung vor Augen hatte. Das erste Lied schilderte die unglückanzeigenden Träume Balders und die Sicherungsmaßnahmen, welche die Götter dagegen zu treffen suchten. F r i g g, seine Mutter, nimmt dem Feuer und Wasser, dem Eisen und dem Gestein, den Krankheiten, den Bäumen und Tieren Eide ab, daß sie Balder den Guten verschonen sollten. Nur bei der unscheinbaren Mistel unterläßt sie es und ist unklug genug, dem Loki, der sie in täuschender Verkleidung ausforscht, das zu verraten. Da die Asen beim Ding sich damit unterhalten, nach Balder mit Waffen aller Art zu werfen, holt Loki sich den Mistelzweig und drückt ihn dem blinden Gott H ö d e r in die Hand. Ahnungslos schießt dieser damit auf Balder; das böse Geschoß trifft ihn, von Loki gelenkt, und Balder, der beste, lichteste aller Asen, fällt tot zur Erde. Die Götter sind sprachlos ob solchen Unglücks, und nicht die Rache, nur der Gedanke, das Geschehene ungeschehen zu machen, liegt ihnen zunächst. Auf die Anfrage Friggs erbietet sich H e r m o d, Balders Bruder, zu Hel zu reiten und zu versuchen, ob sie für ein Lösegeld den Toten wieder herausgebe. Bevor Snorri diesen Ritt erzählt, schildert er ausführlich das pomphafte Totenbegängnis, das die Götter für Balder veranstalten. Alle finden sich dazu ein, reitend auf den ihnen eigenen Tieren und von stattlichem Gefolge begleitet. Der Scheiterhaufen wird auf dem Schiffe Balders geschichtet und von Thor mit dem Hammer geweiht. Als die Leiche des Gottes darauf gelegt wird, stirbt N a n n a, sein Weib, vor Leid und wird zu Balder auf den Brandstoß gebettet. Flammend zieht dann das Schiff auf den Wellen. Schon im 10. Jahrhundert besang der Skalde Ulf Uggason diesen Auftritt nach Schnitzbildern, die er in der Halle des isländischen Häuptlings Olaf Pfau gesehen hatte.

Auf Grund eines zweiten Liedes berichtet Snorri, wie Hermod auf Sleipnir, dem Roß seines Vaters, neun Nächte lang durch die Täler der Tiefe ritt, bis er zum Totenstrom Gjöll und zum Helgatter kam. Die Herrin der Toten ist nicht gewillt, den Bruder ihm

kurzerhand herauszugeben, sondern knüpft die Bedingung daran, daß alle Dinge in der Welt, lebendige und tote, Balder beweinten. Mit solchem Bescheid kehrt Hermod zurück, und die Asen schickten alsbald ihre Boten aus in alle Welt, daß Balder aus der Hel geweint werde. Alle taten das, Menschen und Tiere, die Erde und Steine, das Holz und alles Metall, nur eine Riesin in einer Berghöhle — es ist wiederum der verkleidete Loki — will sich nicht dazu bewegen lassen, und damit scheitert das ganze Vorhaben. Balder bleibt bis zum Tage des Weltenschicksals in Hels Haft, und nur die Gaben, die er und Nanna durch Hermod den Eltern heraufsendet, der kostbare Ring, den Odin einst auf den Brandstoß legte, das Leichentuch und ein Fingerlein für Fulla, das Kammermädchen, geben Botschaft von ihm und bleiben das Pfand engster Verbindung mit dem Sohne.

Wie eine langhinhaltende Elegie, von bangem, herbem Schmerz durchbebt, weicher, zartester Töne voll und alles einbeziehend in die Klage: Gott, Mensch, Tier, Stein, Metall, so steht diese Erzählung inmitten des bewegten Götterdramas der Edda, wirklich inmitten, im Herzpunkt gleichsam; denn im eddischen Hauptlied vom Schicksal der Welt und der Götter (Der Seherin Gesicht) erinnert die Seherin an der großen Wende des Geschehens bedeutungsvoll eben an Balders frühen Tod, und Snorri knüpft daran unmittelbar das Verhängnis des großen Endkampfes, das durch die vorübergehende Fesselung Lokis nicht aufgehalten werden kann. Ergreifender ist selten im Mythus der Schmerz um einen Verstorbenen dargestellt worden. Aus der Geschichte aber steigt des Skalden Egil erschütternde Sohnesklage und aus der Heldensage Sigfrids Schatten vor uns auf, des ersten Helden blutiger Tod, der ähnlich im Herzpunkt des Epos liegt und einen Schmerz aufreißt tief genug, um dem ganzen ferneren Geschehen Richtung zu geben und der Nibelungen Not unabwendbar heraufzuführen.

Der Tod als scheinbar blinder Eingriff ins Leben (der blinde Höder), und doch als wohlgezielter Stoß, der ihm vorauseilende und der schwärzere, schwer auf die Hinterbliebenen fallende Nachschatten: die bangen Träume des Gezeichneten und die Ahnungen der Angehörigen, der Mutter Bemühen, das Unabwendbare abzuwehren und alle Dinge in Eid zu nehmen, das starre Entsetzen, als der Schlag doch trifft und aus dem heitern Spiel, aus dem Wohlbehagen vermeinter Sicherheit alle herausreißt, das Hadern der Mitbetroffenen mit dem Geschick, das Feilschen mit Hel im heißesten Drang, den Toten ihr abzuringen, das verzweiflungsvolle Niedertauchen des Bruders in die Nacht des Grauens, verwegene Überspringen drohender Hindernisse und kühne Abfordern des Toten am Hochsitz der finstern Totenbeherrscherin, neues Hoffen auf Wiedervereinigung im lösenden Strom der Totenbeweinung und neuer Rückstoß am widerstrebenden Fels des neidischen Schicksals, das versöhnende Band endlich, das sich trotzdem zum ehrenvoll bestatteten, im Gedächtnis aller hell nachlebenden Toten knüpft: das ist der jetzt noch unmittelbar verständliche Hintergrund des Baldermythus.

Wer aber ist nun dieser Balder, der mit so auszeichnenden Worten als der „blonde, lichte, glänzende", als der „beste, klügste, beredteste, wohltätigste" gepriesen wird, dieser Liebling aller, dessen Rückkehr nach Walhall die Asen beständig erhoffen: „Es kracht alles Bankgebälk, / Als kehrte Balder heim / Noch einmal zum Odinssaal", sagt Bragi im Lied auf König Eirik Blutaxt, da in Walhall das Nahen eines neuen Gastes sich ankündet — und der nach dem Untergang der alten Götter als der ersten einer in der neuen Himmelsburg wohnen wird? Dann werden

Unbesät Äcker tragen.
Böses wird besser: Balder kehrt heim;
Höder und Balder hausen im Sieghof
Auf der Walgötter Weihgrund:

so kündet es die Seherin, und eben von dieser Weissagung müssen wir ausgehen, wenn wir das Wesen Balders verstehen wollen. Balder wird einst wiederkehren: dieser Glaube

spricht aus dem Lied vom „Gesicht der Seherin" so deutlich wie der Wunsch, die helle Erwartung seines Kommens aus dem Eiriklied widerhallt. Balder, dessen schuldloser Tod nach demselben Gedicht mit Anlaß war, daß das Verhängnis über die Menschen und Götter hereinbrach, er wird auch wiederum jenen Frieden bringen, der schöner und einfacher nicht bezeichnet werden kann als mit den Worten der Seherin, daß Balder und Höder, der Liebling der Götter und sein Töter, einträchtig vereint dort wohnen werden.

In eddischen Liedern erscheint Odin maskiert vor einem Riesen und ein andermal vor einem König und gibt ihnen Rätsel auf. An der letzten Frage wird das Wissen der Ratenden zuschanden, und offenbar wird ihnen beiden daraus, daß sie mit Odin selber sich maßen. Die Frage lautet:

Was sagte Odin ins Ohr dem Balder,
Eh' man auf den Holzstoß ihn hob?

Es bleibe dahingestellt, ob Uhland mit der Annahme recht hat, Odin habe den Sohn an die einstige Wiederkehr erinnert; denn was der allwissende Riese, was König Heidrek nicht errieten und nicht erraten konnten, weil die Frage aus dem allgemeinen Bereich in den höchst persönlichen überlenkte, bleibt auch für uns ein Geheimnis. Sicher aber hatte eine solche Bedeutung der Draupnirring, zu deutsch „der Tröpfler", den Odin dem Sohn gleichzeitig auf den Holzstoß legt. Der Ring hat die wunderbare Eigenschaft, daß jede neunte Nacht acht ebenso schwere Goldringe von ihm tropfen. Das sich im Gleichtakt vermehrende Gold ist sichtlich ein Bild des Lebens und seiner Erneuerungskraft. Stets weiter pflanzt sich das Leben fort, ergänzt sich in ähnlichen Zeitabständen und kreist im Ring dabei zwischen zwei Polen, die wie oben und unten, Tag und Nacht, Leben und Tod gegensätzlich sind und doch wie Anfang und Ende zusammengehören. Der Mythus deutet selbst diesen Kreislauf an, wenn Balder den Draupnirring seinem Vater „zum Andenken" wieder aus Hel heraufsendet.

Gleichen Sinn hat auch die „Balderswimper" (Baldersbrä) genannte Pflanze, die in Dänemark, Schweden, Norwegen heute noch diesen Namen führt. Unsere Kamille ist damit gemeint mit ihrem Kranz weißer Strahlen um das goldene Sonnenauge. Rührt von dem Kranz der Vergleich mit den Wimpern, so ist die bekannte Heilbedeutung der Pflanze, aber auch ihre Farbe wohl der Anlaß geworden, sie zu Balder, dem „wohltätigsten unter den Asen", in Beziehung zu setzen. Ihr Weißgelb mahnt an die Farben des Eies, des Ursymbols aller Fruchtbarkeit, und in gleicher Bedeutung, als Ort der Lebenserneuerung nämlich, erscheint hier und dort die goldene Mitte: der Fruchtboden bei der Blume und der Dotter beim Ei. Zum Gott, der die Gewähr des neuen Lebens bietet — eines goldenen Zeitalters nach den Worten der Seherin —, ist die Kamille also so sinnvoll in Beziehung gebracht wie der sich selber vermehrende Goldring. Wenn wir heute noch das Auferstehungsfest des gestorbenen, beweinten und aus dem Grabe neu aufsteigenden Gottes mit Eiern und Osterblumen feiern, so setzen wir nur Gedanken fort, die ähnlich im Balderdienst einst lebendig waren.

An Balder also knüpft sich die Hoffnung der Wiederauferstehung; das ist das Versöhnende an seinem Tod. Der Gedanke an Rache, sonst so gebieterisch in Liedern und Sagas hervortretend, steht hier zurück. Keiner der Götter denkt nach der Tat ernsthaft an Verfolgung des Mörders, und wenn ein anderes Eddalied — Balders Träume — von der Sorge des Vaters um einen Rächer spricht, die Verse von der Erzeugung des Wali und seinem Kampf mit Höder später auch in die Seherinnenrede eingeschoben wurden und wenn endlich Snorri die Rache an Loki vollziehen läßt, genauer gesagt, die Mythe von dessen Fesselung als Rache für seinen Verrat an Balder hinstellt, so sind das deutlich Weiterbildungen, die erst allmählich dem Kerne anwuchsen. Denn im Widerspruch zu einer derartigen Verfolgung erscheint Höder im Baldermythus von Schuld wie geflissentlich ent-

lastet dadurch, daß er blind dargestellt ist, daß er zum Zeitvertreib schießt wie die andern Götter und daß seine Waffe nichts ist als ein schmächtiger Mistelzweig.

Es gibt eine verwandte nordische Sage, nach der auch ein Höder, Starkad nämlich (eigentlich Störkothr „der starke Höder") seinen Gefolgsherrn Wikar als Opfer an Wodan mit den Därmen eines geschlachteten Kalbes aufhängen läßt und einen Rohrsproß gegen ihn schleudert, scheinbar arglos, so daß der König ruhig in die Falle geht. Die Därme aber werden zur Schlinge, und das Rohr wandelt sich tückischerweise zum Ger, so daß der König doppelten Tod vom Strang und vom Speer erleidet. Odin hat selbst den Rat dazu gegeben, Odin das Rohr heimlich verzaubert, ein Opfer auf diese Weise sich einlösend, das nach der Sage ihm schon bei der Geburt Wikars von dessen Mutter zugesprochen war. Auch Balder heißt im Gesicht der Seherin ein Opfer, gewiß nicht bloß in dichterischer Umschreibung, sondern wie der dabei verwendete altertümliche Ausdruck wahrscheinlich macht, in Erinnerung an eine einstmals verbreitete Auffassung. Der Sinn des Opfers ist in dem merkwürdigen Spiel der Götter zu suchen. Ein alter Fruchtbarkeitsbrauch, bei dem ein Götterbild, ein den Gott vertretender Mensch oder eine Puppe aus Stroh mit Ruten bestrichen, mit Waffen beworfen oder, wie Orpheus von den Thrakerinnen, gar zerrissen, zerstückelt und dann dem Wasser übergeben wurde, spiegelt sich darin.

Auch die Mistel weist nach dieser Richtung. Sie fügt sich passend dem Mythus ein, weil die hoch auf Bäumen schmarotzende, seltene Pflanze leicht übersehen und so auch von Frigg nicht wert geachtet wird, einen besonderen Eid ihr abzunehmen. Wahrscheinlich spielt aber auch ihre alte Zauberbedeutung hinein. Aus den mannigfachen Vorstellungen und Bräuchen, die sich heute noch an die Pflanze knüpfen, sei hier herausgehoben, daß am Dreikönigstag in manchen Gegenden die Kinder Mistelzweige brechen, zu ihren Taufpaten gehen und sie mit den Zweigen schlagen, um dafür kleine Geschenke zu bekommen. Wegen ihrer gabeligen Form wird sie gerne im Abwehrzauber, in Skandinavien auch als Springwurzel und Wünschelrute gebraucht. In der Bosasage ritzt Busla, die Zauberin, in ihrem berühmten Fluch das Wort Mistil in Zauberrunen. Als besonders heilig, fruchtbarkeitsfördernd und krankheitsabwehrend galt sie den Kelten, deren Druiden sie unter feierlichen Zeremonien mit goldenem Messer abschnitten. Neben der auffälligen Gestalt wurde der merkwürdige Doppelsinn der Mistel offenbar Anlaß zu solchem Zauberglauben. Denn erscheint sie uns, zum Weihnachtsfest eingebracht, in ihrem Wintergrün als Sinnbild des Lebens, so kennt sie doch jeder zugleich als Schädling, der schmarotzend an der Lebenskraft ihres Wirtes saugt.

Der Doppelsinn tritt denn auch in der Baldermythe scharf heraus, da der Mistelzweig zum todbringenden Wurfgeschoß in ihr wird und spätere Überlieferung ein vernichtendes Schwert aus dem Zweige machte, das in seinem Namen Mistiltein noch an den älteren Ursprung erinnerte.

Der Nachdruck der ganzen Mythe liegt im Gedanken, daß unser Leben nicht feil sei als um den Tod, als um das Opfer des Lieblings aller. Das Alte muß untergehen, damit Neues werde: für alle Wesen gilt dies Gesetz, selbst die Götter nicht ausgenommen. Balder ragt als der schönste im Kreise der Asen hervor, wie Sigfrid unter den Heldensöhnen. Sein Name kennzeichnet ihn als den „Tapfern", als „Herrn" und als „Fürsten", und Frigg darf sich stolz vor den Göttern ihres herrlichen Sohnes rühmen (in Lokis Zankreden). Aber die spätere Sage hat nichts als seinen Tod festgehalten, eben weil sie einzig dies Urgesetz einschärfen und an einem Musterfall eindringlich darstellen wollte. Allen Wesen nimmt die Mutter Eide ab, aus dem unscheinbarsten steigt dennoch der Todespfeil; alle weinen über den Tod, und das ganze All hüllt sich in Trauer, aber einer freut sich: der als Thökk verkappte Loki, und allein daß dieser Neiding nicht weint, verhindert Balders Befreiung aus Hel.

Vom Menschen aus gesprochen ist es der Krieg, der den blutigen Ausgleich bringt, der



Moselfränkischer Grabstein aus der frühchristlichen Zeit mit einer Darstellung, die auf den germanischen Wodan zurückgeht. (Rheinisches Museum Bonn)

als Opferdienst daher von den Germanen aufgefaßt wurde. Balder ist ein Friedensfürst, und der von ihm bewohnten Stätte darf Frevel nicht nahn; Höder aber ist „der Krieg" in seines Namens eigentlicher Bedeutung (zu althochdeutsch hadu „Krieg", neuhochdeutsch Hader). Krieg und Frieden sind die wechselnden Phasen des Völkerlebens. Nur wer im Frieden dem Kriege fest ins Auge sieht, überwindet das Ende und gewinnt mit Balder das höhere Leben endlich versöhnter (nicht im Gericht auseinanderklaffender) Pole.

Von der Verehrung Balders wissen wir wenig; doch ist sein Gedächtnis vielfach gefeiert worden, und nicht nur wurde sein Grab gezeigt, wurden Berge, Hügel, Quellen nach ihm benannt, auch Umzüge sind wahrscheinlich zu seinen Ehren veranstaltet worden. Saxo spricht einmal von einem Wagen, ein anderes Mal von einem Tragstuhl Balders, und Neckel hat darauf hingewiesen, daß der Ausdruck „Balders Brandstoßfahrt" und die Schilderung des pomphaften Aufzugs der Götter nur als Geleitzug richtigen Sinn habe und dann wohl einen jährlich wiederholten Kultumgang mit dem Leichnam Balders, des „Herrn", spiegelt, bei dem ein Gode den König begleitete, wie Weihe-Thor neben Odin amtet und mit dem Hammer den Holzstoß weiht. Hervorzuheben ist auch, daß die eigen-

tümliche Schiffsverbrennung im Wasser geschichtlich nicht, nur noch sonst aus der Sage belegt ist und eine Vermengung darstellen dürfte der gewöhnlichen Feuerbestattung mit der im späteren Volksbrauch vielfach bezeugten Sitte, das stellvertretende Bild des gestorbenen Gottes dem Wasser zu übergeben.

Hervorzuheben ist, daß Balder, der mächtige „König" und „Herr", trotz seines Todes als Gott erscheint, der seinen Tempel auf Erden und wie die übrigen Asen seine weithin glänzende Halle am Himmel hat. Er ist der Sohn des höchsten Götterpaares, und wie er selber durch Weisheit sich auszeichnet, so stammt von ihm Forseti, der „Vorsitzer, Richter", der „in Güte beständig die Fehden begleicht" in Glitnir, der auf Goldsäulen ruhenden, silbergedeckten Glanzhalle.

An Balder knüpft sich schließlich die große Wiederkunft. Nicht er allein wird das goldene Zeitalter bringen, aber unter den ersten wird er in der neuen Walhall wohnen, nicht ein Hochgericht wird er dort abhalten zur endgültigen Scheidung der Bösen und Guten, zur völligen Aufspaltung der Gegensätze: sein bloßes Erscheinen mit Höder zusammen ist die Bürgschaft der Versöhnung allen Widerstreits.

Achtet man genau auf die Untertöne, so wird man sagen müssen: tief wie kaum eine Religion hat sich das kriegerische Germanentum in den Mythen und Strophen vom Gotte Balder mit dem Problem der Versöhnung auseinandergesetzt.

Unsere letzteiszeitlichen Cro-Magnon-Vorfahren und die Frage der Neger-Entstehung

Von Professor Dr. Hans Weinert, Kiel

In meinem Aufsatz über den „Ursprung der nordisch-fälischen Rasse" in Heft 6 dieser Zeitschrift mußte ich am Schlusse erwähnen, daß mit den Skelettfunden aus der jüngeren Altsteinzeit Frankreichs auch ein anderes Rassenproblem angeschnitten wurde, das dem ersten Anschein nach der Rassenentstehung unserer eigenen Vorfahren außerordentlich fern zu liegen schien. Es ist die Frage, ob in der „Kindergrotte", einer der Felshöhlen an der Riviera bei Mentone-Grimaldi, am 3. Juni 1901 neben den großen Cro-Magnon-Menschen auch die urtümlichsten Vertreter der heutigen Negerrasse gefunden worden sind. In der Fachliteratur ist dieses Rassenproblem seit der Entdeckung der Höhlen und vor allen Dingen durch die umfangreiche Arbeit von Verneau 1906, also seit über 30 Jahren, viel besprochen und trotzdem bis heute noch nicht zu einer Lösung geführt worden. Es war in der genannten ersten Arbeit bereits gesagt worden, daß diese Frage mit ein Anlaß war, daß mir die deutsche Forschungsgemeinschaft nach Einladung der französischen Fachgenossen die Reise nach Frankreich und die Untersuchungen an den Fundstellen selbst ermöglichte.

Es mag zur Erklärung vorausgeschickt sein, daß nach unseren heutigen Kenntnissen am einmaligen gemeinsamen Ursprung aller vorzeitlichen und heutigen Rassenlinien der Menschheit nicht gezweifelt werden kann. Die Menschwerdung selbst, begründet auf eine Ahnenschaft schimpansenähnlicher Menschenaffen, war also ein einmaliger Vorgang, der eine gemeinsame Rassengruppe betraf, ohne daß es möglich wäre, die Zahl der daran teilnehmenden Individuen anzugeben. Aus dem Ahnenverlust, der uns aus der heutigen Sippschafts- und Familienkunde bekannt ist, wissen wir ja, daß schon nach wenigen Generationen die Stammeslinien verschiedener Familien in einer einzigen zusammenlaufen. Da die Menschheit sicher mehr als anderthalb Million Jahre seit ihrem Ursprung hinter sich hat, ist es theoretisch nicht ausgeschlossen, daß es für die heutige Menschheit einmal ein Urelternpaar gegeben hat, obwohl die Menschheitsentstehung,

Abb. 1. Das Doppelgrab der Grimaldi-Skelette aus der Kindergrotte von Mentone (nach Verneau)

wie gesagt, auf eine größere, nicht feststellbare Personenzahl zurückgeht. Es ist deshalb selbstverständlich, daß die verschiedensten heutigen Rassen irgendwann einmal von den gemeinsamen Stammformen abgezweigt sind; und ebenso sicher ist es auch, daß diese Abzweigungen nicht zu gleicher Zeit an einem Punkte des Stammbaumes stattgefunden haben.

Nun sind die Neger sowohl in körperlicher wie in geistiger Beziehung vom europäischen Rassenbild sehr weit entfernt, während z. B. die Australier in körperlicher Hinsicht unverkennbare Verwandtschaftszüge mit der europiden Rasse erkennen lassen. Man wäre deshalb wohl geneigt anzunehmen, daß die Rassenspaltung zwischen Neger und Europäer viel weiter zurückläge als die zwischen Australier und unserem Stamm. Aber nach allen heutigen Erkenntnissen wird das Gegenteil der Fall sein. Ich bezeichne die große Rassengruppe, die Australier, Weddas, Ainus, Polynesier und Europäer umschließt, als „mittlere Linie", weil ihr körperliches Erscheinungsbild sich am besten auf die Urformen zurückführen läßt und weil es zwischen der Hauptrasse der Neger und Mongolen in mancher Beziehung die Mitte hält. Aber die Trennung des australiden Teiles vom europiden Stamm der mittleren Linie läßt sich fast bis an den Anfang der Eiszeit zurückverfolgen, während wir sowohl für die Neger wie für die Mongolen eher die Anzeichen einer verhältnismäßig späten Trennung von der mittleren Linie besitzen.

Wenn wir hier von einer „späten Trennung" sprechen, so ist das geologisch zu verstehen; für unser Vorstellungsvermögen handelt es sich trotzdem um eine Reihe von Jahrzehntausenden, von der wir uns, an geschichtliche Zeiten gewöhnt, doch keinen rechten Begriff machen können. Ich hatte damals schon ausgeführt, daß das Verständnis für eine Rasse nur dadurch erreicht werden kann, daß man auch andere Rassen mit in seine Betrachtungen einschließt. Denn jede Rasse wird ja nur dadurch erklärbar, daß sie sich von anderen unterscheidet. Wir treiben also auch dann eigene Rassenkunde, wenn wir uns um die Aufhellung des Problemes der Entstehung der Negerrasse bekümmern. Diese Tatsache wird uns um so eindringlicher vor Augen geführt, wenn wir in den

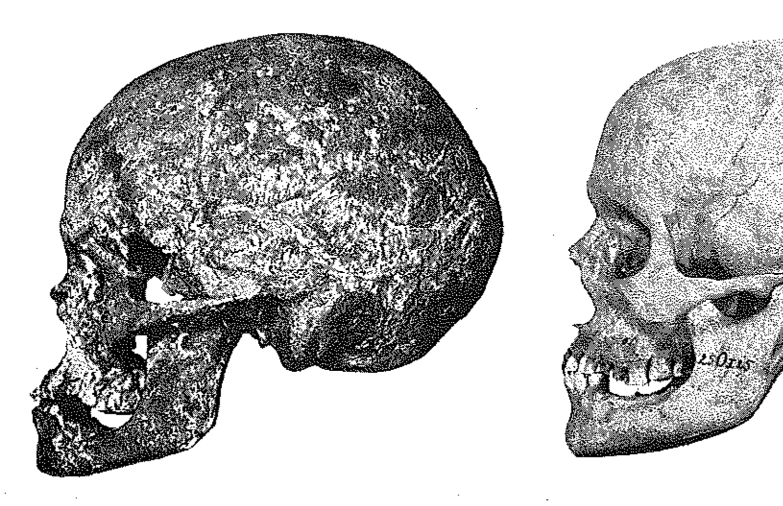


Abb. 2. Der Schädel der Frau von Grimaldi (nach Verneau). Abb. 3. Schädel eines Alemannen der Völkerwanderungszeit (Paläontologisches Museum der Universität Heidelberg)

Grotten von Mentone aus der Früh-, Jung-, Altsteinzeit während der letzten großen Vereisung Skelettfunde machen, die fast alle zur großen europiden Cro-Magnon-Rasse gehören und doch dabei auch Skelette antreffen, die sehr aufdringlich an Neger erinnern.

Es handelt sich also um die Doppelbestattung, die in der tiefsten Schicht in der genannten „Kindergrotte" bei Grimaldi aufgedeckt wurde. Dort lag ja in einer Mulde, die mit roter Ockererde ausgefüllt war, ein Jüngling in seitlicher Hockerlage, der eine ältere Frau, ebenfalls in Hockerstellung, aber mit dem Rücken nach oben gekehrt, in seinen Armen hält. Man hat die ganze Bestattung mit ihrer Grundlage aus der Höhle ausgehoben und in dem anthropologischen Museum Monte Carlo-Monako ohne jede Veränderung ausgestellt. Ich glaube, man kann sich des Eindrucks der Rührung nicht erwehren, wenn man vor dieser seltsamen Beisetzung steht. Auch die Skelette zeigen, heute wie vor etwa fünfzigtausend Jahren, das Bild menschlicher Liebe und Verbundenheit; die Schädel und Skelette sind sich so ähnlich, daß man sicher mit Familienverwandtschaft zu rechnen hat. Vermutlich ist es der Sohn, der seine Mutter bis über den Tod hinaus in den Armen hält; auf dem Schädel des Jünglings befinden sich heute noch in Reihen angeordnet durchbohrte Schneckenhäuser, die als Zierat auf einer Pelzmütze oder als ein Schmuckband sein Haupt bedeckten. Andere Beigaben, die diesen Eiszeitmenschen nützlich waren, haben ihnen die überlebenden Angehörigen mit ins Grab gelegt.

Wer mit Verständnis diese Grablegung aus der Eiszeit betrachtet, dem wird auch heute noch die damalige Zeit wieder lebendig — und nun kommt etwas Auffälliges, was ich auch an dieser Stelle einmal betonen will. Das anthropologische Museum von Monako liegt auf dem offenen Platz vor der Kathedrale auf dem Monakofelsen. Die Tür steht offen; es bedarf keiner umständlichen Anmeldung, um die reichhaltigen Funde aus dem benachbarten Grotten von Mentone zu besichtigen. In der Nähe dieses Museums befindet sich das weit bekannte ozeanographische Museum des Fürsten von Monako. Und während sich nun Scharen von Besuchern, Reisegesellschaften, die mit Autobussen von weiten Orten der Riviera zusammengeholt werden, in das Meereskunde-Museum drängen, um Walknochen, ausgestopfte Haifische und Seeigel, Fischfanggeräte und Perlmutterknöpfe zu sehen, ist es im anthropologischen Museum, wo die ältesten Vertreter unserer Homo-sapiens-Vorfahren liegen, so einsam und still, daß ich meine Untersuchungen und Messungen im Museumssaale selbst vornehmen konnte, ohne gestört zu werden.

Rassenkundlich sind diese beiden Skelette, die man deshalb auch durch den Namen

besonders kennzeichnete, von den übrigen Cro-Magnon-Menschen auffällig verschieden. Ihre Kiefer sind vorgebaut, Unterarme und Unterschenkel sind verhältnismäßig lang — das sind Merkmale, die wir sonst von Negern her kennen. Verneau gab nach der Gegend und nach dem Namen der Fürstenfamilie von Monako den Namen „Grimaldi-Skelette"; und seitdem spricht man von der negerähnlichen oder negroiden Rasse von Grimaldi. Es verbindet sich also damit die Frage, ob die beiden Grimaldi-Menschen Vertreter einer Negerrasse sind, ob sie in diesem Falle an der italienisch-französischen Riviera bodenständig sind oder als Zuwanderer, von Afrika her, angesehen werden müßten. Die Möglichkeit, über Gibraltar und durch Spanien an die Riviera zu kommen, muß auch für die damalige Zeit zugestanden werden. Daneben bestanden aber auch Zweifel, ob wir überhaupt in den Skeletten neger-rassische erblicken dürfen. Verneau selbst hat ja nur von Negerähnlichkeit gesprochen und 1906 darauf hingewiesen, daß solche Negerähnlichkeiten auch noch im Schädelbau der heutigen Bevölkerung dort zu finden sind. Das wäre allerdings kein Gegenbeweis, denn noch aus geschichtlichen Zeiten wissen wir ja, wieviel negerisches Erbgut in die Mittelmeerländer hineingekommen ist.

Als Verneau seine Arbeit schrieb, hatten wir, wie ich am Schluß des vorigen Aufsatzes schon ausführte, aus Afrika überhaupt noch keine menschlichen Fossilfunde. Man konnte damals mit Recht sagen, daß die Grimaldi-Skelette die ältesten und die einzigen eiszeitlichen Reste waren, an denen wir Negermerkmale feststellen konnten. Auch heute haben wir im gleichen Sinne noch nichts, was sicher älter ist; aber es liegen doch Funde aus Afrika vor, bei denen man mit Negerzugehörigkeit rechnen muß.

Die französischen Fachgenossen hatten meine Untersuchungen selbst gewünscht, weil die Entscheidung an den Grimaldi-Skeletten heute besonders schwierig ist. Und das mußten die eigenen Untersuchungen bestätigen. Die Schädel sind rekonstruiert, sie zeigen nicht mehr ganz die natürliche Beschaffenheit, die sie bei Lebzeiten ihrer Besitzer gehabt haben. Es ist sogar auffällig, daß Verneau sie in einem anthropologisch richtigeren Zustand beschrieben hat, als sie sich heute befinden. Überblickt man aber alle Skelettfunde aus den Riviera-Grotten, die sich auf fast 15 Individuen belaufen, so muß man zu folgenden Feststellungen kommen: Die beiden Grimaldi-Skelette unterscheiden sich von den meisten anderen durch ihre Größe. Ihre Körperhöhe wird nur etwa 156 cm bei dem jungen



Abb. 4. Schädel des jungen Mannes von Grimaldi (nach Verneau). Abb. 5. Schädel einer Australierin (Anthropologisches Institut, Universität Kiel)

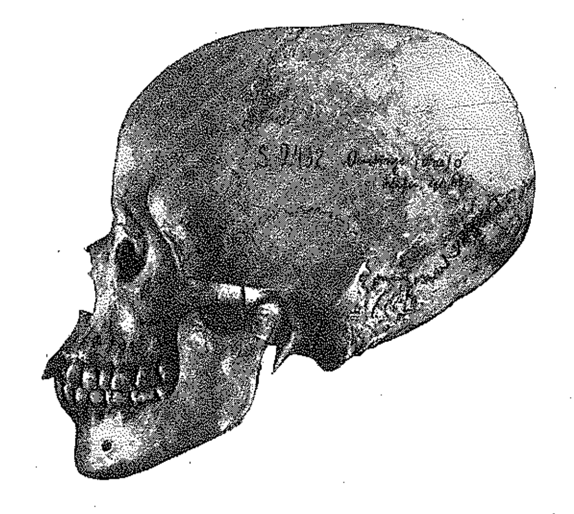
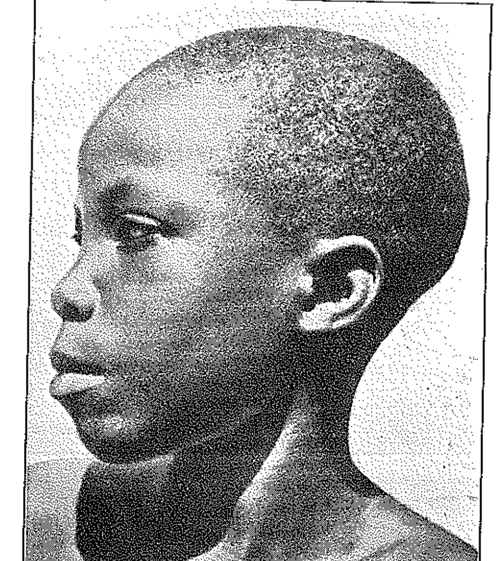


Abb. 6. Schädel eines Kamerun-Negers. (Aus Martins Lehrbuch der Anthropologie)

Mann und 159 cm bei der Frau betragen haben. Im Verhältnis zu vielen anderen Cro-Magnon-Skeletten erscheint das nicht als groß; aber ich muß immer wieder darauf hinweisen, daß wir auch ausgeprägte Cro-Magnon-Vertreter haben, die ebenfalls nicht größer gewesen sind. Wenn man vorurteilsfrei Schädel verschiedener Rassen betrachtet, wird man immer wieder einzelne finden, die durch besondere Ähnlichkeiten an die Grimaldi-Schädel erinnern. Dazu hatte ja bereits Verneau Beispiele aus Italien und Frankreich gebracht. E. Werth bildet den Schädel eines Andamanen ab, d. h. eines zwergwüchsigen Negritos von den Andamanen-Inseln im Indischen Ozean. Ich füge außer einem früher schon gebrachten Schädel eines echten Negers jetzt noch die Schädel einer Australierin und eines Alemannen aus der Völkerwanderungszeit (aus dem Paläontologischen Museum aus Heidelberg) hinzu. Bei allen finden wir Züge, die an die Grimaldi-Schädel erinnern. Der Negerschädel steht in der Ähnlichkeit aber keineswegs an erster Stelle. Die hochgewölbte und gebogene Mittelsagittallinie der Grimaldi-Schädel und ihre eingezogene Nasenwurzel entspricht vielmehr der Cro-Magnon-Rasse als der der Neger. Auf das auffällige Vorstehen der vorderen Kieferränder war in dem früheren Aufsatz bereits hingewiesen; und zwar nicht nur bei den Grimaldi-Schädeln, sondern auch beim Patenfund von Cro-Magnon, der damals in Abb. 1 nach der Originalphotographie veröffentlicht war. Die auffälligste Übereinstimmung zwischen Grimaldi und Neger bleibt dann schließlich beim Unterkiefer bestehen. Aber gerade der Unterkiefer ist ein schlecht verwertbares Vergleichsstück; er ist einer der Knochen, die am menschlichen Skelett am stärksten variieren. Beim asiatischen Negrito, beim Australier und beim jungen Mann von Grimaldi haben wir die gleichen Übereinstimmungen, die durch den niedrigen Ast und das schwach ausgebildete Kinn hervorgerufen werden. Beim Alemannen-Schädel und bei der Frau von Grimaldi beruht die Ähnlichkeit nicht nur in dem zufällig gleichen Zahnverlust. Der niedrige Ast ist beim Alemannen sogar noch negerähnlicher als bei der Grimaldi-Frau.

Auch die Gliedmaßenproportionen, die die Grimaldi-Skelette zeigen, sind nicht nur bei Negern zu finden.

Man muß also der alten Schlußfolgerung von Verneau insofern zustimmen, als die Grimaldi-Menschen einesteils Merkmale auf-



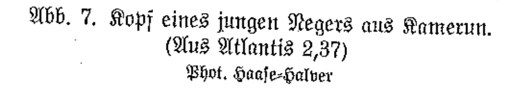
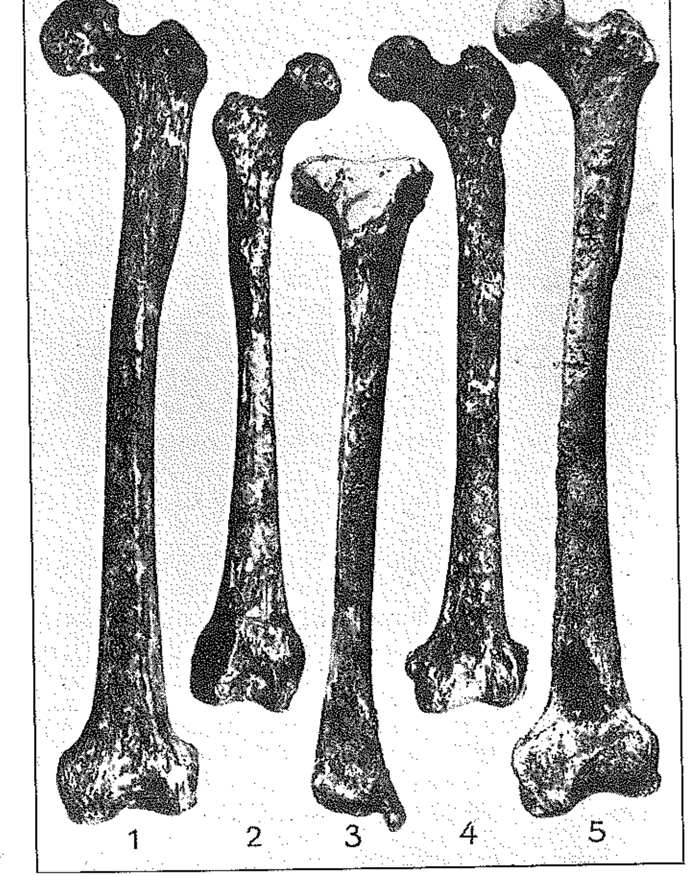


Abb. 7. Kopf eines jungen Negers aus Kamerun. (Aus Atlantis 2,37)
Phot. Haase-Halver

Abb. 8. Schenkelknochen aus den Gräbern der Höhlen von Mentone. Von links nach rechts: 1. Cro-Magnon-Mann „langer Kerl“ aus der Kindergrotte (Oberschenkel). 2. Junger Mann von Grimaldi (Oberschenkel). 3. Großer Mann aus der Barma Grande (Schienbein). 4. Frau von Grimaldi (Oberschenkel). 5. Großer Mann aus der Barma Grande (Oberschenkel) (nach Verneau).



weisen, die negerähnlich sind, sich aber auch bei anderen primitiven Rassen vorfinden und daß sie andererseits auch als urtümliche Formen des Aurignac-Kreises angesehen werden können. Darüber hinaus habe ich aber zu betonen, daß die Merkmale nicht nur bei primitiven Rassen, sondern auch bei nordischen Alemannen sich wiederfinden; d. h. also, auch aus der europiden Rassengruppe nicht ganz herausfallen. Legt man die Langknochen, vor allen Dingen die Oberschenkel der großen, über 2 m langen Cro-Magnon-Männer neben die Femora (Schenkelknochen) der Grimaldi-Skelette, dann ist der Unterschied allerdings außerordentlich groß; aber wir haben dann zwei Extreme verglichen, die auch in der heutigen Bevölkerung derselben Gegend noch genau so vorliegen.

Betrachten wir dazu noch die Kulturen, die sich in den Gräbern der Mentone-Grotten vorfinden, dann gibt es überhaupt keinen stichhaltigen Unterschied zwischen den Bestattungen der Cro-Magnon- und der Grimaldi-Menschen. Alles gehört, wie vor allen Dingen Obermaier schon nachwies, in das Aurignacien, also in die früheste Periode der jüngeren Altsteinzeit. Die Art der Beisetzung und die Beigaben sind so ähnlich, daß man bei Betrachtung des Gesamtmaterials unbedingt den Eindruck der Gleichzeitigkeit gewinnen muß. Durch ihre Lagerung in der untersten Schicht zeigen sich die Grimaldi-Menschen vielleicht als älter an; und trotzdem habe ich mich des Eindrucks nicht erwehren können, als ob alle hier bestatteten Menschen einmal einer großen Sippe angehört haben. Aber man kann daraus noch nicht nachweisen, ob Jahrzehnte, Jahrhunderte oder Jahrtausende das Grimaldi-Grab von den Cro-Magnon-Bestattungen trennen. Ich glaube nicht, daß es Jahrtausende gewesen sind; denn denselben Schmuck von Schneckenhäusern an der Kopfbedeckung haben wir beim Grimaldi-Jüngling und bei Cro-Magnon-Männern; und die feingearbeiteten Ketten aus kleinen Knochen, Zähnen und Fischwirbeln, die in künstlerisch ansprechender Weise heute noch die Handgelenke der Frau von Grimaldi zieren, finden wir ebenso bei den übrigen Cro-Magnon-Skeletten.

Ich kann mir nicht recht vorstellen, daß die beiden Grimaldi-Leute als fremde Rasse schwarzhäutig und kraushaarig zwischen den hellfarbigen Cro-Magnons mit welligem Haar gelebt haben sollten. Wirkliche Neger sehen auch im Schädel anders aus. So werden wir uns damit bescheiden müssen, daß durch das Doppelgrab aus der Kindergrotte bei Grimaldi die Frage nach der Herkunft der Neger nicht gelöst worden ist und wohl auch nicht gelöst werden kann. Dabei bleibt bestehen, daß uns hier zum ersten Male bei fossilen Menschenskeletten negerähnliche Merkmale aufgefallen sind; aber das reicht nicht hin, um daraus Menschen nach der Form heutiger Neger zu rekonstruieren; denn ebenso groß sind auch die Beziehungen zu jungpaläolithischen europiden Menschen, wenn wir uns nicht auf eine zu enge Begrenzung einer großwüchsigen Cro-Magnon-Rasse festlegen, die keineswegs allein das damalige Rassenbild beherrscht hat.

Die Frage der *Entstehung der Neger* ist nach wie vor ohne Afrika nicht zu lösen. Unsere landläufige Anschauung, daß der Neger als eine Wärmeform der Menschheit mit dem „schwarzen“ Erdteil auch entwicklungsgeschichtlich verbunden ist, besteht durchaus zu Recht — auffällig ist nur, daß die ältesten Kennzeichen des Negerischen uns auch in Afrika keineswegs früher entgegentreten als die beiden Grimaldi-Menschen an der Riviera.

In den letzten Jahren ist uns Afrika auch mit Funden aus der menschlichen Stammesgeschichte nähergekommen. Wir haben den zu erwartenden Beweis, daß schimpansenähnliche Menschenaffen schon im Tertiär Afrikas gelebt haben. Wir wissen ferner, daß es sogar bis in die letzte Periode der Eiszeit hinein, als bereits der Homo sapiens existierte, in Südafrika schimpansenähnliche Menschenaffen gab, die ihrem Schädel und Gebiß nach an Menschenähnlichkeit alles übertrafen, was uns heutige Menschenaffen zeigen können. Ich habe jetzt in eigener Bearbeitung die ersten Funde von Affenmenschen aus Afrika, die dem Pithecanthropus von Java entsprechen.

Auch die Neandertaler-Form fehlt in Afrika nicht. Der Mensch von Broken Hill, der Homo rhodesiensis, vertritt in seiner Schädelform das, was wir in Europa als *Neandertaler* oder Urmensch der Eiszeit bezeichnen. Aber alles das ist nicht negerisch, sondern gehört zweifellos zur mittleren Rassenlinie, die, wie schon gesagt, heute in ihrer urtümlichen Form durch den Australier, in ihrer Hochentwicklung durch den Europäer dargestellt wird. Erst wenn wir in die Zeit kommen, die auch dem Doppelgrab von Grimaldi entspricht, finden wir in Afrika Formen, bei denen das Problem der Negerzugehörigkeit wenigstens besprochen werden kann.

Ein typischer Negerschädel ist nämlich unverkennbar: außer den vorstehenden Rändern des Unter- und Oberkiefers, die neben den dicken, aufgeworfenen Lippen den Prognathismus (Vorschnauzigkeit) des Negers bedingen, gehören dazu: zwischen breiten Backenknochen eine niedrige und breite Nasenöffnung, eine ganz flache Nasenwurzel, die ohne Vertiefung in die glatte Negerstirn übergeht, die keinen vorspringenden Glabellarwulst besitzt. Der Gehirnschädel zeigt kindlich-weibliche Merkmale: Eine steilgestellte, im Scheitel rechtwinklig umgebogene Stirn, dazu auffällig betonte Stirn- und Scheitelhöcker. Der Scheitel selbst ist beim Neger bekanntlich gerade, niedrig und flach; der ganze Gehirnschädel länglich-schmal, also langschädelig.

Derartige Schädelfunde, bei denen man ohne jegliche Einschränkung die Diagnose „Neger“ stellen kann, sind uns aber erst aus der jüngeren Steinzeit bekannt. Selbst schon in der mittleren Steinzeit, für die wir als runde Jahreszahl einmal 10 000 einsetzen wollen, haben wir sowohl in Afrika wie auch in Palästina Fossilfunde, bei denen man an Rassenmischung denken möchte. Die Schädel zeigen vielfach, vor allen Dingen im Gesicht, die beschriebenen Negerkennzeichen; der Übergang von der Nase zur Stirn entspricht den Anforderungen aber nicht. Wir haben eine eingezogene Nasenwurzel und darüber einen vorgewölbten unteren Stirnteil. Heutige Neger aus denselben Gegenden haben

ganz ähnliche Schädelformen. Bei ihnen wissen wir aber geschichtlich oder können es auch an anderen körperlichen Merkmalen feststellen, daß sie aus europider und negrider Rassenmischung entstanden sind. Wir kennen den Wanderweg der Hamiten von Nordafrika aus nilaufwärts, durch Ostafrika bis zum Kap und dann wieder nordwärts bis Deutsch-Südwest; kulturell ist dieser Weg durch die dem eigentlichen Neger fremde Rinderzucht gekennzeichnet. Und überall, wo solche hamitischen Negermischlinge mit reinen Bantu-Negern zusammenkommen, sind sie die Herrenvölker. Aus Ost- und Südafrika haben wir aber schon zu Zeiten der Grimaldi-Funde Skelettreste, die wir ohne weiteres zu den Cro-Magnon-Menschen Europas stellen können. Dieser Eindruck wird noch dadurch verstärkt, daß wir die viel bewunderte Kunst aus der jüngeren Steinzeit Europas bis in den Süden Afrikas hinab wiederfinden. Hier haben sicher gleichartige Menschen sich auch rassengebunden-ähnlich künstlerisch betätigt.

Wo bleibt also der Neger? Sind die Schädel aus der jüngeren Altsteinzeit Afrikas, die negerische Merkmale in Verbindung mit europiden Kennzeichen aufweisen, die Reste von Rassenmischlingen, bei denen wir zufällig bisher immer nur die *eine* Komponente gefunden haben? Oder befinden wir uns erst in einer Zeit, wo die Ausbildung des heutigen Negers begann? Es war schon gesagt, daß die geologisch kurze Periode Menschengenerationen genug enthält, um die völlige Umwandlung in das typisch Negerische herbeizuführen. 50 000 Jahre enthalten fast 2000 Geschlechterfolgen; dagegen verschwinden auch unsere ältesten Stammbäume. Aber auch in Afrika ist *der* Neger nicht schlechthin *eine* Rasse. Pygmäen und Buschmänner weisen solche Unterschiede auf, daß man sie als besondere Rassen im großen negritischen Kreis ansehen muß. Es war auch versucht worden, in diesen Zwergen die Ur-Neger zu erblicken; aber wirkliche Beweise liegen dafür nicht vor. Der auf Fossilfunde gestützte Verdacht, Reste von Zwergen in Händen zu haben, geht auch nicht weiter zurück, als es für die Neger der Fall ist. Denn alle Berichte aus Afrika, den Homo sapiens in alteiszeitlichen Schichten gefunden zu haben und damit die Stammesgeschichte auf den Kopf zu stellen, haben die Probe für ihre Altersangabe nicht bestanden.

Nehmen wir alles zusammen, dann haben wir für Afrika ebenso wie für Asien und Europa die Tatsache, daß die menschliche Entwicklung bis zur Urmenschen- oder Neandertaler-Zeit, d. h. bis in die letzte große Vereisung hinein, in den Formen der mittleren Linie verläuft. Gegen Ende dieser letzten Eiszeit stoßen wir auf Skelette, die in mancher Beziehung Negeranzeichen erkennen lassen. Wir wagen nicht zu entscheiden, ob damit der „Neger“ beginnt. Für die beiden Grimaldi-Menschen aus der Kindergrotte, umgeben von europäischen Cro-Magnon-Menschen und der zugehörigen Aurignac-Kultur, liegen nicht genug Gründe vor, in ihnen Neger zu erblicken oder sie als Zeugen für den Ursprung der schwarzen Rasse zu nehmen. In Afrika selbst würde uns diese Annahme leichter fallen; aber da wir die Cro-Magnon-Menschen auch dort festgestellt haben, ist die Möglichkeit einer Rassenmischung gegeben. Noch fehlt uns ja mit eiszeitlichen Menschenfunden das innere und das westliche Afrika. Es wäre hier wirklich zu früh, wenn man, gestützt auf unsere bisherigen Ergebnisse, ein abschließendes Urteil geben wollte. Ausgedachte Hypothesen darüber, was alles möglich sein könnte, haben für die Rassenkunde keinen Zweck.

Aber der Neger hat mit Europa nichts zu tun; er ist das Produkt des schwarzen Erdteils, wenn wir auch noch nicht sagen können, wann und wo diese große menschliche Hauptrasse mit allen ihren Unterabteilungen entstanden ist. Und wenn wir an klassischer Fundstätte Europas, die sicher unsere eigenen Ahnen enthält, die Reste von Menschen finden, bei denen man zu der Vermutung geführt wurde, sie könnten irgendwie neger-rassisch sein, dann zeigt das, mit welchen Schwierigkeiten die Forschung nach der Entstehung der Menschenrassen verknüpft ist — Schwierigkeiten, an die man nicht denkt, wenn man die heute so klar unterschiedenen und einander gänzlich wesensfremden Hauptrassen der Menschheit nebeneinander sieht.

Nordischer Dreiklang

Von Werner Deubel

Vor hundert Jahren sproßten am Stamm unserer Kultur die neuen Zweige einer germanischen Mythologie und Sagenforschung, der deutschen Sprachwissenschaft, der Landschafts-, Volks- und Stammeskunde hervor, und es begann das sorgfältige Sammeln von Brauchtümern und Märchen, Volksbüchern und Volksliedern. In den Namen der Grimm, Görres, Creuzer, Arnim, Fouqué, Uhland, Clement, Riehl wandte sich der deutsche Geist leidenschaftlich dem eigenen Wurzelboden zu. Selbst das „Land der Griechen" verlor an Glanz und rückte fern, indes zum ersten Male sich die Blicke der Deutschen mit heimwehschwerer Inbrunst nach dem N o r d e n richteten.

Als Landschaft und germanisch geprägtes Volkstum e n t d e c k t wurde der Norden erst von Ernst Moritz Arndt, der vier Jahre in Schweden gewesen war und noch in seinem hohen Greisenalter die Erschütterung dieses Erlebens folgendermaßen geschildert hat: „Indem ich nun dieses nordischen Geistes und meines Zusammenlebens mit demselben in längst verschiedenen Tagen gedenke, überfällt mich gleichsam etwas Schamanisches, eine Verzückung und Entrückung; ich werde aus meinem deutschen Leibe heraus und in ein Leben zurückgerissen, welches ein sehr glückliches und reiches gewesen ist; es ist mir, als müßte ich die verrosteten Sporen wieder anschnallen und den weitausgreifenden Rappen meiner Jugend wieder satteln und durch die Zauberlieder und über die Berge des alten Nordens hingaloppieren." (Aus „E. M. Arndt, Nordische Volkskunde". Herausgegeben von Otto Huth. — Reclam.) „Was Arndt in Schweden entdeckte, war nicht weniger als e i n d a m a l s n o c h g e g e n w ä r t i g - l e b e n d i g e s G e r m a n i e n ... In Schweden fand Arndt alles das noch lebendig, was zu seinem großen Schmerze in Deutschland schon fast vernichtet war." (Otto Huth.)

Keine Fragestellung, die heute im Mittelpunkt unseres Erneuerungskampfes steht, fehlt im Umkreis der romantischen Kulturleistung. Von hundert Beispielen, die man anführen könnte, sei nur dies genannt, daß bereits Arndt ein E r b h o f g e s e t z gefordert hat. Es ist nur zu verständlich, daß in unserer Zeit, da man aus der Pflege der noch unversehrten Wurzelkraft die Blüte einer neuen völkischen Kultur erhofft, die Blicke sich w i e d e r nach Norden wenden, und zwar in erster Linie nach d e m Norden, der enger als Island und England durch politische und dichterische Überlieferung mit Deutschland verbunden ist: nach den drei skandinavischen Ländern Schweden, Norwegen und Dänemark.

Denn die englische Seele — das ist für uns Shakespeare. Aber Shakespeare ist heute längst zum Deutschen geworden und l e b t in uns weit unmittelbarer als in den heutigen Engländern. Der Weg nach Island hinwiederum führt über Norwegen, dessen Sprache sich zum Altisländischen verhält wie das Italienische zum alten Latein; wie wir denn der herrlichen Sammlung „Isländische Volkslieder" (Kallmeyer, Wolfenbüttel-Berlin 1929) von Jon Leifs mit Staunen entnehmen, daß uralte isländische Weisen heute noch in Norwegen gesungen werden.

Den sichtbaren Norden hat uns am umfassendsten der geniale Lichtbildner Kurt Hielscher in seinem Bildwerk „Dänemark, Schweden, Norwegen" erschlossen. Vom Daimon des Schauens getrieben, fühlt und wühlt er sich ein in Seele und Wesen der Länder, wie es sich ausdrückt in der unberührten Landschaft und in den Menschenwerken, in Bauernhäusern, Schlössern, Kirchen, Trachten, Geräten und Schnitzereien. Verträumte Sommerbilder wechseln mit der Herbstmelancholie und starrender Winterpracht, und in die Grundakkorde aus dem bäuerlichen und bürgerlichen Alltag mischt er die Hochklänge stolzer Herrensitze. Man hört vor seinen Bildern durch zerzauste Wipfel den Seewind strömen, hört das majestätische Schweigen der Eis- und Felswelt uralten Hochgebirgs und unter-



Abb. 1. Hünengrab in Schiffsform. Aus Hielscher, „Dänemark, Schweden, Norwegen". Mit Genehmigung des Verlags F. A. Brockhaus, Leipzig

weltlicher Fjordgewässer. Keiner hat so beredt wie Hielscher die A t m o s p h ä r e der Landschaft gespiegelt. Da singt das große Pathos einer Meeresküste, es duften birkenumschleierte Wiesengründe, und in dichterischer Feinfühligkeit schenkt uns sein Zauberauge ein sagenumwittertes Schloß nicht eher, als bis der rechte Wolkenhimmel es düster überleuchtet, so daß es wie eine Ballade zu tönen beginnt. Einen besonderen Sinn hat Hielscher für die stillen Dinge, die Runzeln alter Dächer oder schmaler Gassenpflaster, lichtdurchrieselte Laubwipfel und wettergebleichtes Plankenwerk, wuchernde Hecken und frierendes Kahlgeäst, — besonders aber für die Elemente der Steine und Gewässer, glattgewachsenes Urgefels und verwittertes Gemäuer, fahle Kreideklippen und lichtgemusterte Backsteinwände, dampfende Wasserfälle und eisige Bergseen, schilfige Weiher und schaumig anrauschende Brandung.

Durchwandert man mit witternder Seele diese Bilderwelt und versucht, den nordischen Dreiklang auseinanderzufalten, so offenbart sich, daß jeder seiner Töne eine andere verwandte Saite in uns zum Schwingen bringt und daß dennoch ihnen allen und unserer deutschen Empfindung das Eine, das Mythische und Rassische, gemeinsam ist.

N o r w e g e n — das ist Wikingerwelt, die aus Wappen und Seestraßen, Giebeln und Runen und den wandumkleideten Schiffsmasten der telemarkischen Holzkirchen zu uns spricht und heute noch wie ferner verwehter Schall aufgrüßt aus Ibsens „P e e r G y n t", aus den rassigen Weisen E d v a r d G r i e g s, des letzten Romantikers der Musik, ja selbst noch aus des weltbefahrenen H a m s u n wehmütigen Romanen — Wikingerwelt, wie wir sie seit zweihundert Jahren im Blute tragen, seit wir Nor-

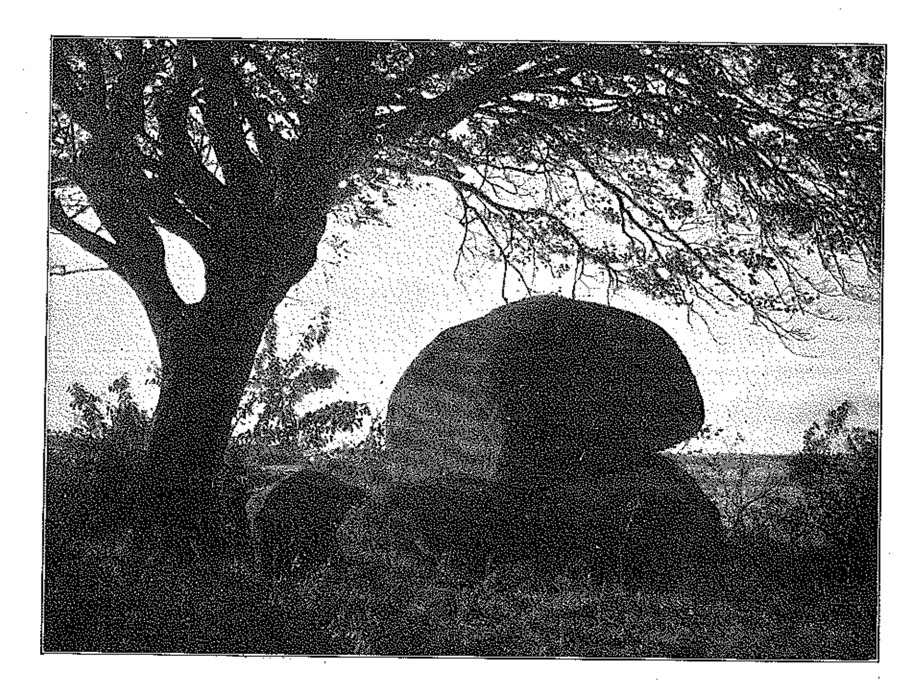


Abb. 2. Hünengrab bei Svester Svenstrup. Aus Hielscher, „Dänemark, Schweden, Norwegen". Mit Genehmigung des Verlags F. A. Brockhaus, Leipzig

wegen, das trotzige Felsland „Lochlin" mit seinen von Lanzenprall, Schwerthieb und Totenklage umklungenen uralten Herrschersitzen Uthorno und Gormal, aus Ossians wilden Gesängen kennen und wie wir sie gelebt haben in den meeresfernen Todesfesten unserer Marine im Großen Kriege.

Wenngleich die deutsche Hanse bis in späte Zeit auch die norwegischen Küsten mitumfangen hat, so sehen wir doch die Schicksalsfäden deutlicher, mit denen uns die geschichtewebende Norne mit den nähergelegenen beiden anderen Ländern verbunden hat. Schweden, der älteste Staat Europas, das Stammland der Goten, ist die eigentliche germanische Völkerwiege. Zwischen den Küsten rings um die urtümliche Burgunderinsel Bornholm spannt das ruhelos herüber- und hinüberkreuzende Weberschiff des gemeinsamen Rassegeschicks ein immer dichteres Geflecht von Bindungen und Beziehungen. Wohl grenzt das Danewerk, der alte Dänenwall längs der Eider, schon in frühen Zeiten vom Norden jenes Deutsche Reich der Mitte ab, in dem fürder bis auf den heutigen Tag nicht nur das germanische Schicksal geformt wird, sondern das für den ganzen Erdteil die Entscheidungen in sich auszutragen hat.

Aber wieder und wieder sehen wir die skandinavischen Länder in den bald düster, bald sieghaft leuchtenden Schicksalswirbel des ringenden „Reiches" hineingerissen werden und mit um das Geheimnis kreisen. Hessische und Holsteiner Fürsten, Pommern, Oldenburger, Mecklenburger und Wittelsbacher werden nach Norden gerufen und walten auf dänischen und schwedischen Thronen. In der Hoffnung auf eine rassisch-gemeinsame, neue Germanenreligion gehen die nordischen Staaten geschlossen zur lutherischen Freiheitslehre über. Zweimal, unter dem Wasa Gustav Adolf und dem Pfalz-Zweibrücker Karl dem Zwölften, erscheinen Schweden wehrhaft mitten im Reich, um das Hinwelkende aus den Unheilshänden der Habsburger zu reißen. Aber beide Male spricht die Gottheit ein vernehmliches Nein. Dem, der bestimmt ist, ein Schicksal zu erfüllen, kann man es tragen helfen; abnehmen kann es ihm keiner. Das ist der Sinn der Bruderschlacht von Fehrbellin. Gleichwohl — sehen wir im Standbild am Stockholmer Schloß den zwölften Karl, den Pallasch in der Faust, groß wie eine Sagengestalt, aufgereckt vorm hellen Wolkenhimmel stehen — die Ferne, in die gebietend und voll heroischer Sehnsucht seine hocherhobene Linke weist, ist auch unsere Ferne, unser geheimes Wanderziel. Alles, was an heldischem Glanz und äußersten Möglichkeiten im schwedischen Volke lebt, ist einmal und nie wieder Gestalt und Wirklichkeit geworden unter diesem einen König. Die Schweden wissen es; ihr letzter Dichter, Werner von Heidenstam, hat es seherhaft ausgesprochen.

Seitdem ist Schweden in den Schatten zurückgesunken; der „jüdische Schwarzalb" sät sein Gift in das noch immer arglose Land. Die Seele Schwedens schläft tief in den endlosen Wäldern, in den Bauten von Stockholm (dieser neben Paris letzten Blüte europäischer Hochkultur), in dem Schiffsgrab von Kaseberga, in den Wasserburgen von Örebro und Vadstena, in den Mauern und Türmen der alten Goten-, Hansa- und Piratenfestung Wisby, in den öden Bergmarken des hohen Nordens, in den Königshünengräbern von Uppsala; und lebt nur noch in den geisterhaften Sagenbildern, die vor dem völligen Entschwinden festzuhalten in letzter Stunde die große Dichterin Selma Lagerlöf bestimmt war.

Alle Flüsse Norwegens stürzen ins Weltmeer, alle Ströme Schwedens suchen die Ostsee. Beide Wasserwelten vereint haben Dänemark geprägt. Zwischen dem geschichtlichen Ostrand, der in Schlössern und Häfen und Festungen und Ruinen von menschlichen Schicksalen, Königen und Kriegen kündet, und der sturmverwehten Dünenküste zwischen Fanö und Skagen dehnt sich das Land der Inseln wie ein ungeheurer Garten, leise leuchtend in gedämpften Farben und überschleiert von einem unfaßbaren Duft von Sehnsucht und Trauer. Rinnendes Licht und raunende Schatten weben Märchenluft um die stillen Städtchen und die schwandurchfurchten Traumseen, in denen sich die rötlichen Ziegelmauern, die schlanken Türme und grünen Kupferdächer der edlen Schlösser spiegeln.

Dänemark ist uns das Land Niels Lyhnes und der Maria Grubbe. Wir schmekken seinen Seewind, riechen

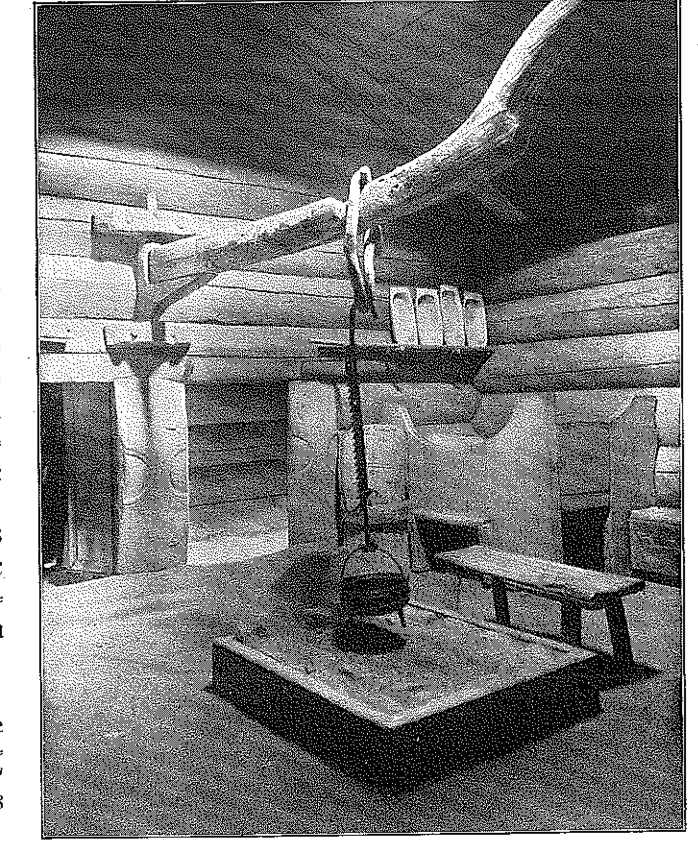


Abb. 3. Oslo Bygdoy, Herdstube aus Setesdal. Aus Hielscher, „Dänemark, Schweden, Norwegen." Mit Genehmigung des Verlags F. A. Brockhaus, Leipzig

den verwehten Rauch seiner Dächer, atmen seinen Duft von Wiesen und Teichen. Wir denken an Andersens reichgesponnene Märchenwelt, wir sagen: Jens Peter Jakobsen — das ist Dänemark, voll Schicksal und Süße und ahnender Schwermut des Welkens, wie sie förmlich greifbar um das alte Königsschloß von Kronborg weht, von dessen Terrasse einst in grauen Zeiten der unsterbliche Dänenprinz umdunkelten Blicks hinaussah auf den ruhelosen, hochüberwölkten Sund — jener Hamlet, von dessen Gestalt wir Deutschen nicht loskommen, weil wir in ihm unser eigenes Geheimnis rätselhaft gespiegelt finden.

Zwar hat uns die Zeit und das Schicksal stählern gehämmert, aber im letzten Jahrhundert zerklaffte verhängnisvoll unser Wesen in Traum und Tat. Was von Wikingerwillen in uns lebte, ergoß sich verführt in die Unternehmerwelt der Zahlen und Maschinen, deren macht- und fortschrittseliger Lärm jenes Wiedererblühen der deutschen Seele, jene Welt beschwörender Gedichte und Gesichte, der völkischen Träume und kühnen Entwürfe unserer revolutionärsten Epoche von Sturm und Drang bis zur Romantik erbarmungslos zerschlagen hat. Oder nur verschüttet —?

Heute, da im Sinne der deutschen Kulturrevolution die Notwendigkeit der „Umwertung aller Werte" vom Führer bis zum letzten Volksgenossen alle Deutschen ergriffen hat — heute, da wir einer Fahne schwören, deren Zeichen das heilige Sinnbild der ewigen Erneuerungskraft des Lebens und der Seele ist, da wir der europäischen Zersetzung Halt gebieten im Namen der altehrwürdigsten Werte, die es gibt, im Namen der Landschaft und der Rasse — sollten wir nicht hoffen dürfen, gerade jener alte, unerloschene Wikingerwille wenigstens der besten Volksteile werde nicht nur mehr gebannt in den Zahlenwirbel der toten Sachen, der Unternehmungen und Gründungen, des erdausbeutenden Macht- und Besitzerwerbs hinüberblicken, sondern im Zeichen der deutschen Kulturerneuerung die Kluft endlich schließen, die großen Baupläne der Romantik vollenden und sich der höchsten Aufgabe widmen, alle jene damals in der Blüte erstickten Wiedererneuerungs- und Wachstumskräfte zu Frucht und Reife aufzupflegen? Dann würde der alten Hamletklage:

Die Zeit ist aus den Fugen: Schmach und Gram
Daß ich zur Welt, sie einzurichten, kam,

heute aus deutschem Raum klarer und vernehmlicher denn je die Schicksalsfrage der Hölderlinverse antworten:

Du Land des hohen ernsteren Genius!
Du Land der Liebe! Bin ich der Deine schon,
Oft zürnt' ich weinend, daß du immer
Blöde die eigne Seele leugnest . . .
Oder kommt, wie der Strahl aus dem Gewölke kommt,
Aus Gedanken die Tat? Leben die Bücher bald?

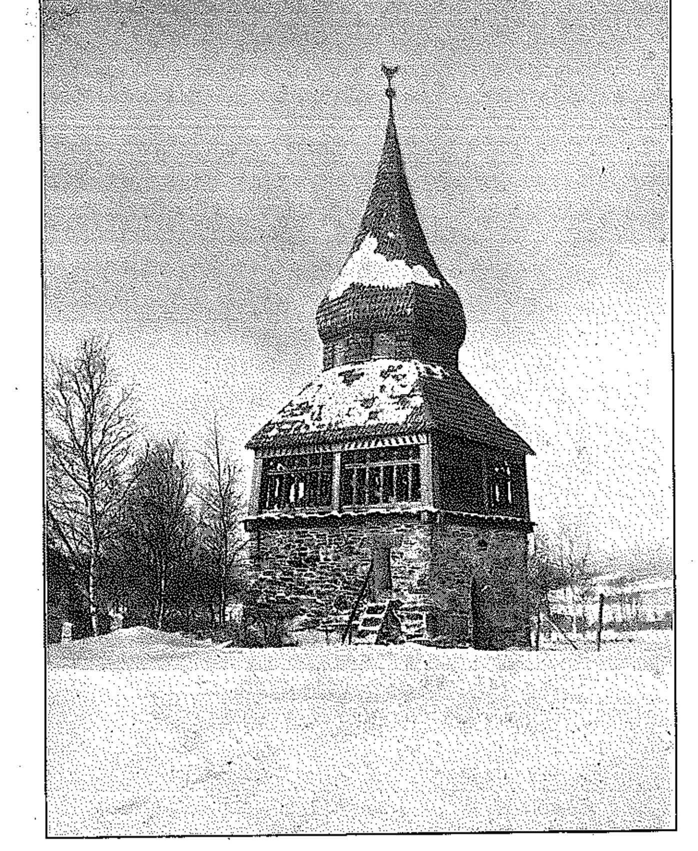


Abb. 4. Are (Jämtland). Glockenturm. Aus Hielscher, „Dänemark, Schweden, Norwegen." Mit Genehmigung des Verlags F. A. Brockhaus, Leipzig



Abb. 5. Stockholm, Königliches Schloß, Denkmal Karls XII. Aus Hielscher, „Dänemark, Schweden, Norwegen." Mit Genehmigung des Verlags F. A. Brockhaus, Leipzig

Drei Steinzeitgräber Schleswig-Holsteins

Von Freerk Haye Hamkens

Um vorgeschichtlich bedeutsame Stätten, besonders um Gräber, gehen oft Sagen oder Flurnamen, die verraten, daß diese Orte einst besondere Bedeutung genossen haben. Nicht oft sind solche Sagen zu erklären oder ist der geschichtlich richtige Kern zu erkennen. Manchmal aber geben Grabungen eine überraschende Bestätigung des Überlieferten. Wohl der bekannteste solcher Funde ist das Königsgrab von Seddin, wo der dreifache Sarg des Königs Hinz tatsächlich gefunden und als dem Ende der Bronzezeit zugehörig erkannt wurde. Ebenso traf eine Reihe anderer von der Sage berichteter Einzelzüge zu. Ähnlich



Abb. 1. Dronningshoi bei Schuby, Kreis Schleswig, von Norden
Aufn. F. H. Hamkens

steht es um den Silberkessel von Pekatel; auch hier bewahrte die Volksüberlieferung durch Jahrtausende das Wissen von dem kostbaren Schmiedewerk.

In Schleswig-Holstein finden sich gleich bedeutsame, wenn auch kaum bekannte Stätten, von denen eine in unmittelbarer Nähe der alten Landeshauptstadt Schleswig gelegen ist. Es ist das der Dronningshoi.

Er liegt am Deckerkrug bei Schuby. Die Abbildung 1 zeigt seinen jetzigen Zustand. — Der Name Dronningshoi ist dänisch und lautet in deutscher Übersetzung „Königinhügel". Diese Bezeichnung wird durch eine Sage begründet, die Karl Müllenhoff in seinen „Sagen, Märchen und Lieder der Herzogthümer Schleswig Holstein und Lauenburg", Kiel 1845, Seite 19, Nr. XVI, 2, mitteilt. Sie lautet:

Am Deckerkruge bei Schuby, in der Nähe der Lohheide bei Schleswig, ist ein kleiner Hügel, den man Dronningshoi nennt. Er ist von Soldaten aufgeworfen, indem sie die Erde in ihren Helmen zusammentrugen. Hier hat die swarte Margret einmal einen anderen Fürsten erschlagen.

Sie hatte nämlich Krieg mit ihm. Aber da sie sah, daß es ihr nicht gut gehen werde, schickte die alte listige Frau zu ihm und ließ ihm sagen, es wäre doch unrecht, daß so viele tapfre Leute um ihretwillen sterben sollten; besser wäre es, daß sie und er allein ihren Streit ausmachten. Der Fürst dachte mit der Frau wohl auszukommen und nahm das Anerbieten an. Als sie nun miteinander fochten, sagte die Königin zu ihm, er möchte ihr doch einen Augenblick Zeit geben, sie wolle nur ihre Sturmhaube, wie man sie damals trug, ein wenig fester binden. Der Fürst erlaubte ihr das; sie aber sagte, daß sie ihm doch nicht trauen dürfte, wenn er nicht seinen Degen bis an die Parierstange in den Grund stecke. Auch das tat der Prinz. Aber da ging sie auf ihn los und schlug ihm den Kopf ab.

Er ist in Dronningshoi begraben, und die Leute, die dabei wohnen, haben ihn noch oft sitzen sehen vor einer silbernen Tafel mit einem silbernen Teetopf, einer silbernen Milchkanne und einer silbernen Tasse.

Die erwähnte „swarte Margret" ist nach Müllenhoff gestorben 1283; Splieth erläutert sie näher als Margareta Sambiria, 1282 gestorben und in Doberan begraben. Da aber in allen Sagen die swarte Margret eine Königin von Dänemark genannt wird, so müssen wir sie in die Zeit von 1353 bis 1412 setzen. Sie ist unstreitig die bedeutendste Frauengestalt der schleswig-holsteinischen und skandinavischen Geschichte. Es ist deshalb nicht verwunderlich, wenn zahlreiche Sagen von ihr erzählt oder an ihren Namen gehängt wurden.

Den Namen „Dronningshoi" kennt auch schon Paulus Cypraeus (1536—1609). Er gibt auch schon in seinen Annales episcoporum Slesvicensium auf Seite 276 die von Müllenhoff angeführte Sage, daß der Hügel von Kriegern aufgeschüttet wurde, die die Erde dazu in ihren Helmen herbeigetragen haben.

Im Jahre 1886 wurde der Dronningshoi von Wilhelm Splieth ausgegraben, der darüber in der „Zeitschrift für Schleswig-Holstein-Lauenburgische Geschichte" im 16. Band, 1886, Seiten 429/435 berichtete. Seine dort gegebenen Ausführungen, denen auch Abbildung 2 entnommen ist, liegen dem nachstehenden gekürzten Grabungsbericht zugrunde.

Höhe und Umfang des Hügels waren nicht mehr zu ermitteln, weil beträchtliche Erdmassen im Laufe der Jahre zu Wegearbeiten abgefahren waren. Die einstige Höhe läßt sich berechnen nach dem Umstand, daß man früher von seiner Spitze über das benachbarte Haus sehen konnte. Sie muß 8—9 m betragen haben. — Der jetzige Durchmesser ist 30 m; der frühere ist unbekannt.

Veranlassung zur Grabung waren mehrere Funde: 1885 fanden sich 3 m über dem Urboden und 2 m östlich des Mittelpunktes in einem aufgeschichteten Steinhaufen zwei zertrümmerte Zierplatten aus Bronze mit Stachel an der Oberseite und Querriegel unten, wie Abb. 336 in J. Mestorf, „Vorgeschichtliche Altertümer aus Schleswig-Holstein". Daneben lag ein prismatischer 9 cm langer Flintspan. Knochen wurden nicht bemerkt; es fand sich aber eine schwarze fettige Masse, die als letzte Spur der im Steinhaufen bestatteten Leiche angesprochen wurde. — An einer anderen Stelle wurde unter herausgeworfener Erde das 13,5 cm lange Blatt eines Flintspeeres gefunden.

Die Grabung wurde in der Mitte des Hügels begonnen, weil dort in Spatenstichtiefe zahlreiche Steine festgestellt waren. Der Grabbau, noch 1,50 m über dem Urboden liegend, war etwa 1 m hoch und aus rundlichen Steinen von Faust- bis Kopfgröße errichtet. Einige Steine erreichten ein Gewicht bis zu 50 kg. Der stiel-

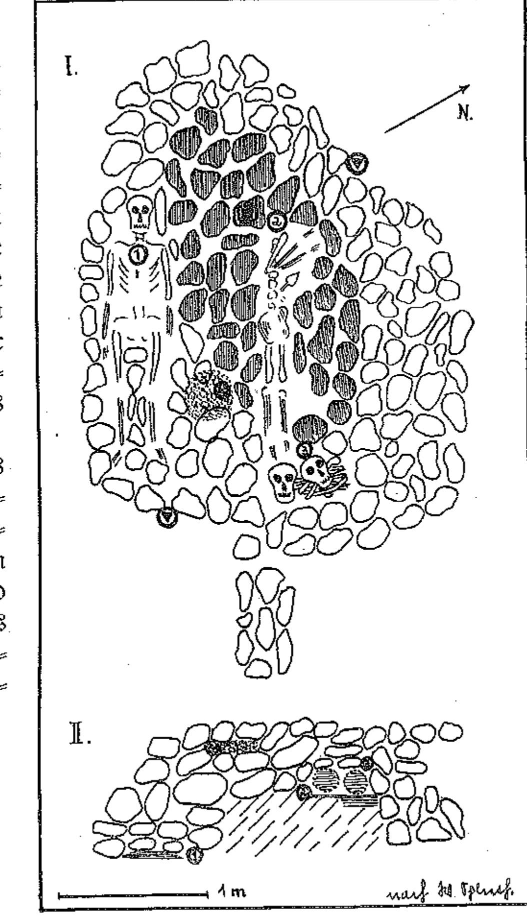


Abb. 2. Grabungsplan vom Dronningshoi
1. Zuerst gefundenes Skelett
2. enthauptetes Skelett
3. Knochenhaufen mit Schädel
4. Aschenschicht
5. ⊙ Bronzering
Ⓐ Steinzeitliche Scherben

artige Ansatz im Südosten bestand aus nur einer Steinschicht. Die etwa 1 m über der Sohle des Baues lag. Die äußeren Steine lagen in reinem gelblichen Sand, der sich scharf von der gemischten grauen Erde des Hügels abhob. Der fertige Steinbau wird an den Seiten, nicht aber oben, mit gelbem Sand bedeckt worden sein, eine Beobachtung, die Splieth damals schon an einer Reihe ähnlicher Bestattungen gemacht hatte.

Auf dem Steinbau lag in der durch Strichelung angegebenen Ausdehnung eine Schicht Eichenholz von 1—2 cm Stärke. In der Holzmasse fand sich ein 11,5 cm langer Bronzegegenstand von der Form einer zum Halbkreis verbogenen Nadel; er war von lockerem, gelblichem Pulver, wahrscheinlich Leder, umgeben. Splieth sieht in ihm das Bruchstück eines Ringes, wie Abb. 330 bei Mestorf a. a. O.

Nach Entfernung der Holzreste wurde der Steinhaufen abgehoben und bei (4) eine 3 cm dicke Kohlenschicht gefunden.

Dann wurde das mit (1) bezeichnete Skelett freigelegt. Es war so von den Steinen zerdrückt, daß es sich nicht heben ließ. In der Gegend der rechten Schulter wurden Lederreste bemerkt. Bei der Bestattung hatte man kleinere Steine unmittelbar auf die Leiche gelegt, so daß noch Knochenteile daran hafteten, dann erst größere zum weiteren Aufbau des Grabes benutzt.

60 cm nach Osten lag ein zweites Skelett (2), ebenfalls sehr schlecht erhalten, in der aus dem Plan ersichtlichen Lage auf einer 50 cm starken Sandschicht. Der Schädel lag zu Füßen der Leiche, auf der Brust des Skelettes ein Flintspeer, wie Abb. 73 bei Mestorf a. a. O.

Unmittelbar neben Schädel 2 wurde ein dritter auf einem dicht zusammengepreßten Knochenhaufen freigelegt. Es erscheint ausgeschlossen, daß die Leiche etwa als Hocker beigesetzt wurde und später zusammengesunken ist. Der Steinbau ist an dieser Stelle knapp 50 cm hoch und zeigt keinerlei Hohlraum. Die Knochen müssen also in der Lage eingehügelt sein, in der sie gefunden wurden.

Es liegt die Vermutung nahe, daß auch der Schädel 2 zu den Knochen gehören könnte. Die Untersuchung ergab aber, daß die Knochenreste unter Schädel 3 von nur einem Menschen sind. Da ferner bei Skelett 2 der Schädel fehlt, auch Knochenreste oder ähnliches an der Stelle, wo er gesucht werden muß, nicht zu finden waren, so muß angenommen werden, daß der zu seinen Füßen liegende Schädel 2 zu ihm gehört. Leider war bei dem mangelhaften Erhaltungszustand nicht zu erkennen, auf welche Weise Körper und Schädel getrennt wurden.

Sämtliche drei Bestattungen sind zur gleichen Zeit eingehügelt worden. Die gleichmäßige Aufschichtung des Steinbaues, die regelmäßige Verteilung der Erdschichten und die ungestörte Lage des umgebenden gelben Sandes sprechen dafür. Gestörte Schichten sind in dem Aufbau des Hügels nicht zu erkennen. — Zeitlich gehört das Grab an die Grenze zwischen Stein- und Bronzezeit; denn neben dem erwähnten Bronzegegenstand und den Steinwaffen fanden sich an den mit einem Dreieck bezeichneten Stellen eindeutig steinzeitliche Scherben.

Die Grabung ergab also einwandfrei die Richtigkeit der Überlieferung, daß in diesem Hügel ein enthaupteter Mann beigesetzt worden ist. Da das Grab ans Ende der Steinzeit gesetzt wird, überdauerte die Sage vier Jahrtausende. Es ist nicht ausgeschlossen, daß eine der drei Bestattungen eine Frau geborgen hat, die vielleicht in einem Zusammenhang mit der Enthauptung steht. Die merkwürdige Bestattung 3 verrät jedenfalls, daß durch die Grabung längst nicht alles geklärt werden konnte.

Die Kunde von der enthaupteten Leiche verbreitete sich ziemlich rasch in der Gegend, und nun wurde erzählt, daß die Leiche 1 die der Königin Margarete sei. Sie habe aus Reue über ihre Tat verfügt, an der Seite des von ihr getöteten Fürsten bestattet zu werden, und dieser Wunsch sei ihr erfüllt worden.

(Schluß folgt.)

Schlange und Herz als Sinnbild

Von Misch Orend

Die Sage erzählt von der Schlange, die Midgard umgibt. Schlange und Welle wird gleichgesetzt für Meer und Wasser. Zu den Grundbedingungen des Erdenlebens gehört das Wasser. Ohne Wasser kann weder Tier noch Mensch noch Pflanze gedeihen. Daher gehört wie Licht und Wärme auch das Wasser zu den geweihten Dingen. Die Verleiblichung fand diese Anschauung in den Elfen, also in den Quell- und Flußgeistern, die in dichterischer Gestaltung nie aufgehört haben, ihre Rolle zu spielen.

Wie der Bauernhof mit Vorliebe an einer ergiebigen Quelle angelegt wurde, so auch das Dorf. Denn eine Bauernwirtschaft ist ohne Wasser für Mensch und Vieh schlechterdings nicht denkbar. Aber auch der Pflanzenbau erfordert Feuchtigkeit und den Träger der Feuchtigkeit, das Erdreich.

Somit ist mit dem Wasser auch das Erdreich als Träger und Gefäß des Wassers mitgenannt, denn auch die Erde ist unfruchtbar und ohne Leben, wo das Wasser und die Feuchtigkeit fehlen. Damit ist innerhalb des Erdreiches das Wasser Vorbedingung für die Entfaltung des Lebens. Tier und Mensch bewegen sich und suchen die Quellwasser auf, um den Durst zu stillen; die Pflanze verkümmert an trockenen Orten, und der Samen kann hier nicht keimen.

Und wie das Blut durch den Leib strömt, so der Saft durch die Gewächse. Saft und Blut aber ergänzen sich aus dem Wasser der Erde. Und gleich den Blut- und Saftadern durchströmen die Erde Quellen, Bäche und Flüsse als ihre Blut- und Saftadern, die allem Leben auf der Erde zur Entfaltung dienen.

Vor der zerstörenden Macht des Feuers und der Dürre schützt allein das Wasser. Der sengende Sonnenbrand, der das Erdreich zu Sand und Staub brennt, zerstört alles keimende Leben, erst Wasser und Regen bringen die Gegenkräfte, die der Zerstörung und Abtötung des Lebens Einhalt gebieten können.

Somit bildet das Wasser die Gegenkräfte gegen Feuer und Sonne, wo beide im Übermaß wirken. Es bildet sie auch dadurch, daß es als Nebel aus den Tälern steigt und als Wolke Schatten spendet und in der Dürrezeit Regen, so daß der Kreislauf in alle Ewigkeit kein Ende nimmt.

Dieser Kreislauf des Wassers erst gibt die Gewähr, daß die Quellen fließen, daß Bäche und Flüsse ihre Gewässer durch das Gelände führen und daß dadurch Bäume und Pflanzen aus dem hochsteigenden Grundwasser auch in Zeiten, wo es keinen Regen gibt, die nötige Fruchtbarkeit erhalten.

Dieser Kreislauf ist aber nur die große Wiederholung des Kreislaufs in Pflanze und Tier, wo Blut und Saft dieselben Dienste tun wie die Wasseradern im Erdreich. Diese Gleichheit wieder hindert den Menschen, sich etwa außerhalb des Geschehens auf der Erde zu stellen und kraft seines Denkens und Erkennens sich als Ausnahme zu empfinden.

Wie Pflanze und Tier ist der Mensch von dem Kreislauf des Wassers abhängig. Wie in Pflanze und Tier kreist in ihm das Blut in gleicher Weise durch seine Adern, wie die Wasseradern das Erdreich durchströmen. Dieses Wissen, daß das Wasser eine andere Vorbedingung für das Leben ist, führte dazu, daß das Wasser dort, wo es als Quell ans Licht tritt, geweiht ist, daß die Brunnen geschützt sind, daß

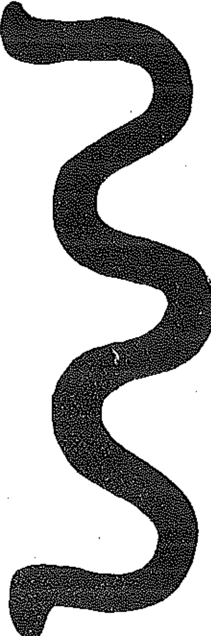


Abb. 1. Gemeindemarke und Viehbrandzeichen von Pruden. 1826

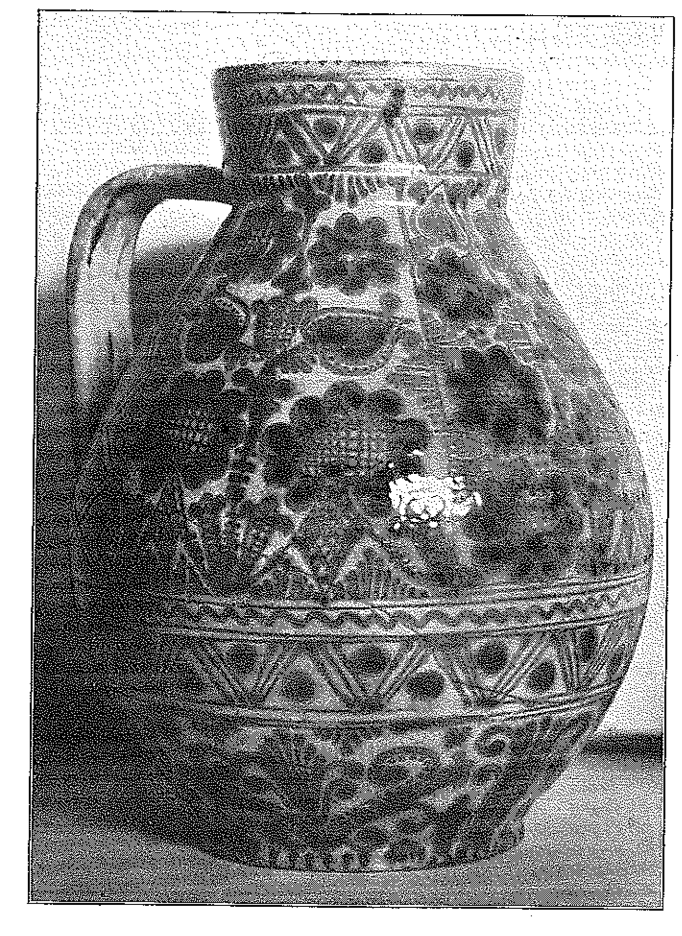


Abb. 2. Blau-weißer Tonkrug mit Wellenlinie und Zickzackstreifen, außerdem mit Blumensträußen verziert. (18. Jhdt.)

um sie allerlei Brauchtum sich rankt, denn in ihnen wohnt heute noch die „Brunnenfrau" oder „Hackelfrau". Das Verunreinigen der Brunnen ist im Gemeinschaftsleben des Volkes noch heute eine der schwersten Missetaten, und als „Brunnenvergiftung" ist die Scheußlichkeit solchen und ähnlichen Tuns zum gebräuchlichsten bildhaften Ausdruck der deutschen Sprache geworden.

Noch vor wenigen Jahren war das Reinigen der Feldbrunnen und das Fassen von neuen Quellen die Aufgabe der dörflichen Bruderschaft in den deutschen Dörfern Siebenbürgens, und der Ausritt dazu gehörte mit zu dem mannigfachen Frühlingsbrauchtum des Dorflebens. An den Quellen und Feldbrunnen wurde ein junger Baum aufgesteckt, dessen Krone zu einem Kranz oder Rad geflochten wurde. So sehr die Nützlichkeit bei solchem Tun heute vorwiegt, ein Rest heiliger Handlung ist geblieben und wird — erstarrt im Brauchtum — dort empfunden, wo dies Brauchtum heute noch gepflegt wird.

Wie die Quellen und Brunnen ihre besonderen Namen haben, so ranken sich um sie Sagen und Mären, die oft einen mystischen Hintergrund haben und Märchen- und Sagenform überliefern, was einst Schau und Wissen in dichterische Form gelegt hatten. Das Bewußtsein aber, daß das Wasser als Lebenswasser geweiht ist, lebt im Bauerntum weiter und bezeugt damit, daß diese Erkenntnis mit zum altüberlieferten Weistum gehört.

Das Wasser ist lebenerhaltend, solange es von der Sonne erwärmt wird und im kühlen Erdreich seinen Kreislauf nimmt. Es ist jedoch lebenstörend, wenn es als Hagel und Schauer im Sturme daherfährt und niederschlägt, was mit seiner Hilfe hochwuchs.

Noch stärker lebenhemmend ist es, wenn die Sonne nicht Kraft genug hat, die Eisriesen zurückzudrängen und wenn das Wasser als Eis und Schnee sich über die Erde legt und das keimende Leben in der Winterstarre hält. Und was nicht festgefügt ist, in das dringt das Wasser ein und sprengt es beim Gefrieren auseinander. Und so wirken Winter für Winter die zerstörenden Kräfte des Wassers und reißen alles Morsche auf, so daß es bei den nächsten Sommersonnenstrahlen zu Staub zerfällt.

Eis, Schnee und Kälte zwingen Mensch und Tier, sich ein schützendes Heim zu schaffen,

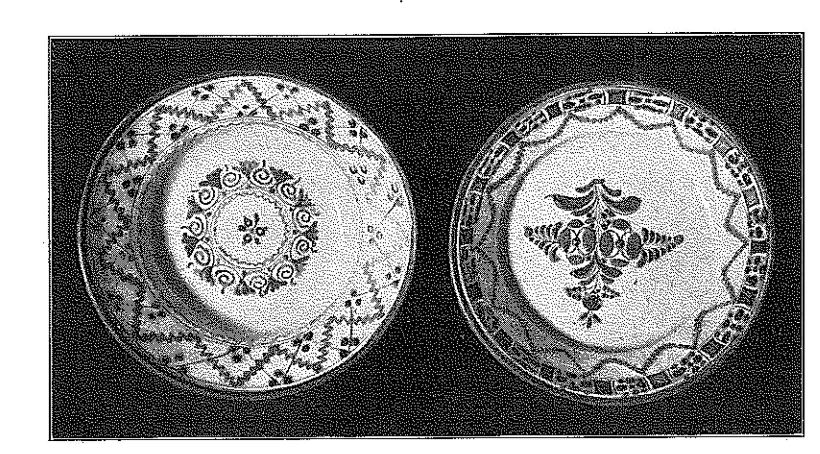


Abb. 3. Tonteller mit Zickzackstreifen auf dem Rand. (Um 1800)

sich mit Vorräten zu versehen oder wärmere Länder aufzusuchen. Eis, Schnee und Kälte zwingen den Menschen, seinen Leib zu schützen, sich ein Kleid zu schaffen. Mit dem Heim und mit dem Kleid aber beginnt die Kunst, beginnt das Sinnen und Schaffen über das unbedingt Notwendige hinaus.

Wintersnot lehrte den Menschen haushalten, Vorräte zu sammeln, planmäßig vorzusorgen, lehrte den Menschen aber auch, Erkenntnisse zu verwerten und neue Erkenntnisse zu sammeln, um eben der Winternot, dem Kampf mit den Eisriesen zu widerstehen, bis die Sonne selber eingriff und im Frühling sie endgültig vertrieb.

Die aufbauenden Kräfte des Wassers können sich nur solange lebenfördernd auswirken, als sie unter der Ordnung der Sonnenkräfte stehen, sie zerstören wieder, sobald sie aus dieser Ordnung treten. Darum sind sie selbst nicht lebenschaffend, sondern nur lebenfördernd durch die Sonne.

Das Wasser hat an sich keine Gestalt, es empfängt die Gestalt erst von dem Gefäß, das es trägt, sei es das Bett des Baches oder Flusses, oder die Ufer des Sees. Dem Wasser fehlen die gestaltenden Kräfte, und es kann nur durch die Wärme der Sonne für das Leben wirksam werden. Die Wärme der Sonne bewirkt den Aufstieg als Nebel und die Bildung der Wolken aus dem Regen, der Kreislauf beginnt.

Ohne die Sonnenwärme und das Feuer erstarrt das Wasser zu Eis und Schnee, die lebentötend sind. Um so stärker werden die Ordnungskräfte der Sonne gesehen, durch die das Wasser lebenfördernd wirkt und die ihm die Bedeutung geben, die es für Pflanzen, Tiere und Menschen hat.

Das Sinnbild des Wassers ist die Schlange, ist die Wellen- und Zickzack-



Abb. 4. Unglasierte Ofenkachel mit Zickzackumrandung (14. Jhdt.)

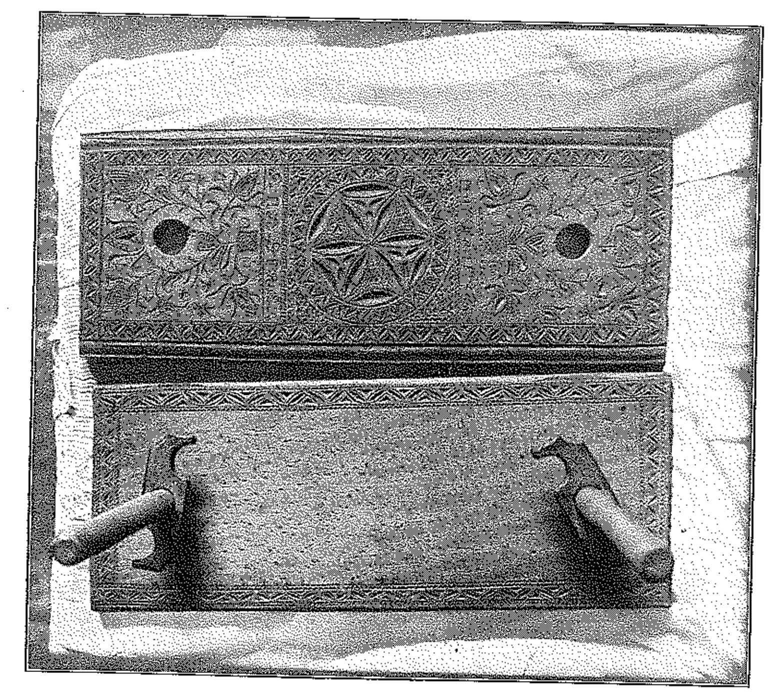


Abb. 5. Wäschepresse mit Zickzackstreifen als Umrandung, mit Sonnenrad und Blumenstrauß mit „Herzkern". 1872

linie. Seit der Steinzeit sind sie als Sinnbild und Verzierung im Gebrauch. Ganz besonders wurde die Zickzacklinie im Kerbschnitt gepflegt. Ton und Holz sind ihre Träger, von der Völkerwanderungszeit ab auch der Stein.

Wenn auch das Sinnbild des Wassers nicht die Bedeutung hatte wie die Sonnenzeichen, so ist es doch häufig genug gewesen, um bis heute in der Volkskunst nachzuwirken und in den verschiedensten Auflösungsformen immer wieder aufzutreten. Aber auch als Gemeindemarke und Viehbrandzeichen ist es bis heutigentags in mehreren deutschen Gemeinden im Gebrauch und zeigt damit, daß es mit zu den Sinnbildern gehört, mit denen sich unsere Vorfahren umgaben und mit denen sie ihr Eigentum gekennzeichnet wissen wollten.

Im Zickzackmuster des Kerbschnittes und im Wellengang hat es die frühen Formungen bewahrt. Hier hat sich in mehreren Jahrtausenden in Griff und Schnitt und in der Formung nichts geändert.

(Schluß folgt im nächsten Heft.)



Germanische Himmelskunde in der Treptower Sternwarte

Die seit dem 1. Juli 1936 unter der Schirmherrschaft von Oberbürgermeister und Stadtpräsident Dr. Lippert stehende Städtische Sternwarte zu Berlin-Treptow ist am 30. September 1937 durch Stadtschulrat Dr. Meinshausen ihrer neuen Bestimmung übergeben worden.

Gleichzeitig mit der Wiedereröffnung der Volkssternwarte, deren Aufgaben künftig in erster Linie auf dem Gebiet der Volks- und Lehrerbildung liegen sollen, ist der Öffentlichkeit eine Bilderschau „Germanische Himmelskunde" zugänglich gemacht worden. Die Sammlung lehnt sich eng an das bahnbrechende Werk von Otto Sigfrid Reuter an, ist aber in einigen Teilen noch durch neues Bildmaterial ergänzt worden. Die Ausstellung erhält ihren besonderen Wert durch die Tatsache, daß Herr Reuter in weitherziger Weise eine ganze Anzahl der von der Meisterhand seiner Gattin entworfenen Originalzeichnungen zur Verfügung gestellt hat, die seine „Germanische Himmelskunde" schmücken.

Des weiteren hat Herr Prof. Teudt zwei Vergrößerungen von den Externsteinen zum Geschenk gemacht, die der Bilderschau gleichermaßen einen äußeren Reiz verleihen. Beiden Herren dankt der Unterzeichnete auch an dieser Stelle für das Interesse und Wohlwollen, womit sie seine Arbeiten in jeder Hinsicht gefördert und ermöglicht haben.

Vorläufig umfaßt die Sammlung etwa 90 Bilder, die folgendermaßen gruppiert sind: Symbolisches, Germanisches Richtungsbild, Hakenkreuz, Stonehenge, Externsteine, Kriemhildenstuhl, Ahlhorner Kultstätten, Steinkreise zu Odry, Nordische Kalender, Volkstümliche Messungen, Oddi Helgason, Altnordische Schiffahrt, Vinland, Der Leitstern, Der Sternenhimmel.

Es ist beabsichtigt, die Bildersammlung zu einer dauernden Einrichtung und damit zu einer besonderen Aufgabe der Sternwarte zu machen. Die Ausstellung soll fortlaufend ergänzt und durch die Herstellung von Modellen usw. von den für die astronomische Ortung bedeutungsvollen Stätten erweitert werden. Vor allen Dingen aber wird man darauf bedacht sein, zielstrebig die Schulen an die germanische Himmelskunde heranzuführen, um in diesem Sinne für die Verbreitung des Wissens um den Hochstand der himmelskundlichen Kenntnisse unserer Vorfahren zu werben. Lehrer und Schüler sollen somit in der Treptower Sternwarte in dem uns zugewiesenen Rahmen eine Pflegestätte der germanischen Himmelskunde finden.

Berlin, im Oktober 1937.

Treptower Sternwarte.

Diedrich Wattenberg.

Die Bücherwaage

Martin Ninck, **Götter und Jenseitsglaube der Germanen.** Jena, Diederichs Verlag. 1937. 231 Seiten. Geh. 3,40 RM., Leinen 4,80 RM.

Im Verlag Diederichs erschien soeben dies neue Werk des rühmlichst bekannten Schweizer Gelehrten. Es enthält folgende Abschnitte: Naturgeister und Seelenwesen, Donar-Thor, Die Wanen, Balder, Die Göttinnen, Verdunkelte Götter, Loki, Die Schicksalsmächte, Wodan-Odin. Es ist also eine „germanische Mythologie", wenn wir ein Wort gebrauchen wollen, mit dem man solche Darstellungen früher zu bezeichnen pflegte.

Es ist leicht lesbar, in einem ausgezeichneten Deutsch geschrieben. Wir heben dies hervor, weil es leider nicht von vielen gelehrten Werken gesagt werden kann. Dabei ist es eine höchst gelehrte Arbeit, die ein weitschichtiges Quellenmaterial spielend meistert. Wir haben hier (1936, Seite 58ff.) Nincks großartiges Werk über den germanischen Hauptgott Wodan eine ebenso wissenschaftlich gründliche wie tiefdringende Untersuchung nennen können. Das gilt auch von der neuen Arbeit Nincks, die wir ebenfalls auf das lebhafteste begrüßen. Ihr großer Vorteil gegenüber den bisherigen germanischen Mythologien und Religionsgeschichten ergibt sich aus dem Umstand, daß der Verfasser die deutsche seelenkundliche Forschung kennt und ihre Befunde auszuwerten vermag. Nur wer das zugrunde liegende Erlebnis kennt, kann den Mythos und Kult verstehen.

Da sich vielleicht mancher an dem Wort „Jenseitsglaube" im Titel stößt, wollen wir einen Satz der Einführung, der den germanischen Glauben charakterisiert, wiedergeben. Er dürfte eindeutig sein und alle Bedenken beseitigen: „Das Jenseits liegt umfangen vom Diesseits, und das Diesseits mündet so ins Jenseits, daß schon im Leben und nicht erst im Tod ein Verkehr und Austausch herüber und hinüber stattfindet." — Da in der letzten Zeit viel über das Verhältnis von Thor und Odin, die beiden germanischen Hauptgötter, geredet wurde, möchten wir nachdrücklichst auf die Bemerkungen Nincks im Nachwort (S. 200) hinweisen. Da heißt es: „Daß beide Götter als zwar in sich verschiedene, aber aufeinander bezogene Uroffenbarungen des männlichen Geistes der Germanen gelten müßten, mochten einzelne Volksgruppen, Landschaften und Stände unterschiedlich auch mehr dem einen oder dem anderen zuneigen, wußte das Volk und anerkannten die Dichter, indem sie Thor den

wahren Hort Asgards, zwar als Gefolgsmann, aber sonst ebenbürtigen Partner neben Odin stellten und dem engen Verhältnis durch die Sohnschaft Thors einen tief bedeutsamen Ausdruck verliehen. Ohne Thor wäre der urkräftige Grundstamm nicht und ohne Odin nicht die vielseitige Erweiterung, die Verfeinerung und die Vertiefung, nicht der Heldenruhm — so dürfen wir hinzusetzen — eines Siegfrid und Dieterich und nicht der jetzt noch in Liedern und Sagen laut tönende Nachhall ihrer Taten." —

Nach Erscheinen des Wodan-Werkes Ninck's mußten wir beobachten, daß von Sachkenntnis gänzlich unbeschwerte Schreiberlinge die Arbeit herabzusetzen und zu beschimpfen sich erdreisteten. Wir wünschen, daß sich dieses beschämende Spiel nicht wiederholt. Dr. Otto Huth.

Vilmar, **Geschichte der deutschen Nationalliteratur,** neubearbeitet und bis 1936 fortgeführt von Joh. Rohr. Berlin 1936. Safari-Verlag. 2. Auflage. 448 Seiten, Leinen 4,80 RM.

Die Neuausgabe von Vilmars zuerst 1845 erschienener Literaturgeschichte ist zu begrüßen; sie ist heute noch lesenswert wegen der selbständigen Auffassung des Verfassers, die viele Anregungen zu geben vermag. Die Fortführung von Rohr dagegen, die bei Klopstock beginnt, kann uns trotz mancher guten Ansätze nicht gefallen. Enke.

Johannes Kulp, **Arndt als christlich-völkischer Dichter.** Leipzig 1937. Schlößmann's Verlagsbuchhandlung. 1,50 RM.

Der Verfasser, ein Wuppertaler Pfarrer, sucht Ernst Moritz Arndt für das evangelische Gesangbuch zu retten. Man kann ja verstehen, daß Arndt den Geistlichen inzwischen unheimlich geworden ist. Wir waren alle überrascht, als uns dieser Mann — vor allem durch Hans Kerns Bemühungen — bekannt wurde. Heute werden seine Werke endlich gelesen: Germanien und Europa, Geist der Zeit, Briefe an Freunde — alles Werke, die für unsere Zeit geschrieben zu sein scheinen. Auch der Volks- und Rassenkundler Arndt ist endlich zu Ehren gekommen. Und da versucht ein Pfarrer, Arndt wieder auf das Format des Kirchengesangbuchs zurechtzustutzen. Diesen frommen Ernst Moritz Arndt haben wir ja immer gekannt, und es schien uns daher zunächst unglaubwürdig, als wir davon hörten, Arndt müsse man lesen. Inzwischen aber ist der „unbekannte Arndt" bekanntgeworden. Es kann daher heute nur noch Mitleid erregen, wenn jemand — wie im Falle der vorliegenden Arndt-Schrift — mit solchen vergeblichen Bemühungen hervortritt. Huth.

Herbert Jankuhn, **Haithabu, eine germanische Stadt der Frühzeit.** Neumünster i. H. 1937. K. Wachholtz-Verlag. 140 S., 145 Abb. und 3 Pläne. 5,— RM.

Die Grabungen in Haithabu-Schleswig gehören zu den ergebnisreichsten der letzten Jahre. Jankuhns Darstellung, die die bisherigen Forschungsergebnisse verarbeitet, ist eine schöne Einführung in die Kultur der germanischen Wikingerzeit überhaupt. Das Werk, das hervorragend ausgestattet ist, bedeutet eine wertvolle Bereicherung des germanenkundlichen Schrifttums.

Dr. O. Huth.

Germanische Vorzeit Schlesiens, Junge Wissenschaft im Osten, Heft 1. Breslau 1937. Priebatsch's Buchhandlung. 48 S., 23 Abb. und 2 Tafeln, 11 Karten.

Diese klare und übersichtliche Darstellung der Vorzeit Schlesiens ist von der Kameradschaft studierender Vorgeschichtler der Universität Breslau in Gemeinschaftsarbeit verfaßt. Sie ist eine fleißige Arbeit, die als Einführung in die vielfältigen Forschungen der rührigen schlesischen Vorgeschichtler sehr empfohlen werden kann. Dr. O. Huth

Rudolf Fischer und Friedrich Heiß, **Die Entdeckung des Volkes.** Berlin 1936. Volk und Reich-Verlag. 92 Seiten. 3,50 RM.

Die kurze Schrift enthält acht Arbeiten verschiedener Verfasser, denen die Schriftleiter der Zeitschrift „Volk und Reich", die als Herausgeber zeichnen, eine sehr bedeutsame Einleitung voranstellen. Die Arbeiten führen in die viel zu wenig beachtete politische Wirkung der deutschen Romantik auf die Nachbarvölker des Ostens, Südostens und Nordens ein. Die Herausgeber sagen in der Einleitung darüber: „Alle Forschungen über die Wirkungen der deutschen Romantik in der übrigen Welt hafteten allzulange am rein Literarischen und Ästhetischen. Der weitaus bedeutendste Teil dieser Wirkungen liegt aber im Politischen." Unter den Beiträgen heben wir als besonders wichtig heraus: M. H. Boehm, „Der deutsche Volkstumsgedanke und der Osten", und Richard Wolfram, „E. M. Arndt und Schweden". Dr. O. Huth.

Schlesien. Mit einer Einleitung von Hermann Stehr. 64 Abb. Bielefeld 1937. Velhagen & Klasing-Verlag. 3,50 RM.

Der neue Band der „Gelben Landschaftsbücher" wird allgemeinen Beifall finden. Stehr schrieb die knappe, gut unterrichtende Einleitung; die Photos sind hervorragend. Man wird das Buch nicht so schnell aus der Hand legen, und dann nur mit dem Wunsch, diese herrliche deutsche Landschaft mit eigenen Augen kennenzulernen. R. Enke.

Klaus Thiede, **Das Erbe germanischer Baukunst im bäuerlichen Hausbau.** 150 Bilder, 12 Grundrisse und 1 Karte. 152 S. Hamburg 1936. Hanseatische Verlagsanstalt. Kart. 6,50 RM. Ln. 7,50 RM.

Das Buch enthält Bilder von Bauernhäusern aus allen germanischen Ländern. Durch die Vielfalt der Formen hindurch werden die Urformen deutlich, die der germanischen Zeit angehören. Immer wieder steht man überrascht vor der hohen Kultur dieser Bauernbauten, die den Kunstsinn und das handwerkliche Können der germanischen Rasse überwältigend offenbaren. Man beachte, wie diese Bauwerke mit der Landschaft zusammenklingen; sie sind von Menschen geschaffen, deren Bauen als Teil des schöpferischen Wirkens der Natur selbst erscheint.

Huth.

Heinrich Sohnrey, **Die Sollinger, eine Volkskunde des Sollinger Waldgebietes.** Berlin 1936. 2 Auflage. Deutsche Landbuchhandlung. 415 S. Kart. 4,— RM., gebunden 5,— RM.

Der warmherzige Verfasser bringt in seinem Werk eine Fülle von Mitteilungen über Brauchtum, Tracht, Lebensgewohnheiten, Redensarten und Sprichwörtern aus dem Solling im Weserberglande. Jeder Volkstumsfreund wird das Buch mit größter Anteilnahme lesen, und der Volkskundler wird ihm manche wertvolle Belehrung entnehmen. Sohnrey hat jahrelang gesammelt und hebt hervor, daß aus einem so abgeschlossenen Bergwaldgebiet wie dem Solling sich aus jedem Dorf ein ganzes volkskundliches Buch holen läßt. Eine Fülle echten Volksgutes ist hier erhalten geblieben: „Das Volkstum des Sollings ist noch ein werklicher Jungborn."

Huth.

Heinrich Sohnrey, **Tschiff, tschaff, toho! Gestalten, Sitten und Bräuche, Geschichten und Sagen aus dem Sollinger Walde.** Berlin 1932. Deutsche Landbuchhandlung. 394 S. Kart. 4,— RM., gebunden 5,— RM.

Dieser zweite Band der Sollinger Volkskunde Sohnreys verdient dieselbe Beachtung wie der erste. Er bringt ergänzende Mitteilungen über Bräuche und im übrigen Sagen, die im ersten Teil überhaupt fehlen. Der Titel gibt den Jagdruf des Wilden Jägers wieder und wurde deshalb mit großem Recht gewählt, weil der Band viele wertvolle Sagen vom Hackelberg, d. i. „Mantelträger", enthält, wie der „Wilde Jäger" — d. i. Wodan — im Solling heißt. Wir weisen nachdrücklichst auch auf dieses Volkskundebuch Sohnreys hin. Huth.

Tacitus, Germania. Die Entdeckungsgeschichte der Germanenländer nach Tacitus und anderen Quellen. Bearbeitet von Dr. Hans Philipp, mit 105 Abbildungen und 16 Karten. Leipzig, F. A. Brockhaus. 2,50 RM.

Dr. Hans Philipp erläutert die Quellen des klassischen Altertums im Zusammenhang mit kennzeichnenden Bodenfunden. Die ältesten Andeutungen, geographischen Versuche und Reiseberichte bei Homer, Hekatäus, Herodot usw. werden von ihm behandelt. Den Hauptteil nehmen die Berichte Tacitus' ein, ergänzt durch die Mitteilungen von Plinius, Vellejus, Dio. Für die germanische Religion werden noch kirchliche Quellen aus der Bekehrungszeit herangezogen. Der Verfasser verzichtet auf gelehrte Aufmachung; ein Literaturweiser hätte jedoch das zur Unterrichtung durch seine Anschaulichkeit geeignete Büchlein sehr vervollständigt. Hans Bauer.

Zeitschriftenschau

Fornvännen 1937, Heft 4. Birger Nerman, **„Wozu ist der Gegenstand aus Balkakra benutzt worden?"** Man hat bis jetzt nicht bestimmen können, wozu der bekannte, 1847 in einem Torfmoor bei Balkåkra unweit Ystadt gefundene Bronzegegenstand einmal gedient hat; dieser, der — wahrscheinlich aus Mitteleuropa — importiert worden ist und zu welchem ein sehr ähnliches Gegenstück aus Haschendorf unweit Ödenburg in Ungarn vorliegt, besteht aus einer Sonnenscheibe, die auf einem durchbrochenen Kranz ruht, der unten mit Rädern abschließt. Früher glaubte man, daß der Kranz, mit den Rädern nach oben, die Seitenbekleidung und die Scheibe, mit der verzierten Seite nach oben, den Boden eines Opfergefäßes aus Holz gebildet hätten. Später hat man gewöhnlich an eine Altarbekleidung gedacht. Verf. zeigt, daß der Gegenstand

hat hängen müssen. Daher muß es sich aber um ein Gong oder eine Trommel handeln. Verf. vergleicht die Balkåkratrommel mit ähnlichen, die in Südostasien (Südchina, Indochina, Birma, auf den ostindischen Inseln) vorkommen. Diese treten schon mit der Han-Periode (den Jahrhunderten um Chr. Geb.) auf und haben bis in unsere Tage fortgelebt. Die asiatischen Trommeln sind entweder als Streit- oder als Kulttrommeln angesehen worden, und betreffs der Balkåkra- und der Haschendorfer Trommel hat man wohl am ehesten an den Sonnen- und Fruchtbarkeitskult, der in der europäischen Bronzezeit eine so große Rolle gespielt hat, zu denken. (Nach der Zusammenfassung Seite 202.) — **FM-Zeitschrift der ᛋᛋ,** 4. Jahrgang, Folge 10, Oktober 1937. Otto Plaßmann, **„Die heilige Fahne“.** Feldzeichen sind uns schon in germanischer Zeit bezeugt. Wir können unterscheiden die Bannerstange, die aus dem Ahnenpfahl, dem Malzeichen des Grabhügels herstammt, und die Sturmfahne. Die Bannerstange wurde auf dem Felde aufgestellt, auf dem sich die Heere, wie es in germanischer Zeit üblich war, nach vorheriger Übereinkunft trafen. Dies im Boden stehende Feldzeichen hieß später „Standhart“, d. h. „standfest“; daher stammt das Wort „Standarte“. Die Sturmfahne, d. h. das Zeichen, das die stürmenden Verbände mit sich führten, war ursprünglich eine Lanze mit einem roten Flaggentuch. Ihr Urbild ist der Kriegsspeer Wodans. Die an den Speer gebundene Flagge war ursprünglich in Blut getaucht. Noch im Nibelungenlied heißt es von Volker, dem Bannerträger der Burgunden: „Er band zu einem Schafte ein Zeichen, das war rot.“ „Im alten Reiche war es das höchste Vorrecht des schwäbischen Heerhaufens, dem Reichsheere diese Sturmfahne voranzutragen, in der sich immer die todbereite deutsche Siegeszuversicht verkörpert hat. Immer und immer wieder mußte die Sturmfahne unter dem Hügel ihrer erschlagenen Verteidiger hervorgezogen werden: ob es nun das Rabenbanner der Normannen war, die Sturmfahne der deutschen Ritterschaft, die Fahnen der deutschen Landsknechte oder die Fahnen preußischer und deutscher Bataillone. Wenn der Krieger in germanischer Zeit und heute noch seinen Treueid auf die Fahne leistet, so lebt darin der alte erhabene Gedanke: In dem Feldzeichen lebt der Geist der Ahnen und ihrer kriegerischen Taten, in ihr lebt der Geist der kriegerischen Gemeinschaft selbst, der den Tod überdauert, denn ‚die Fahne ist mehr als der Tod‘. Darum ist die mit dem Blute der erschlagenen Krieger getränkte Flagge für immer der mythische Sammelpunkt der lebendigen und der toten Krieger.“ — **De Wolfsangel,** 2. Jahrgang, Nr. 4, Oktober 1937. Der Leitaufsatz handelt über das heilige Herdfeuer. Der Herd war einst der Mittelpunkt und das Heiligtum des Hauses. Dem Aufsatz ist ein sehr schönes Bild eines Twenter Bauernhauses hinzugefügt, auf dem man einen prachtvollen Kesselhaken mit einem sechsspeichigen Rad sieht. — **Vergangenheit und Gegenwart,** 27. Jahrg., Heft 7/8, 1937, Ulrich Crämer, **„Der 19. Deutsche Historikertag in Erfurt 1937“.** Crämer gibt einen ausführlichen Bericht über den diesjährigen deutschen Historikertag. Das Doppelheft enthält außerdem eine vollständige Wiedergabe von vier dort gehaltenen Vorträgen, von denen wir folgende besonders erwähnen möchten: Hans Zeiß, „Die geschichtliche Bedeutung der Völkerwanderungskunst“. Zeiß teilt die Denkmäler der Völkerwanderungskunst in drei Hauptkreise ein: in einen gotischen, einen fränkisch-langobardischen und einen nordgermanischen Kreis. Er schildert mit großer Sachkenntnis die Besonderheiten dieser einzelnen Kreise und hebt zum Schluß hervor: „Die Völkerwanderungskunst ist in ihren besten und bezeichnenden Erscheinungen nicht einfache Fortsetzung der älteren Kulturen, sondern Auseinandersetzung und neue Gestaltung. Sie bewahrt, solange sie blüht, wesentliche Grundzüge der vorgeschichtlichen Kunst des Nordens; auf dieses Gebiet des geistigen Schaffens übt also der Süden keinen beherrschenden Einfluß aus.“ — Konrad Schünemann: „Vorstufen des deutschen Städtewesens“. In seinem ausführlichen, gedankenreichen Vortrag würdigt Schünemann vor allem den Anteil des germanischen Kaufmannes an der Gründung der Städte. Er klärt zunächst den Stadtbegriff und scheidet einen europäischen von einem orientalischen Städtetypus. „Die indogermanischen Völker gelangen zur Städtebildung durch Kombinierung einer vorgefundenen Siedlungsweise mit der ihnen eigentümlichen Form des Gemeinschaftslebens oder durch eine bestimmte Verbindung ihrer raumüberwindenden und ihrer bodenständigen Kräfte.“ — Otto Brunner: „Politik und Wirtschaft in den deutschen Territorien des Mittelalters“. Verfasser betont, daß die bisherige Verfassungsgeschichte die politischen Gebilde des Mittelalters nicht richtig verstanden hat, weil sie mit Maßstäben des 19. Jahrhunderts an die Fragen herangetreten ist. Daher gilt es heute, sämtliche Grundbegriffe zu revidieren. „Unerträglich ist der Zustand, daß Begriffe, die einer toten Wirklichkeit entstammen, noch immer die wesentlichen Maßstäbe und Fragestellungen für eine Zeit

bestimmen, deren innerer Bau durchaus anderer Art gewesen ist. Die Forderung kann gar nicht radikal genug formuliert werden.“ Die Länder des Mittelalters sind nicht ein moderner, neuzeitlicher Staat. Sie sind eine „Friedensgemeinschaft germanischer Art“ und bewahren das ganze Mittelalter hindurch eine „bestimmte Grundstruktur germanisch-politischer Verbände“. — **Deutsches Volkstum,** 19. Jahrgang, Heft 10, Oktober 1937. Das Heft bringt eine Reihe sehr beachtenswerter Aufsätze zu Wolfram von Eschenbachs Parzival, den soeben Wilhelm Stapel dankenswerterweise in einer wörtlichen Prosaübertragung herausgebracht hat. Besonders wichtig sind uns folgende Beiträge Arthur Diederichs: „War die hohenstaufische Rompolitik ein Irrtum?“ Diederichs unterrichtet über die verschiedenen Auffassungen der Italienzüge im Mittelalter und zeigt klar, daß man ihrer Bedeutung nicht gerecht wird, wenn man sie von „der Kanzel rationalistischer Schulmeisterei“ aburteilt. Die neue Auffassung der Geschichtswissenschaft geht dahin, „daß die mittelalterliche Kaiserpolitik einen fortgesetzten deutschen Protest, einen wahrhaft revolutionären Aufstand gegen das päptstliche Machtstreben dargestellt hat“. Wir finden in dem ausgezeichneten Aufsatz leider an einer Stelle eine Unterschätzung der politischen Gestaltungskräfte des Germanentums, die inzwischen doch wissenschaftlich überholt sein dürfte. Wir erinnern nur an die ungewöhnlich wichtigen Darlegungen von Otto Höfler auf dem Erfurter Historikertag über „Das germanische Kontinuitätsproblem“. Dieser Vortrag wird demnächst in der „Historischen Zeitschrift“ erscheinen. Walter Hotz: „Die staufischen Reichsburgen“. Die Königspfalzen waren nichts anderes als große Bauernhöfe mit Herrenhaus und Eigenkirche (Pfalzkapelle). In den Grenzmarken wurden Burgen gegründet. Dies Nebeneinander von Burg und Pfalz blieb unter Sachsenkönigen und Saliern bestehen. „Erst die Stauferzeit verschmolz die beiden Typen zu einer neuen Form: der staufischen Reichsburg. „Diese Reichsburgen stellen architektonische Leistungen dar, die neben unseren hochmittelalterlichen Domen genannt werden müssen. Dabei ist zu beachten, daß die Burg ein ebenso sakrales Denkmal ist wie jeder Kaiserdom. „Die Ruinen der Reichsburgen haben bisher verkannt von der Geschichtswissenschaft und den Kunstgelehrten abseits gestanden. Möge sie heute in Zeiten der Besinnung auf Herkunft und Wesen des deutschen Volkes und auf seinen ruhm- und leidreichen Werdegang Beachtung finden.“ Stapel: „Hohenstaufenburgen“. Stapel weist auf den soeben in den „BlauenBüchern“ erschienen Band „Hohenstaufenschlösser“ von Leo Bruhns hin. Wir möchten hier ebenfalls diesen schönen Band den Freunden germanischer und deutscher Geschichte empfehlen. — **Volksspiegel,** 4. Jahrgang, Heft 4, 1937. Hans Naumann, **„Kleine Philosophie der Burg“.** Naumann weist darauf hin, daß der wehrhafte Turm, der Bergfried, Keim und Kern der mittelalterlichen Burganlage ist. Vorsichtig äußert Naumann, daß „möglicherweise in ihm der Wart- oder Wachtturm der altgermanischen Volks- und Fliehburg fortlebt; vermutlich in Verbindung mit dem Turmspeicher“. Jedenfalls ist festzustellen: „Der Gesamturpsrung der Burg liegt keinesfalls im römischen Kastell, ihre ganze Erscheinung ist so unrömisch wie möglich, in Italien haben erst die deutschen Kaiser Burgen gebaut, auf das römische Kastell führen die Ursprünge vieler unserer Städte, aber die die Ursprünge von Burgen als solcher zurück.“ Auch Naumann weist darauf hin, daß die Burg des Mittelalters ein Heiligtum ist. „Gott selbst hat, wie der ritterliche Mythos lehrt, das Heiligtum des Grals einer Burg anvertraut, nicht einem Dom. Auf einer Burg, nicht in einem Dom, offenbart Gott seine Zeichen am Gral. Von Rittern, nicht von Geistlichen, läßt der den Gral bewachen. Einem König, der selber Ritter ist wie sie, nicht einem Priesterfürsten, sind sie unterstellt. Das höchste Ziel überhaupt, zu dem unter eines deutschen Ritters Händen der Gral geworden ist, kann nur auf einer Burg dem auserwählten, immer zugleich sich strebend bemühenden Ritter erreichbar sein.“ — **Nya Dagligt Allehanda** (Stockholm) vom 23. Mai 1937. Ewert Wrangel, **„Burg Starhemberg und die nordischen Rundkirchenburgen“.** Der Verfasser berichtet über seine kunstgeschichtlichen Forschungen über Rundburgen im frühen Mittelalter. Er hält diese Rundburgen für westslawisch und meint, daß sie vom Festland nach Skandinavien gekommen sind. Dort finden sich Rundbauten in Gotland, Bornholm, Schonen, in der Gegend um Kalmar und weiter nördlich, insbesondere in der Umgebung Stockholms. Rundkirchenburgen finden sich nach dem Verfasser besonders in den deutschen Ländern, die den slawischen benachbart sind, insbesondere in Österreich. Zu ihnen gehört die Burg Starhemberg, mit deren Bau vermutlich um 1100 begonnen wurde. Die kleineren Rundkirchen waren zum Teil Grabkirchen, die in zwei Etagen geteilt waren, von denen die untere für Gräber bestimmt war, während in der oberen sich eine Kapelle befand. Die schönsten Rundkirchen sollen sich nach dem Verfasser in Dalmatien

finden, wo sie von den slawischen Kroaten erbaut wurden. Dieser Baustil erlebte seine Blütezeit im 11. Jahrhundert, in dem er sich vom Adriatischen Meer bis hinauf zum Mälarsee ausbreitete. Die Form, wie sie die Burg Starhemberg zeigt, findet sich im 11. Jahrhundert vor allem in Ost- und Südskandinavien, dagegen nicht in Norddeutschland. Im ganzen gibt es im Norden 25 Rundkirchen, wovon Schweden die größte Anzahl hat, und zwar handelt es sich jedesmal um Rundkirchenburgen. Zum Teil sind die Verteidigungsanlagen noch gut erhalten, wenn auch im allgemeinen der Festungscharakter sich verloren hat. Verfasser weist darauf hin, daß die schwedischen Fürstenhäuser im frühen Mittelalter fast ausschließlich dynastische Anknüpfungen auf slawischem Gebiet gesucht haben. Ob seine Herleitung der Rundbauten aus dem Slawentum richtig ist, kann bezweifelt werden. Jedenfalls dürften diese Rundbauten auch eine germanische Wurzel haben, da wir kreisförmige Kultbauten bereits dem Ur-indogermanentum zuschreiben müssen. (Vergl. vor allem Strzygowski, „Spuren indogermanischen Glaubens in der bildenden Kunst"). Jedenfalls ist die Erforschung dieser Denkmäler, mit der man auch in Böhmen und Mähren begonnen hat, sehr wünschenswert. (Unser Bericht über den Aufsatz von Professor Wrangel beruht auf einer Übersetzung von Herrn E. v. Niederhöffer.)

Dr. O. Huth.

„Frühgermanische Wehrhaftigkeit." Zu dem Aufsatz „Frühgermanische Wehrhaftigkeit" von Justus Hashagen in Heft 10, 1937, erhielten wir eine Zuschrift, aus der wir folgendes wiedergeben:

„Dieser Aufsatz zeugt zwar von guter Quellenkenntnis des Verfassers und ist inhaltlich sehr wertvoll; ich habe nur das Bedenken, daß der Verfasser ein Moment übersehen hat, das sicherlich wichtig ist: die seelische Haltung des germanischen Menschen zur Frage des F r i e d e n s!

Wenn der Führer immer wieder die deutsche Friedensliebe betont und den Frieden als Ziel aller seiner Bestrebungen bezeichnet, so gibt er darin unbedingt einer germanischen Geisteshaltung sinnfälligen Ausdruck. Dieser Friedensgesinnung steht die ebenso stark betonte Wehrgesinnung, der bis zum letzten einsatzbereite Wehrwille keineswegs entgegen.

Ich möchte aber nicht gutheißen, daß eine Meinung aufkomme, als seien die Germanen nur „Raufbolde" gewesen, wie dies eine gewisse, nicht weit zurückliegende Geschichtsschreibung aus tendenziösen Absichten wahrhaben wollte. Die nächste Schlußfolgerung ist dann die, daß das Christentum jenen „Raufbolden" erst Gesittung hätte beibringen und die „Güter des Friedens" lehren müssen. Gewiß haben die germanischen Stämme unter sich und gegen äußere Feinde häufig gekämpft; berechtigten Zweifeln aber dürfte die Meinung begegnen, daß sie keine größere Lust gekannt hätten, als sich stammweise gegenseitig bis zum letzten Mann niederzumetzeln oder alle Gefangenen dem Mars oder Merkur (lies: Donar oder Wodan) zu opfern.

Ich habe geglaubt, Ihnen dies schreiben zu sollen, nicht um gegen den Aufsatz von Hashagen Stellung zu nehmen, sondern um ihn zu ergänzen und vor einer falschen Ausdeutung zu schützen."

Wir geben dieser Meinungsäußerung um so lieber Raum, als wir selbst wiederholt davor gewarnt haben, das Germanenbild nach einem Entweder — Oder zwischen Sippengedanken und Kriegertum auseinanderzuzerren. So hat wohl auch der an sich sehr aufschlußreiche Aufsatz von Hashagen die Gefahr nicht ganz vermieden, nach der einen Seite mißdeutet zu werden. Insbesondere über die Frage der Menschenopfer werden wir demnächst noch einen grundlegenden Aufsatz eines unserer Mitarbeiter bringen, der vor allem das nordische Quellenmaterial heranzieht. — Für kritische Äußerungen aus dem Leserkreise sind wir immer dankbar.

Hauptschriftleitung.

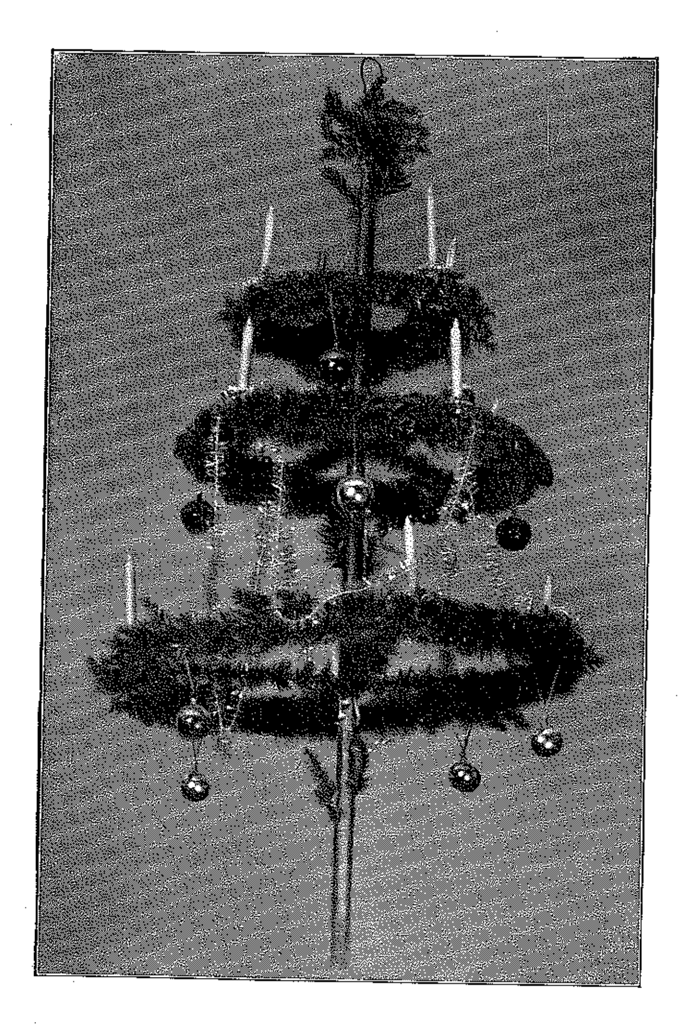
Das Recht ruht auf dem Grundsatz, daß ein Individuum, das die Schande an sich haften läßt, nichts mehr unter Männern gilt; es kann künftig nicht mehr den Schutz der Gesetze fordern.

Wilhelm Grönbech

Der Nachdruck des Inhaltes ist nur nach Vereinbarung mit dem Verlag gestattet. Schriftleiter: Dr. Otto Plaßmann, Berlin O 27, Raupachstr. 9 IV. Druck: Offizin Haag-Drugulin, Leipzig. Verlag: K. F. Koehler, Leipzig C 1. Printed in Germany.

Leipzig, Dezember 1937 Heft 12

Germanien



Monatshefte für Germanenkunde zur Erkenntnis deutschen Wesens